BHS VI. 22-3

Bayerische Berg-, Hütten- und Salzwerke
Aktiengesellschaft
Bibliothek
Gruppe VI
B Nr 22

Bemerkungen

auf einer Reise

durch das

südliche Deutschland,

den Elsaß

und die Schweiz

in den Jahren 1798 und 1799

von

C. U. D. von Eggers,

königlich-dänischem Legationsrath, Oberprocüreur und Deputirten in der Deutschen-Kanzlei.

Dritter Band.

Kopenhagen, 1802.

Bei Christian Georg Proft.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt
des dritten Theils.

XXIX. Brief.
An die Frau Etatsräthin Brun in Kopenhagen.

Gaggenau, den 16. April 1798. S. 1.

Frühjahrsluft. Unterschied des Klima. Schneestreifen. Bergluft. Spaziertouren. Der Wasserfall. Der einsame Steg. Niederbühl. Kuppenheim. Das Murgthal. Gaggenau.

XXX. Brief.
An dieselbe. Fortsetzung.

Etlingen, den 17. April 1798. S. 30.

Der Amalienberg. Uebersicht des Murgthals. Holzhandel. Neu-Eberstein. Gernsbach. Die Teufelsmühle. Loffenau. Herrenalb. Frauenalb.

XXXI. Brief.
An den Herrn Professor Ehlers in Kiel.

Rastadt, den 20. April 1798. S. 52.

Interesse für die Badenschen Länder. Größe. Bevölkerung. Verschiedene Landesantheile. Getrenn-

tes Territorium. Hinderniſſe allgemeiner Veranſtaltungen. Reichsunmittelbare Kreisverbindungen.

XXXII. Brief.

An denſelben. Fortſetzung.

Raſtadt, den 24. Avril 1798. S. 81.

Wohlſtand der Einwohner. Nahrungszweige. Boden. Kultur. Produkte. Charakteriſtik der Einwohner. Geiſt der Regierung. Einkünfte. Militair. Civilbeamte. Geiſtlichkeit. Geſetzliche Einrichtungen. Gemeinen. Oekonomiſche Anſtalten. Forſtkultur. Mineralien. Fabriken. Handel. Phyſiokratiſches Syſtem.

XXXIII. Brief.

An denſelben. Fortſetzung.

Raſtadt, den 27. April 1798. S. 130.

Oeffentliche Gebäude. Wege. Kanäle. Brückenbau. Polizei. Brandanſtalten. Armenanſtalten. Inſtitut für kranke Dienſtboten in Carlsruhe. Spital. Medizinalanſtalten. Handwerksmißbräuche. Spinnſchulen. Vorſchüſſe an arme Unterthanen. Aufhebung der Leibeigenſchaft. Antwort des Markgrafen auf die Dankſagung der Stände.

XXXIV. Brief.

An den Herrn Regierungsrath von Eggers in Glückſtadt.

Raſtadt, den 4. Mai 1798. S. 181.

Wichtigkeit der diplomatiſchen Beſtimmung. Mündliche Unterhandlungen. Feinheit des Styls. Per-

sönliches Talent. Frühe Wahl. Vorbereitungen zur diplomatischen Laufbahn. Stand. Vermögen. Diplomatische Akademie. Reisen. Probejahre. Lage der diplomatischen Agenten. Endliche Abfindung.

XXXV. Brief.

An den Herrn Obergerichtsrath von Eggers in Schleswig.

Rastadt, den 10. Mai 1798. S. 230.

Langsamer Gang der Friedensunterhandlungen. Frankreichs zweifelhafte Gesinnungen. Ton der Unterhandlungen. Sprache. Abtretung des linken Rheinufers. Bedingungen. Einfluß der Form der Unterhandlungen auf die öffentliche Meinung.

XXXVI. Brief.

An den Herrn Professor Hegewisch in Kiel.

Rastadt, den 11. Mai 1798. S. 252.

Rechtliche Seite des Säcularisationsprinzips. Politische Seite. Frankreichs Interesse. Bevorstehende Trennungen in Deutschland. Collisionen des Privatinteresse. Wahrscheinlicher Ausgang.

XXXVII. Brief.

An den Herrn Professor Sander in Kopenhagen.

Rastadt, den 16. Mai 1798. S. 281.

Eigenthümlichkeiten der Französischen Schauspielkunst. Französisches Schauspiel in Kopenhagen. Charak-

teristik der Gesellschaft. Vorzüglichste Schauspieler. Aufgeführte Stücke. Operetten. Einfluß der Revolution. Revolutionsstücke. Lokal. Publikum. Sprache.

XXXVIII. Brief.

An den Herrn Professor Münter in Kopenhagen.

Baden, den 18. Mai 1798. S. 305.

Weg nach Baden. Jagdhaus. Baden. Das Schloß. Die Keller. Nehmgerichte. Spaziergänge. Die Quelle. Alte Monumente. Der Staufenberg. Revolutionen der Natur. Der Schloßberg. Weg nach Gernsbach. Lichtenthal.

XXXIX. Brief.

An den Herrn von Eggers in Meldorf.

Rastadt, den 20. Mai 1798. S. 337.

Streit über die Beibehaltung des Adels. Recht auf Bedienungen. Steuerfreiheit. Ertheilung des Adels. Verlust des Adels. Ursachen des Hasses gegen den Adel. Republikanischer Adel. Politische Disputen.

XL. Brief.

An den Herrn von Bonstetten in Kopenhagen.

Rastadt, den 22. Mai 1798. S. 367.

Plünderungen in der Schweiz. Contributionen von den aristokratischen Cantons. Wanderung des Berner

Schatzes nach Paris. Aushebung von Geißeln. Abneigung der kleinen Cantone gegen die Constitution. Unterhandlungen darüber. Ausbruch der Feindseligkeiten. Abschluß einer Capitulation. Annahme der Constitution in anderen Gegenden. Auflösung der einzelnen Cantonsversammlungen. Unterwerfung von Genf. Constituirung des gesetzgebenden Corps. Nazionalfokarde. Wahl des Directoriums. Roubiere und Rapinat. Standhaftigkeit des Directoriums. Gesinnungen der gesetzgebenden Räthe. Trauriges Resultat der Befreiung der Schweiz.

XLI. Brief.

An den Herrn Etatsrath Brun in Kopenhagen.

Freiburg, den 23. Mai 1798. S. 402.

Nächster Weg nach der Schweiz. Bühl. Das Bad Hueb. Saßbach. Türenne's Grabmal. Bergkunde der Franzosen. Position am Rench. Offenburg. Ettenheim. Emmendingen.

XLII. Brief.

An den Herrn Professor Sander in Kopenhagen.

Lörrach, den 24. Mai 1798. S. 429.

Freiburg. Heitersheim. Der Albertsberg. Müllheim. Die Emigranten. Reiche Bauern. Badenweiler. Das Römische Bad. Die Quelle. Das alte Schloß. Der Blaue und Hochblaue.

Der Belgen. Schliengen. Kalteherberge. Die Pritsch. Bergfamilien. Der Dumringer Berg. Das Bergthal zwischen Rebenhügeln.

XLIII. Brief.

An den Herrn von Bonstetten in Kopenhagen.

Regensberg, den 25. Mai 1798. S. 469.

Lörrach. Enzlinger Wald. Das Waldthal Rheinfelden. Strohdächer. Der Obermumpfer Stieg. Sickingen. Stein. Der Oschker Berg. Frick. Das Frickthal. Die Schweizer Gränze. Der Freiheitsbaum. Der Bözberg. Schweizerthal. Brugg. Baden.

XLIV. Brief.

An die Frau Etatsräthin Brun in Kopenhagen.

Zürch, den 26. Mai 1798. S. 497.

Der ächte Schweizer. Erwartung vom Sonnenaufgang. Der Lägerberg. Das Wachhaus. Die Burg bei Adliken. Der Zürcher See.

XXIX.

Gaggenau, den 16. April 1798.

Bald nach meiner Zurückkunft von Strasburg ward die Luft wieder milder. Auf einige rauhe Tage folgte der schönste Frühling. Welch ein Frühling, liebe Friederike! Zwar Sie haben mir diese bezaubernde Luft aus Lyon beschrieben; aber ich fühle, daß man ihre Wohlthätigkeit nur aus eigener Empfindung völlig kennt. Es ist ein Reiz in diesem schnellen Aufblühen, in dieser gebährenden Wärme der Natur, der unser ganzes Wesen wie neu belebt. Sie glauben es zu unterscheiden, wie von einem Schritt zum andern die Vegetation zunimmt. Heiterkeit, Kraft, Grazie der Jugend scheint sich allem mitzutheilen, was athmet. Auch ich, der unerschütterliche Vertheidiger des Nordens, muß es gestehen, daß dieser Genuß uns fremd ist. Wir

haben wohl einzelne schöne Frühlingstage, wo wir eben so sehr, als die Südländer, uns des Wiederauflebens der Natur freuen; aber das anhaltende Frühlingswetter, die gleiche allmählige Zunahme der Wärme — kennen wir nicht. Ich vermuthe, daß dieser Unterschied zwischen dem nördlichen und südlichen Klima der auffallendste ist; nach allem, was ich sonst höre, haben diese milderen Himmelsstriche vor den unsrigen in den übrigen Jahrszeiten keinen merklichen Vorzug. Der Herbst muß nach der Beschreibung, die man mir hier macht, bei uns sogar schöner seyn.

Dagegen ist der Frühling hier viel zeitiger. Schon im Februar sah ich Blumen im Felde. Bald bemerkte ich auch das junge Gras am Fuß der Berge. Eben längs dieser sanften Erhebung wachsen die Kräuter am ersten und am schnellsten. Damit macht die höhere Region einen auffallenden Kontrast. Indeß ich im Thale in dem mildesten Sonnenschein wandle, gedeckt durch die anstoßenden Berge gegen die kalten

Winde, sehe ich nicht selten auf den Bergen Schneegestöber. Ihre Gipfel sind noch mit einer gefrornen Schneekruste bedeckt, die den wohlthätigen Stralen der Sonne undurchdringlich bleibt. Am Abhang sehen Sie in sonderbaren Schattirungen hier jungen Rasenteppich, dort Schneestreifen oder Eisglätten von grauer Farbe mit einander abwechseln. Eben so die Gipfel der Bäume. Größtentheils sind sie noch mit ihrer Schneekruste überzogen, aber hie und da bricht, wie mit Gewalt, das frische Laub hervor. Es ist als sähen Sie allenthalben den mächtigen Kampf der wieder auflebenden Natur gegen die Fesseln des Todes. Von einem Tage zum andern schwinden sie mehr und mehr. Nun tritt ein rauher Wind in die Mitte. Die Vegetation scheint stille zu stehen. Sie fürchten schon für das aufkeimende Leben. Aber bald siegt die Lebenskraft. Wenn sich nach einigen Tagen der Horizont wieder aufheitert, so scheint der Fortschritt selbst durch den Widerstand gewonnen zu haben.

Diesem Schauspiel habe ich schon lange mit unbeschreiblichem Interesse zugesehen. Auf meinen Spaziergängen im Schloßgarten verfolge ich täglich die Veränderungen der Hülle dieser Berge, wonach mich so sehr gelüstet. Selbst bei meinem schwachen Gesicht habe ich durch die öftere Beschauung mir gewisse feste Zeichen in der Kette gemerkt, nach denen ich jetzt die Veränderungen abmesse. So wie der Schnee näher und näher bei dem Gipfel schmilzt, steigt meine Hoffnung, bald eine Bergreise machen zu können.

Vor der Mitte des künftigen Monaths soll ich indeß nicht reisen. Man sagt mir, die Bergluft sey so kalt und unbeständig, daß man nicht früher mit Vergnügen reisen kann. Wirklich bemerke ich, daß der Wind von den Bergen immer rauhe Luft mitbringt: er muß also auf der Höhe noch viel empfindlicher seyn. Auch die Wege werden nicht eher bequem, als bis der Schnee weggeschmolzen ist. Dann erst hören die häufigen Bergwasser auf mit ihrem unordentlichen Toben. Bis dahin, so lange sie noch so

viele fremde Zuwüchse bekommen, sollen sie oft gefährlich genug seyn.

Aber Sie glauben wohl nicht, liebe Friederike, daß mich diese Schwierigkeiten lange abhalten können? Das werden sie auch nicht. Ich gestehe Ihnen, an mehr als einem schönen Morgen war ich schon im Begriff, Pferde zu bestellen, um fürs erste den Schwarzwald zu besuchen. Doch ist es noch bisher unterblieben, weil mich jeder Ortskundige versichert, ich würde in jeder Hinsicht der Reise nur halb genießen. Auch hat in der That ein rauher Wind von der Bergseite, der bald genug auf einige schöne Tage folgte, mich gelehrt, daß es am besten war, mich an die Stimme der Erfahrung zu halten.

Desto reichlicher genieße ich in diesen himmlischen Tagen der Spaziergänge in der Nähe. Auch unter diesen sind schon verschiedene, die einen Vorschmack geben von den Gegenden, die ich mir jenseits der Berge denke.

Zuerst unter allen nenne ich Ihnen meinen einsamen Steg. Ich habe ihn mir zugeeignet, denn noch nie traf ich hier einen Wanderer. Sie sehen, ich bleibe meiner Sitte getreu, allein zu spazieren. Wie selten ist eine solche Uebereinstimmung des Charakters, der Bildung, der Neigungen, daß man auch in den Augenblicken sich anderen mittheilen mögte, wo wir uns selbst gelassen seyn wollen. Und meistens ist dieß die Richtung meiner Empfindungen, wenn ich spaziere. In einer großen Reihe im Schloßgarten gehen, ist für mich eben so wohl Gesellschaft, als eine glänzende Versammlung im Audienzsaal. Alle Wirkungen der gesellschaftlichen Convenienz umgeben mich; die Schönheiten der Natur, die Wohlthätigkeit der Luft rühren mich nur entfernter, eben wie schöne Decorationen, wie liebliche Parfüms im Gesellschaftszimmer. Aber wenn ich spaziere, will ich frei von den Banden der Gesellschaft, fern von ihren Verhältnissen, nur mit mir selbst, und mit der Natur seyn. Ich will über meine Gedanken gebieten können, ohne daß jemand mich störe, meine Betrachtungen von

dem Gegenstand ablenke, auf welchen ich sie jetzt richte. Nur dann steht es mir frei, Plane zu verfolgen, oder jenen unschuldigen Träumereien nachzuhängen, welche in einer Art zauberischer Verbindung mit der milden Luft stehen. Ich nenne sie unschuldig, weil sie an Schwärmerei nur gränzen. Sie öffnen das Herz manchem sanften Gefühl, die Seele edlen Gedanken, ohne so von dem thätigen Leben abzuziehen, wie schwärmerische Phantasien. Sie wissen, ich gehöre nicht zu den Sachwaltern der Schwärmerei; aber es giebt hier eine Gränzlinie, die das richtige Gefühl nicht leicht verfehlt. Welch ein Abstand zwischen Rousseau's Reverien, und Siegwarts Mondwandern! Dennoch will ich auch Rousseau nicht von tadelhafter Schwärmerei freisprechen. Aber sie betraf nur einen Gegenstand: seine vermeinten Verfolgungen. Berührten seine Vorstellungen diese Saite, so riß ihn seine kranke Einbildungskraft hin zu den ungereimtesten Traumbildern. Alle andere Betrachtungen haben das Gepräge des feinen Urtheils, der sanften Empfindung, des weichen

Herzens, das ihn sonst so liebenswürdig macht. Wer wollte nicht gern diese Träumereien mit ihm theilen?

Wirklich denke ich oft an den armen, unglücklichen Rousseau, wenn ich meinen Steg betrete. Man hat sich auf seine Schriften so oft während der Französischen Revolution berufen, wenn gleich in verkehrtem Sinn. Seine Lehre war gewiß nicht dazu geeignet, eine Revolution hervorzubringen, wie die, durch deren Wirkungen wir hier sind. Und dennoch verfolgt meine Phantasie die unbegreifliche Verkettung der menschlichen Verhältnisse, wodurch Rousseau's mißverstandene Schriften mit in das mächtige Triebrad eingriffen. Nichts ist gleichgültig in der Natur, rufe ich mir zu, und verehre staunend den unermeßlichen Rathschluß, der dieß Ganze anordnete. Dann fällt unwillkührlich mein Blick auf die hohen schlichten Pappeln. Die Phantasie fliegt nach Ermenonville. Ich sehe am Fuß des Schwarzwaldes eine Gegend, ähnlich der, wo man Rousseau's Urne aufbewahrt.

Der Weg zu diesem einsamen Steg geht gleich hinter dem Thore nach Karlsruhe und Ettlingen zur Rechten ab. Es ist ein lieblicher Weg. Vor sich sehen Sie das nahe Gehölz, kaum eine Viertelstunde entfernt. Zur Rechten ist die Murg an einem ziemlich hohen Ufer. Hier sind jetzt schon die Leute oft beschäftigt, Holz herab zu flößen. Dieß Holz ist fertig gehauenes Brennholz. Man macht eine Lage von Brettern schräg am Ufer herab. So stürzt man die Schiebkarren mit gehauenen Stücken herunter. Die Stücke schwimmen fort bis zu dem Abladungsort. Hier zieht man mit einem langen Haken mehrere mit einander herauf, und stabelt sie auf dem jenseitigen niedrigen Ufer.

In dem kleinen Gehölz zieht sich der Weg nahe an die Murg. Sie kommen zu einem Wasserfall über die ganze Breite des Flusses. Die Höhe beträgt etwa acht Fuß. Schon in einiger Entfernung hören Sie das Rauschen, noch ehe Sie die Ursache kennen. Aber das Wasser rauscht so gleichförmig; nicht übermäßig stark.

Wenn Sie herantreten, so spiegelt es sich auf einer vollkommen glatten, hellen Fläche. Alles setzt Sie in eine sanfte Stimmung; alles beschwört den Sturm der Leidenschaft. Das Wasser fließt mit Kraft, und doch so sanft. Ringsum herrscht vollkommene Stille. Hohe dichte Bäume brechen die Stralen der Sonne, die nur im Wasser glänzen, wo sie uns nicht beschwerlich sind.

Jetzt kommen Sie zu einer Mühle. Sie freuen sich des Wohlstandes, den die äußere Gestalt andeutet. Es kann nicht anders seyn, denken Sie, die Leute müssen mit Lust und mit Erfolg arbeiten, in dieser schönen, von der Natur so mütterlich ausgestatteten Gegend. Aber wir halten uns jetzt nicht auf: wir folgen dem Lauf des Flusses.

Wenig Schritte von der Mühle sehen wir zwei Brücken über zwei Arme der Murg, die ein kleines Gehölz in krummen Linien einschließen. Hier stoßen sie fast zusammen. Dennoch sehen wir sie nicht auf einmal. Die

Bäume in der Mitte verstecken uns gleichsam ihren Lauf.

Von der ersten Brücke ab verfolgen Sie den Fluß fast in einer geraden Linie bis nach Rastadt. Er ist an beiden Seiten mit Bäumen besetzt. Das Wasser fließt sanft, wie der Schmerlenbach. Die Sonne mischt Licht und Schatten in dem Wasser in unendlicher Mannigfaltigkeit. Sie sind nur eine gute Viertelstunde von der Stadt; aber die Entfernung dünkt Ihnen sehr viel größer, durch die Täuschung der Bäume, die doch bei weitem nicht bis zur Stadt reichen. Wie bedauerte ich in diesem Augenblick, daß ich über manche Geschäfte das Zeichnen ganz liegen ließ! Der Prospect von Rastadt, aus einem Standpunkt zwischen zwei Bäumen, der sich Ihnen fast von selbst darbietet, gäbe den Stoff zu einem Gemählde, das jeden Kenner, jeden Freund der Kunst freuen würde.

Ueber der Brücke ändern wir unsere Richtung nur um wenige Schritte vorwärts — und alle Spuren der Stadt sind verschwunden. Wir

finden uns in einem Gehölz; aber ringsum se-
hen wir durch Oeffnungen der Bäume Kornfelder
und Wiesen hervor schimmern. Zur Linken la-
det uns die Murg ein, ihrem stillen Gang zu
folgen. Hier betreten Sie meinen einsamen
Steg. Es ist ein schmaler, etwas erhöheter
Damm, mit dichten Pappeln besetzt. Die
Bäume stehen in dem schönsten Wuchs. Ihr
frisches Laub glänzt herrlich im fernen Sonnen-
schein. Indeß wandern wir im tiefsten Schat-
ten. Wir athmen die reinste, mildeste Luft.
Ein ächter Zephyr — nicht der im Weidenbaum
in des Vaters Garten *) — spielt in den Gip-
feln. Alles sagt Ihnen, daß Sie in einer Ge-
gend sind, die menschlicher Fleiß bebauete. Den-
noch reizt kein Laut eines belebten Geschöpfes,
als der Gesang der Vögel, Ihr Ohr; kein Ge-
genstand, als Bäume und Gras, zieht ihr Auge
auf sich. Ruhe, wenn Sie wollen, auch Ernst
ist der Charakter der Gegend; aber nichts trau-
riges, nichts wildes, nichts furchtbares. Fast

*) Am Peblinger See nahe bei Kopenhagen.

kann ich mich nicht des Gedankens erwehren, eben diesen Spaziergang vielen Mitgliedern des diplomatischen Corps zu empfehlen, die in der That auch äußerer Mittel zur Beruhigung der Leidenschaften bedürfen. Mir wenigstens scheine es in der That, daß man aufgelegter sey, zur ruhigen Erörterung streitiger Gegenstände, wenn man von einem solchen Spaziergang zurück kommt; und wer ist der Sterbliche, der sich über die Wirkung der Stimmung des Augenblicks erhaben glaubt?

Wenden wir uns bei der Brücke seitwärts, und gehen rechts um die Mühle, so kommen wir bald an den zweiten Arm der Murg nach Nieder-Bühl. Dieser Ort ist ein ziemlich wohlgebautes Kirchdorf, eine halbe Stunde von Rastadt. Es liegt sehr angenehm an der Murg, gerade vor uns in einer kleinen Entfernung von der Oos, die fast parallel mit der Murg läuft. Rastadt scheint mir nichts von den Unbequemlichkeiten zu haben, die im Sommer den Aufenthalt in Städten so unangenehm machen: sonst würde

ich mir in diesem Dorfe eine kleine Sommer-wohnung miethen.

Jener Fußsteig bringt Sie nach einer guten Viertelstunde in einen Fahrweg, der zwischen Kornfeldern zu Kuppenheim führt. Dieß Städtchen liegt eine Stunde von Rastadt am Fuß der Berge, die das Murgthal zur Linken einschließen. Es war ehemals befestigt, jetzt ist es nur von einer schlechten Mauer umgeben.

Heute machte ich von Kuppenheim aus meine kleine Reise in das Murg-Thal. Sie kennen dieß schöne Thal vielleicht schon unter der Benennung der kleinen Schweiz. Wirklich soll es mit den Gebirgsgegenden der Schweiz von mittlerer Höhe und ferne von den Eisbergen eine auffallende Aehnlichkeit haben. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, wie sehr meine Aufmerksamkeit schon um dieser Aehnlichkeit willen darauf gespannt war. Auch habe ich hier oft mit großem Interesse von dem merkwürdigen Thal reden hören. Es sind viele Reiseparthieen auf den Sommer verabredet. Ich selbst werde

an nicht weniger, als dreien, Theil nehmen. Dann können auch Sie, liebe Friederike, eine genaue Beschreibung erwarten. Für jetzt werde ich nur einen Vorschmack davon genießen. Freilich ist meine Sehnsucht nach der weiteren Reise sehr durch das erhöhet, was ich nur heute sah. Sie haben gewiß viel dabei verloren, daß Sie nicht diesen Weg nach der Schweiz nahmen.

Eigentlich geht das Murgthal von Freudenstadt im Schwarzwalde bis Steinmauern, einem Dorf, eine Stunde von Rastadt. *) So weit, nämlich funfzehn Stunden, erstreckt sich der Lauf der Murg. Sie entspringt bei Freudenstadt, und fällt bei Steinmauern in den Rhein. Aber der letzte Theil ihres Weges von Rothenfels bis Steinmauern, eine Strecke von drei Stunden, geht schon über die Rastadter

*) Wir haben, seitdem ich dieß schrieb, eine vollständige Beschreibung des Murgthals von Jägerschmidt erhalten, die in jeder Rücksicht sehr interessant ist, und einen der schätzbarsten Beiträge zur speziellen Topographie Deutschlands liefert.

Heide. Diese Gegend gehört nicht mehr zu dem Murgthal im engsten Verstande. Denn im Schwarzwalde, wie in der Schweiz, benennt man nur solche Thäler nach Flüssen, die sich zwischen parallelen Bergen in geringem Abstand längs dem Fluß hinziehen. Erweitert sich das Thal, so verändert sich auch die Benennung. Sie heißen dann Auen oder Gowen.

Der Theil des Thals, den ich jetzt besuche, ist der mittlere. Hier fängt es schon an, sich aufzuschließen, und erweitert sich dann allmählig bis an die Rastadter Heide. Das Städtchen Gernsbach ist der Scheidepunkt, von dem aus das Thal sich nach Rastadt zu erweitert und nach dem Schwarzwald zu beengt. Diesen Ort setzte ich mir zum Ziel dieser ersten Reise, um mir vorläufig einen Begriff von dem Murgthal in seiner zwiefachen verschiedenen Gestalt zu machen.

Von Kuppenheim bis Gernsbach sind drei Stunden. Ich wollte meinen Weg an der rechten Seite der Murg nehmen, über Obendorf

und

und die Schmelzhütte nach Rothenfels. Diese Gegend soll in geologischer Rücksicht sehr interessant seyn. Insonderheit finden sich von Gaggenau bis nach Kuppenheim hin mehrere Arten schönen Marmors, die mit Erfolg verarbeitet sind. Aber man widerrieth mir diese Reise, weil man auf den Bergen noch nicht gut fortkommen konnte. Also gieng ich von Kuppenheim nordwärts nach der Murgbrücke. Bei dieser Brücke fängt das Murgthal an, wenn man die Strecke der Rastadter Heide, durch welche die Murg noch bis an den Rhein fließt, nicht mit dazu rechnet. Die Murg kömmt rechts von den Bergen her, und fließt links nach dem Rhein zu. Ueber der Brücke geht der Weg links nach Mückesthurm, und rechts nach Gernsbach.

Man dringt allmählig zwischen den Bergen hinein, die gleichsam sich in zwei Arme theilen, um ihren Schoos zu öffnen. Noch ist das Thal ziemlich weit. Man kömmt durch das Dorf Bischweier fünf viertel Stunden von Rastadt. Dieß Dorf gleicht noch den übrigen auf

der Rastadter Heide. Eine halbe Stunde weiter, dicht vor Rothenfels, ändert sich die Gegend. Ich kam nun zur rechten den Bergen näher, an welchen die Murg entlangs fließt. Rothenfels, zwei Stunden von Rastadt, ist schon ein großes Walddorf. Hier zeigten die großen Schmieden und die Holzflöße, daß Fluß und Wald die Einwohner nährte. Der Bretter- und Dielenhandel, der dem Schwarzwald so große Summen, besonders aus Holland bringt, nimmt hier seinen Anfang. Man zeigte mir eine herrschaftliche Sägemühle mit drei Gängen, die das ganze Jahr hindurch arbeiten. An den Ufern der Murg waren zu beiden Seiten Haufen von Bolen und Dielen aufgestapelt, in schräger Richtung, um dem Wasser leichten Ablauf zu geben. Alle diese Holzstöße sollten erst die Murg, dann den Rhein herab geflößt werden. Die Erzählung eines Schiffers von den sonderbaren Reisen auf diesen Flössen machte mich sehr neugierig einen Flöß zu sehen. Er sagte mir, ich könne, ohne sein Element wieder zu verlassen, hier von dem Fleck, wo wir standen, am Fuß des

Schwarzwaldes, gerade nach Kopenhagen reisen. Zuerst auf der Murg von Rothenfels nach Steinmauern, dann den Rhein entlangs nach Holland immer auf Flössern, dann auf künstlicheren Schiffen bis an den Zusammenfluß der Ostsee und Nordsee. Sie können glauben, ob ich ihn mit Interesse zuhörte! Ueberhaupt gefielen mir die Rothenfelser sehr wohl. War es Täuschung der gespannten Phantasie, oder ist bei ihnen wirklich schon die Einwirkung der Bergluft sichtbar — mir schienen sie rascher, geschickter, herzlicher, als die Männer von dem Kornlande.

Hinter Rothenfels schlängelt sich der Weg zur Seite der Murg zwischen den Bergen in einem Thale, das ungefähr zehn Minuten breit ist. Korn und Gras wachsen üppig in der Ebne; an dem Abhang der Berge zieht sich das schönste junge Laub in mannigfaltigen Farbenmischungen hinauf. Der Weg selbst ist treflich. Er ist mit der größten Sorgfalt gemacht, und so dauerhaft, daß er der Zeit, wie den Elementen zu trotzen scheint. So geht es durch das ganze Murgthal,

bis über Forbach hinaus. Man reiset hier zu jeder Jahrszeit, selbst mit großen Reisewagen, bequem und sicher. Das Verdienst der Ausführung dieser wichtigen Veranstaltung gebührt dem Obervogt von Cassolaye. Ihm danken auf immer die Reisenden und die Einwohner, die sich der Straße zum Transport ihrer Bedürfnisse und Producte bedienen.

Gaggenau, ein großes, schönes Dorf, drei Stunden von Rastadt, zeichnet sich durch vorzüglichen, äußeren Wohlstand aus. Es hat eine Sägemühle, eine Glashütte, einen beträchtlichen Eisenhammer. Hier sehen Sie noch größere Holzvorräthe, als in Rothenfels. Auch ist die umliegende Gegend, so weit sie Korn trägt, sehr gut angebauet. Zum Theil war dieß Wirkung der Auftheilung der Felder, die zu dem Weinauer Hof gehören, ein ansehnliches, neues herrschaftliches Pachtgebäude, dicht vor Gaggenau.

Der Jägerische Eisenhammer liegt überaus angenehm, am Eingang des Dorf. Nahe das

bei ist der schöne Damm an der Murg, an beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt, und sorgfältig auf großen Felssteinen an den Seiten gestützt. Dann fahren Sie an jener Seite des Dorfs dicht vor einer ansehnlichen Besitzung vorbei, die an dem jenseitigen Ufer der Murg reizend auf einem Berge liegt. Sie sehen diesen Berg oben bedeckt mit Reben und reichen Fruchtbäumen. Senken Sie den Blick, so entdecken Sie in der Seitenwand die wildeste, unordentlichste Steinmasse. Sie errathen leicht, daß einst der ganze Berg diese rauhe abschreckende Gestalt hatte, und Sie erstaunen über die herrliche Wirkung der Kultur, welche eine so glückliche Verwandlung hervorbrachte.

Wirklich gehört dieser Berg zu den seltensten Merkwürdigkeiten der Kulturgeschichte. Es ist ein kleiner, isolirter Berg, der sich jedoch von hinten an größere anschließt. Seine obere Fläche mag etwa 100 Morgen betragen. Noch vor funfzehn Jahren war er vollkommen öde. Er hieß damals Hilfurth. Man sah keine Spur

von Vegetation, als hie und da eine ärmliche Staude oder einen kraftlosen Baum. Nur eine dünne Kruste von Steinmoos bedeckte ihn. Zum Theil hieng er in schroffen Felsstücken über die Murg herab.

Ein Holzhändler, jetzt der Commerzienrath, Rindenschwender, faßte den kühnen Entschluß, ihn zu cultiviren. Er überzeugte sich durch wiederholte Untersuchungen, daß der Berg gut genutzt werden könnte. Nun sparte er keine Mühe, keine Kosten. Der Erfolg zeigte, daß er richtig rechnete, so oft man auch anfangs mitleidig die Achseln zuckte. Er ließ die ungeheueren Felsmassen sprengen, Steine ausgraben, Erde in Körben hinauf tragen. So erhielt er hier bald einen guten Boden. Nun fieng er an zu pflügen. Er unterhielt einen starken Viehstand, anfangs mit großen Geldaufopferungen: aber dadurch gewann er den Dünger, der ihm unentbehrlich war. Dadurch sah er sich in den Stand, Wein und Obst zu pflanzen, denen die Lage an der Sonnenseite treffliches Gedeihen ver-

sprach. Wo es zur Unterstützung der zarten Reben nöthig war, führte er Mauerwerk auf. Unten ist der ganze Fels mit rohem Stein vermauert, um das Ausgleiten der Erde zu verhüten. So steigen Sie den Weinberg auf Stufen herauf und hinab.

Von der Landstraße ab führt ein sehr bequemer, gebahnter Weg zu Rindenschwenders Wohnung. Die Gebäude sind einfach, aber zweckmäßig. Sie ahnden hier nicht im mindesten, daß dieser liebliche, fruchtbare Hügel einst ein wüster Fels war. Jetzt wächst hier treffliches Getraide, kräftiges Futter, vorzüglicher Wein und Obst. Es ist nicht möglich, eine glücklichere Vegetation zu sehen. Aber nun führt man Sie einen anderen Weg herunter, und mit Erstaunen erblicken Sie eine kleine Strecke am Fuße, die der Besitzer in ihrer ursprünglichen Gestalt ließ, um ein belehrendes Beispiel zu geben, wie viel Kultur vermag. Hier ist in einer Spalte des Felsens eine Höle, wahrscheinlich durch das Wasser gebildet. Man kann hinein

gehen, aber nicht weit. Die böse Luft löscht das Licht aus, und von oben tröpfelt Wasser herab.

Wenn Sie von hier den Berg betrachten, so begreifen Sie, daß die Umschaffung große Summen, ungeheure Arbeit kostete. Rindenschwender hat etwa 80,000 Gulden darauf verwandt. Diese Summe ist schon jetzt reichlich erstattet. Für die Zukunft verspricht die Besitzung nun große Vortheile. Und was ich am meisten bewundere, ist die Schnelligkeit des Gedeihens. Freilich thut das wohlthätige Klima viel. Aber der Mann muß doch ungemeine Anstrengung mit großer Einsicht verbinden, um selbst die glücklichsten Anlagen in so kurzer Zeit zur Reife zu bringen. Ich gestehe Ihnen, ich wollte anfangs nicht an die Genauigkeit der Erzählung glauben, als ich zumal diese vortreffliche Weinsberge, diese Obstgärten sah, welche gegen 2500 Stämme der schönsten, feinsten Früchte aller Art befassen. Aber es ist nicht möglich zu zweifeln: denn die Data sind landkündig.

Jetzt hat der Berg auch einen anderen Nahmen erhalten. Die Erbprinzessin hat ihm den Ihrigen gegeben. Er heißt nun der Amalienberg. Dieß erzählte mir der Besitzer mit sichtbarer Freude. Ich theilte mit ihm das Wohlgefallen, womit er mir ferner von dem jährlichen Besuch der Fürstlichen Familie sagte. Sie bringt an diesem reizenden Ort gewöhnlich einige Wochen in der schönsten Jahreszeit zu. Auch die Luft ladet mit dazu ein; sie soll hier vorzüglich rein und milde seyn. Freilich sind sie etwas eng logirt; denn die Gebäude sind nur für einen wohlhabenden Privatmann. Aber wie oft heißt es nicht mit Recht: um vergnügt zu seyn, bedarf man wenig? Mich dünkt in dieser Zutraulichkeit zwischen Fürsten und Unterthanen liegt für beide ein ganz eigener Reiz. Unwillkührlich setzte ich mich dabei zurück in die Sitten der Lehnszeit. Damals hatten die Fürsten Deutschlands nicht jene ungeheuren, prachtvollen Schlösser. Ihre Burgen waren wenig größer, wenig ge-

zierter, als die der Vasallen. Aber sie waren auch nicht dazu verurtheilt, immer und ewig nur in diesen stolzen Palläſten zu leben. Sie konnten im Sommer herum reisen, dann bei diesem Vasallen, dann bei jenem einige Wochen zubringen. Ein solcher Besuch war dem Vasallen immer der größte Stolz. Er knüpfte Freundschaften, wie sie jetzt fast nie Fürsten zu Theil werden. Freilich wollen wir nicht die Sitten jener Zeit überhaupt zurück wünschen; aber deswegen können wir doch immer das Gute ausheben. Es ist so menschenfreundlich, gute Seiten auch da aufzusuchen, wo wir das Ganze tadeln. Und ich denke, nichts Gutes geht ganz verloren; hie oder da leidet es immer noch eine Anwendung.

Ich kann Ihnen nicht sagen, mit welchem Interesse ich mich mit dem würdigen Mann unterhalten habe. Mit der größten Bereitwilligkeit führte er mich allenthalben

herum. Ich fand eine vernünftige Oekonomie, eine Ordnung, eine Aufmerksamkeit auf die Ausführung, die selten vereinigt sind. Kein Theil der Wirthschaft war wegen eines mehr begünstigten vernachlässigt; alle Veranstaltungen, alle Einrichtungen griffen in einander ein, um die vortheilhafteste Benutzung des Ganzen zu erreichen. Und das erklärte er mir auf eine so einfache, lichtvolle Art, daß man wohl sieht, daß er selbst die Seele von allem ist. Dann sollten Sie ihn hören, wie offen, wie herzlich er über seine Glücksumstände spricht. Gesunder Verstand, richtige Beurtheilung reden aus allen seinen Aeußerungen. Dabei ist er fern von Anmaßung, wie von affectirter Bescheidenheit. Er vergrößert sein jetziges Vermögen eben so wenig, als er seine ehemalige Dürftigkeit abläugnet. Der Mann kam in diese Gegend als ein armer Tagelöhner; nur durch Fleiß und Geschicklichkeit beim Holzhandel erwarb er sich nach und nach sein

großes Vermögen. Noch jetzt treibt er einen sehr beträchtlichen Holzhandel. Ihm gehört die Sägemühle und die Glashütte in Gaggenau. Gewöhnlich wohnt er unten im Dorfe bei seinen Arbeitern. Man trifft ihn nur selten, wo ich nicht irre, sogar nur an gewissen Tagen auf dem Amalienberg. Aber jeder rechtliche Fremde findet immer bei seinen Söhnen eine gastfreie, anständige Aufnahme.

Mit besonderer Zufriedenheit rühmte er mir noch, daß ihm die Franzosen nichts ruinirt hätten, als sie das letzte Mal seine Wohnung besuchten. Er wußte es einzuleiten, daß der General sein Quartier bei ihm nahm. Nun ließ er es sein erstes Geschäft seyn, ihn selbst herum zu führen, ihm alle neue Anlagen zu zeigen. Dem General gefiel die Industrie sehr. Er verbot auf der Stelle seinen Soldaten bei schwerer Strafe, das geringste anzurühren. Und wirklich ward

kein Baum beschädigt. Solche Züge der Französischen Humanität sind, bei dem Militair wenigstens, nicht selten.

XXX.

Ettlingen, den 18. April 1798.

Ehe ich Gaggenau verließ, genoß ich noch früh Morgens die trefliche Aussicht von dem Cabinet auf dem Amalienberg. Nun erst habe ich einen deutlichen Begriff von dem Murgthal erhalten. Von der mäßigen Höhe meines Standpunkts sah ich gleichsam, wie im Durchschnitt in diese Werkstätte der schönen Natur. Rings um mich Berge von verschiedener Art und Gestalt: niedriger rückwärts nach Rastadt hin, höher vorwärts. Die Gipfel von allen rauh, höchstens mit Tannen bewachsen, einige noch nackter Fels. In der mittleren Region wechseln Höhen und Vertiefungen beständig ab. Hier sehen Sie üppiges Gras, dort frisches Laubholz, dessen Wohlgeruch Sie durch die Lüfte hergeführt glauben. Aber hie und da zeigt sich auch nacktes Gestein, bis jetzt noch dem Fleiß unzugänglich. Die Kultur giebt den Bergen meist eine runde Gestalt.

Die wilden Felsen sind steil. Bald hängen sie in mannigfaltigen Zacken herab, bald sind sie, durch Erschütterungen oder durch Wasserstürze in ihren Spitzen getroffen, in die unregelmäßigsten Formen unter einander geworfen. Selbst hier erfreuet Sie manche hellscheinende Pflanze. Sie belebt Ihre Hoffnung, auch dieser Boden werde einst umgeschaffen, wie der Amalienberg. Aber Sie zweifeln wieder, wenn Sie an die Masse der Berge denken. Das Auge erreicht nicht das Ende der Kette. In parallelen Linien oder Kreisen laufen sie neben einander, ohne weitere Unterbrechung als die der Vertiefungen in ihrem Schooße. Scheint an der einen Seite des Horizonts der letzte Berg in einer allmähligen Rundung die Erdfläche zu erreichen, so gewahren Sie jenseits in blauer Ferne eine neue Erhebung, die wieder auf ähnliche Berge führen wird. Nun senken Sie den Blick auf die unterste Region. Hier sind fast nur fruchtbare Hügel, die sich in sanften Abhängen zur Erde neigen. Sie sind bedeckt mit Reben oder mit feinem Rasen, oder mit dichtem Korn. In den untersten Vertiefun-

gen sehen Sie köstliche kleine Thäler, bedeckt mit Wohnungen des fleißigen Landmanns. Kirchthürmer, die hie und da aus dem Gebüsch hervorragen, rufen Ihnen den wohlthätigen Gedanken an Gemeinschaft herbei. Vereinte Kraft zwang diese, einst wilde, Erde den Menschen zu nähren: vereint freuen sich diese ihrer Hände Arbeit. Nur an einzelnen Flecken sehen Sie die Murg im Thal schimmern, oder Waldbäche am Abhang eines Berges, oft auch in steilen Felsklüften hervorströmen. Aber Sie hören in undeutlichen Tönen das Rauschen der Gewässer, das Klopfen der Hämmer, das Getöse der Mühlen. Alles um Sie ist lebhaftes Bild der Thätigkeit, des mäßigen, aber frohen Lebensgenusses.

In dieser heiteren Stimmung setzte ich meinen Wanderstab fort. Auf dem kurzen Wege nach Gernsbach kömmt man noch durch zwei Dörfer, Ottenau und Hörde. Dieses hat drei, jenes vier Sägemühlen. Beide Dörfer haben ein sehr gutes Ansehen; auch sind die Kirchen in der ganzen Gegend merklich besser gebauet.

Das

Das Thal wird zusehends schmäler. Die Breite von dem Abhang des einen Hügels bis zu dem andern beträgt vielleicht nicht über fünf Minuten. In der Mitte floß jetzt die Murg ruhig und gleichförmig: aber früher im Jahre ist sie auch hier oft reißend genug. Der Weg war an mehreren Stellen in dem Felsen gesprengt, dennoch ist der Boden jetzt allenthalben höchst fruchtbar und angebauet.

Gernsbach, ein Städtchen von etwa 1300 Menschen, gehört Baden und Speier gemeinschaftlich. Es erstreckt sich in der Länge zu beiden Seiten der Murg. Die Einwohner treiben sehr starken Holzhandel. Vorzüglich hat hier die Schifferschaft ihren Sitz, die den eigentlichen Vertrieb des Holzhandels besorgt. Ihr gehört auch die Sägmühle des Orts. Ueberhaupt gehören dieser Schifferschaft von den 19 Sägmühlen mit 36 Gängen im ganzen Murgthal 9 mit 22 Gängen, die das ganze Jahr hindurch arbeiten. Im Durchschnitt rechnet man, daß jeder Gang täglich in achtehalb Monathen

— denn nur so lange dauert die Arbeitszeit — 70 Borde schneidet. Es werden also auf diesen Mühlen jährlich etwa 347,000 Borde gesägt. Diese Dielen oder Borde werden hundertweise verkauft; das Hundert an der Mühle vor dem Kriege zu 22 Gulden. Der Transport nach Steinmauern kostet 38 Kreuzer. Von Steinmauern bringen noch Gernsbacher Schiffer die Flöze den Rhein hinunter bis Landau, Mannheim, Frankenthal, Worms und Oppenheim. An diesen Orten wechselt der Preis des Hunderts von 25 bis 30 Gulden. Ueber Oppenheim gehen sie nicht. Dort übernehmen die Handelsleute am Rhein und der Mosel, oder die Agenten der Holländer die Holzwaaren. Bei weitem der größte Theil der Dielen geht diesen Weg. Man kann annehmen, daß im Durchschnitt das Hundert zu 26 Gulden verkauft wird. Die Schifferschaft also zieht allein für die auf ihren Mühlen geschnittenen Dielen jährlich über 90,000 Gulden in das Land. Rechnet man dazu das Bauholz und die anderen Holzwaaren, welche sie von den benachbarten Orten erkauft, und mit Vor-

theil verführt, so beträgt die Summe wenigstens 150,000 Gulden. Diese Circulation ist für einen so kleinen Bezirk sehr beträchtlich, zumal weil bei weitem der größere Theil des Gewinns für Arbeitslohn ausgegeben wird. Jetzt zwar hat dieß Gewerb noch wegen der Hindernisse des Krieges nicht seine vorige Lebhaftigkeit; man kann aber hoffen, das gegenseitige Bedürfniß, man kann sagen, die Anlage der Natur selbst, werde bald alles wieder in das rechte Geleise bringen. Auch bemerkt man noch allenthalben Spuren der Wohlhabenheit, welche der Fleiß verflossener Jahre begründete. Selbst die Drangsale des Kriegs haben sie nicht verwischt. Daher noch die Hochachtung des Haufens für die Schiffer, deren Nahmen man noch immer sorgfältig das Herr vorsetzt.

Von Gernsbach verfolgte ich den Weg durch das Murgthal noch eine gute Viertelstunde bis zu dem Dorfe Obertsroth. Ich wollte den Berg, auf welchem das alte Schloß Neu-Eberstein liegt, von dieser Seite besteigen. Der Weg ist zwar mühsamer, aber er lohnt

durch die trefflichen Aussichten, die sich während des Steigens über das Murgthal eröffnen. Von einer Strecke zur andern erweitert sich der Gesichtskreis. Auf jedem Punkt, wo die unwiderstehliche Neugierde Sie weilen heißt, haben Sie eine veränderte Aussicht. Der Bergrücken, den Sie hinanklimmen, ist unten Weide und Kornfeld, dann abwechselnd mit Reben und Fruchtbäumen besetzt.

Oben auf dem Berge stehen die Ruinen des Schlosses. Wahrscheinlich hat der Krieg es zerstört. Indeß kann das Hauptgebäude leicht wieder hergestellt werden. Zu diesem Schlosse gehört eine beträchtliche Strecke Ländereien, von Fruchtfeldern, Weinäckern und Waldung. Der Prinz Friedrich hat die Besitzung von dem Markgrafen gekauft. Er läßt jetzt daran arbeiten, das Hauptgebäude wieder bewohnbar zu machen. Ohne den Krieg wäre es schon fertig geworden. Die Wohnung hat manche andere Annehmlichkeiten, neben der schönen Gegend. Den Berg hinab wächst vortrefflicher Wein, der mit zu den

besten einheimischen gehört. Auch ist die Jagd sehr ergiebig. Vergnügt zu seyn bedarf man wenig, dachte ich, und hatte große Lust, meine Wohnung auf einem solchen Schloß aufzuschlagen. Die Kaufsumme würde mein Vermögen nicht eben übersteigen, und seinen Besitzer, wenn er selbst Landmann ist, mag es wohl ernähren. Freilich müßte ich auf die Eleganz mancher Landhäuser in unserer Gegend Verzicht thun: aber Sie gestehen mir doch auch, daß viele von diesen Bedürfnissen sich nur auf das Verhältniß zu anderen beziehen. In dieser Gegend scheint überhaupt mehr Genügsamkeit zu herrschen. Vielleicht, daß sie mit der Natur des Bodens zusammen hängt. Der Bergbewohner gewinnt sein Auskommen bei weitem nicht so reichlich, als der Marschländer: er lernt also sich mehr Genüsse versagen. Dafür genießt jener ein Glück, das Sie und ich um manche andere Genüsse erkauften — eine reinere, freiere Luft, mehr gemacht, den Geist in die Regionen der Phantasie zu erheben.

Der Luft und der Aussicht wegen würden auch Sie gern in Neu-Eberstein wohnen. Sie kennen die Wohlthätigkeit, ich mögte sagen, das Begeisternde der reinen Bergluft an einem heiteren Morgen; es wäre vergeblich, sie zu schildern. Und die Aussicht — ich ziehe sie noch der von dem Amalienberg vor. Der Standpunkt ist beides höher und vortheilhafter noch durch die Lage. Man blickt vom Amalienberg in die Bergkette: hier übersieht man sie. Ich gestehe Ihnen, jene Aussichten haben ihre einzelnen, eigenthümlichen Vorzüge. Aber bei großen Gegenständen liebe ich diese mehr. Sie allein gewähren das Vergnügen, eine ungeheure Masse mit unserer Vorstellung zu umfassen. Darauf eben beruhet zum Theil der Reiz einer weiten Aussicht.

Solch eine Aussicht haben Sie von der Spitze des alten Schloßthurms. Er ist unbedeckt, aber umgeben mit einer Mauer, hinlänglich hoch als Brustwehr, um den Schauenden vor jeder Gefahr zu schützen.

Sie befinden sich hier gleichsam in dem Mittelpunkt des Gebirgs. Zur Rechten übersehen Sie alle Berge, welche das Murgthal einschließen, und dann an den Wirtembergischen Schwarzwald stoßen. Zur Linken die Gebirge, die nach dem Breisgau herab laufen. Auf den Bergen unterscheiden Sie nur hie und da nackte Felsenstücke. Sonst sind sie fast alle mit Wald bedeckt. Aber die Verschiedenheit der Bäume, selbst die Lage geben dennoch dieser gemeinschaftlichen Bekleidung unendliche Mannigfaltigkeit. In den Vertiefungen sehen Sie mehrere liebliche Thäler neben einander laufen. Nicht blos Fragmente, wie von dem Amalienberg, sondern die ganzen langen Strecken. Sie verfolgen den Lauf der Flüsse von ihrem Ursprung bis zu ihrem Ausfluß in größere. So sehen Sie das schöne Murgthal vor sich abgesteckt bis über Forbach hinaus, wo sich das Auge endlich in unbestimmte Umrisse der Berge des Schwarzwaldes verliert. Sie wenden den Blick, und nun liegt vor Ihnen ausgebreitet das weitere Thal von Ettlingen herunter bis Strasburg. Der Rhein fließt daher,

breiter freilich als die Murg, aber nicht minder wie diese Ihrem abwägenden Auge unterworfen. Selbst dieser große Fluß hemmt nicht unsern Sehkreis. Wir umfassen noch den Elsaß bis an die Voghesen. Hier erst setzt wieder, wie an der anderen Seite, das Gewölk, das die Gipfel ferner Berge umgiebt, dem Auge, nicht der Einbildungskraft Gränzen. Die Wohnungen der Menschen, die Dörfer, die Kirchen, die Sie von einer minderen Höhe noch kenntlich unterscheiden, verlieren sich nun, wie Kartenhäuser. Sie fühlen, daß Sie einem Ganzen angehören, das mehr ist, unendlich mehr, als alle menschliche Kraft.

Ermüdet von dem Anstaunen des unübersehbaren Ganzen, heftete ich jetzt das Auge auf die Gegenstände, die sich näher um mich vor anderen auszeichneten. Auch dazu hat man auf Neu-Eberstein die beste Gelegenheit. Man wird hier so gut bekannt mit der Lage der verschiedenen Berge, daß man nachher die Reise desto plannäßiger einrichtet.

Der höchste Berg in dieser Gegend ist die Teufelsmühle, etwa eine Stunde ostwärts von Gernsbach. Er hat seinen Nahmen von einem ungeheuern Stein, der wahrscheinlich seit der Römer Zeit an dem einen Ende einige Schuhe tief eingesägt ist. Eine solche Arbeit trauete das Christenvolk in den Zeiten der Finsterniß niemand, als dem Teufel zu. Daher wies man auch etwas unterhalb an demselben Berge südwärts dem Teufel nach überstandener Arbeit sein Ruhebett an. Das Teufels-Bett ist ein anderer großer Stein, so in den Berg eingeschoben, daß er ein Dach bildet. Unter ihm liegt ein anderer Stein, in welchem einige Hölungen sind, die vermuthen lassen, daß es ein Begräbniß-Aufwurf war, der gleichfalls noch von den Römern herrührt. Merkwürdiger aber, als durch diese Steinmassen, ist der Berg durch die Aussicht. Sie soll die schönste unter allen benachbarten seyn, wie sie die weiteste ist. Man beschreibt es mir als ein in seiner Art einziges Schauspiel, an einem heiteren Sommermorgen von diesem Berge aus den Aufgang der Sonne zu betrachten.

Die Teufelsmühle zieht sich nach einem anderen Gebirge hin, der kalte Bronn genannt. Auf dem Gipfel desselben findet man unerwartet zwei Seen. Der eine, der Mummelsee, stürzt, bei geöffneten Schleusen, gleich dem Rheinfall, milchweiß von Schaum, über die Felsen herab. Das Volk leiht ihm die außerordentlichsten Eigenschaften. Er heißt daher allgemein der Wundersee. Der Sümpfe wegen, die ihn umgeben, kann man sich ihm nur bei sehr trockenem Wetter nähern. Sonst ist er den Naturforschern wichtig wegen einer Pflanze mit großen hellgrünen Blättern und einer großen gelben Blume, die man sonst nicht in dieser Gegend findet.

In Westen zeigte man mir einen anderen hohen, steilen Berg, den Staufenberger Kopf. Er wird jetzt der Mercuriusberg genannt, von einer Bildsäule des Handelsgottes, der zu den merkwürdigsten Römischen Denkmählern in diesen Gegenden gehört.

Wie sehr stieg nicht meine Begierde, diese Berge jetzt zu besuchen. Aber mein Führer versicherte

mich, es könnte nicht ohne die größte Beschwerde geschehen. Einige Merkwürdigkeiten, wie der Mummelsee, wären um diese Jahrszeit überall nicht zugänglich. So mußte ich denn mit schwerem Herzen die Reise auf eine andere Zeit verschieben — die vielleicht nicht kommen wird. *)

Ich wollte schon Abschied nehmen, als mir mein Führer beim Heruntergehen halb unwillig sagte: „Sie gehen weg, und nehmen eine herrliche Aussicht nicht mit, die Ihnen ganz nahe ist.“

Er hatte Recht. Mir begegnete, was so oft geschieht: wir verabsäumen das Gute, was uns nahe liegt, und jagen mit Mühe dem entfernten nach, das oft das geringere ist.

An der einen Seite der Mauer des Schloßhofes zeigte er mir ein Reduit, wo Bänke und ein Tisch zum Ausruhen einluden. Hier fand ich eine Aussicht, die in ihrer Art unübertreffbar

*) Bei meinem damaligen Aufenthalt im Badenschen kam sie auch wirklich nicht.

schön ist. Sie sehen aus der einen Oeffnung der Mauer, die einer Schießscharte gleicht, das ganze Murgthal bis Forbach; aber auch nur das Murgthal. Die Stellung auf dieser geringern Höhe ist so, daß Sie alle jene Gegenstände nicht erblicken, die auf dem Thurm den Blick zu sehr zerstreuen. Aus der entgegengesetzten Oeffnung erblicken Sie ganz andere Gegenstände. Es ist, als wäre auf einmal durch eine Zauberkraft die Schöpfung verändert. Dort sahen Sie nur Berge, hier nur Ebene. Sie haben die Gegend nach Rastadt hin vor sich, die sich immer weiter ausdehnt, so wie die Berge zurück treten. Ihr Auge verliert sich in eine unendliche Fläche, welche die Voghesen nur in der Gestalt des Nebels begränzen.

Nun nahm ich auf eben dem Schloßhofe in dem Hause des Verwalters mein leichtes Mittagsmal ein. Dieser Mann besorgt die ganze Wirthschaft. Ich erfuhr von ihm manche interessante Nachrichten. Er zeigte mir auch eine sehr gute Spezialkarte über die ganze umliegende

Gegend. Zugleich belehrte er mich, daß ich einen weit bequemeren Weg zurück gehen könnte. Dieser Weg geht von dem Schloß gerade herunter durch den dichten Tannenwald bis zu einer kleinen Kapelle an der Straße nach Forbach. Nahe an der Landstraße hieß man mich noch einen Fleck bemerken, wo ich wieder hinauf blicken sollte. Ich fand die Höhe steil genug; sonst bemerkte ich nichts außerordentliches. Aber mein Führer erzählte mir, daß dieser Fleck merkwürdig sey, weil einst ein Graf von Eberstein von der Höhe herab bis hieher gesprungen wäre. Daher hieß er der steile Grafensprung. Natürlicherweise unterließ ich nicht, damals den Sprung zu bewundern. Ich war aber so sehr mit der Gegend beschäftigt, daß ich nicht einmal weiß, ob der Graf zu Fuß oder mit dem Pferde sprang? ob er mit dem Leben davon kam oder nicht?

Vermuthlich verzeihen Sie, liebe Friederike, mir meine Unachtsamkeit, und folgen mir lieber weiter auf meinem romantischen Wege.

Wie sehr man mich auch gegen die Bergreisen gewarnt hatte, so konnte ich mich dennoch nicht entschließen, ganz davon abzustehen. Um wenigstens eine kleine Probe zu machen, wie weit ich es bringen könnte, beschloß ich von Gernsbach nach Herrenalb zu gehen. Der Weg beträgt nur vier Stunden, und ich hatte nur zwei, allenfalls nur einen Berg vor mir, über den keine gebahnte Straße führte. Mein norwegischer Bedienter, der getreue Andreas, munterte mich noch mehr auf, durch Erzählungen von norwegischen Bergreisen. Er fand allenthalben große Aehnlichkeit mit seinem Vaterlande; nur wäre die Luft kälter, der Boden minder ergiebig.

Aber ich kann mir nicht helfen — ich muß Ihnen der Wahrheit zu Liebe gestehen, daß mich die kurze Reise unglaublich ermüdete. Sey es, daß ich den Morgen schon zwei Stunden gegangen war, oder daß wirklich das Bergsteigen so sehr angreift, wenn man nicht daran gewöhnt ist — es ward mir schwer genug Herrenalb zu erreichen.

Von der Kapelle gieng ich ostwärts gerade über den Berg nach Loffenau. Der Weg gieng meistens durch Wald. Oft mußten wir wegen des Schnees oder ausgetretener Waldbäche Umwege nehmen, die beschwerlich genug waren. Oft mußte ich sogar mich an meinen Wegweiser halten, der mir einen leichten Mantelsack trug. Für diese Beschwerden hielt mich die Aussicht nicht schadlos; wenigstens fand ich es damals nicht so. Sie war beschränkt durch die Anhöhen, die vor mir lagen. Ich sah nur ein Bergthal, wie das Murgthal, aber diesem bei weitem nicht gleich, weder an Schönheit, noch an Leben. Vergebens ermahnte mich mein Wegweiser, auf einem kleinen Umwege — er meinte so von zwei Stunden — die sechs Kammern mitzunehmen — an einander hängende Gewölbe auf dem Rücken eines ungeheuren Granitfelsen, hart an einer ungeheuren, senkrecht herabgehenden Tiefe. Ich fühlte mich zu unbehaglich, um mit vollem Sinn genießen zu können — und dann muß man keine Naturgegenstände beschauen.

Indeß ward mir weit besser, als ich mich eine Stunde in Loffenau ausgeruhet hatte. Jetzt gieng es auf gebahntem Wege eine allmählige Bergkrümme hinan. Hier hatte ich wieder eine der reizendsten Aussichten. Vor mir das Albthal, ein liebliches Thal, gleich dem, welches ich vor wenig Stunden verließ. Auch hier floß die Alb von den Bergen herab in die Ebene. Die Gegend war eben so fruchtbar, als jene. Fast gerade vor mir lag in einer mäßigen Entfernung das Kloster Herrenalb romantisch an einem Berge mit dichter Waldung bewachsen. Aber noch weit schöner war die Aussicht rückwärts. Sie umfaßt zunächst ein ungemein fruchtbares, an Abwechslung reiches Thal; dann eine größere, nur noch durch einzelne Hügel hie und da unterbrochene Ebne; zuletzt die große, unbegränzte Fläche bis an Rastadt und den Rhein. Hier sah ich die Sonne untergehen, so schön als jemals. Das Abendroth leuchtete an dem heiteren Horizont mit himmlischem Glanz. Kein Wind bewegte

das

das Laub; Ruhe und Freude schwebten über der ganzen Natur.

Wie sehr freuete ich mich nun meiner Fußreise. Alle Beschwerden waren vergessen; und um vieles hätte ich diese Aussicht nicht entbehren wollen. Wäre es nur noch Tag gewesen, so hätte ich mich gewiß zu den sechs Kammern umgewandt. „So ist es“ — würde der gute Vater Münter sagen — „des Menschen „Herz ist ein trotzig und verzagt Ding.“ Allerdings, liebe Friederike! Aber das ist ja unser Loos auf dieser Erde. Wenn wir nur nicht da verzagt sind, wo Pflicht uns Entschlossenheit gebietet: und das, hoffe ich, soll mir nie begegnen.

So kam ich des Abends spät in Herrenalb an. Heute Morgen hätte ich gerne den Dobel bestiegen, dem ich hier so nahe war. Er ist der höchste Berg dieser Gegend, vermuthlich noch höher, als die Teufelsmühle.

Man soll von keinem Standpunkt eine so weite Aussicht über den Rhein haben, als von dem Gipfel dieses Berges aus. Allein ich fürchtete, die Zeit mögte mir zu kurz werden. Ich zog also für dieß Mal den gebahnten Weg vor längs der Alb, über Frauenalb, Zell und Busenbach. Auch dieser Weg ist sehr angenehm. Zwar ist das Albthal nicht so stark bebauet, wie das Murgthal; aber der Abhang der Hügel zu beiden Seiten des Flusses ist doch überaus fruchtbar, und die Berge geben manche romantische, stets abwechselnde Aussichten.

Ich hatte sechs Stunden bis hieher. Diesen Weg legte ich so früh zurück, daß ich noch bequem Rastadt hätte erreichen können. Aber wer weiß, welche Zerstreuung mir dort die wenigen Abendstunden rauben könnten? Lieber setze ich mich also hier an den Schreibtisch, um Ihnen die Geschichte

meiner kleinen Wanderschaft zu geben, so lange sie mir noch in ganz frischem Andenken ist.

XXXI.

Rastadt, den 20. April 1798.

Unstreitig, mein lieber Freund, gehören die Badenschen Länder zu den Deutschen Provinzen, welche am besten regiert werden. Sie mögen nun auf wissenschaftliche Kultur sehen, oder auf gemeinnützige Veranstaltungen der bürgerlichen Gesellschaft, oder auf ökonomische Einrichtungen, oder auf die Ausübung der Hoheitsrechte, so finden Sie hier so viele Einsicht, so viele Aufmerksamkeit, so viel Wohlwollen, so große Festigkeit, daß die Badensche Regierung in der That für manche andere als Muster gelten kann. Ich gestehe Ihnen, ich bin halb beschämt, dieß erst hier gelernt zu haben. Zwar kannte ich den Markgrafen von Baden in mehrerem Betracht als einen vorzüglichen Fürsten. Ich wußte, daß er die Leibeigenschaft auf seinen Domänen aufgehoben hatte. Auch wußte ich, daß er mit menschenfreundlichem Herzen das physiokratische Sy-

stem eifrig studiert hatte, daß er sogar in einem Amt einen Versuch gemacht hatte, es auszuführen. Aber das war mir nicht bekannt, daß er seine Aufmerksamkeit über das Beste des Landes in dem vollesten Umfange erstreckte; daß er so viele vortreffliche Einrichtungen für die Polizei, für die Beförderung des Wohlstandes der Unterthanen getroffen habe; daß er so weise und thätig für die Verbreitung der wissenschaftlichen Ausbildung sorgte.

Wir sind in der That in unserm nördlichen Deutschland nicht gerecht gegen unsere südlichen Mitbrüder. Verschiedenheit der Sitten, der Verfassungen, der Sprache, vielleicht auch religiöses Vorurtheil lassen uns auf sie mit einer Gleichgültigkeit, oft mit einer Geringschätzung herabsehen, die sie nicht verdienen. Zugegeben, daß wir Vorzüge haben in gewissen Fächern der Wissenschaften, in dem schriftstellerischen Geschmack, in der Ausbildung der Sprache, so übertreffen sie uns nicht selten in den Werken der Phantasie, in den Künsten, in Feinheit der Em-

pfindung, in Leichtigkeit des Ausdrucks. Aber unsere Stimme ist die herrschende geworden, weil wir bei weitem am meisten schrieben, und bis auf die letzteren Jahre allein im Besitz guter gelehrter Journale waren. Dieß ist zum Theil die Ursache, warum unsere Kenntniß von den südlichen Ländern Deutschlands so unvollkommen bleibt. Wir halten es nicht der Mühe werth, uns genauer mit ihnen bekannt zu machen. Schriften aus dem südlichen Deutschland, besonders aus dem Katholischen, nehmen wir schon mit Vorurtheil in die Hand. Die Reisenden durchfliegen diese Gegenden, gleich als enthielten sie nichts, das ihrer Aufmerksamkeit werth wäre. Den Wein holen wir noch wohl auf Claudius's Anweisung vom Rhein: aber die Quellen der Weisheit suchen wir einzig an der Elbe, der Spree, der Leine und der Saale.

Mir wenigstens ist es so gegangen, als ich die Grenzen des südlichen Deutschlands betrat. Dennoch mögte ich nicht gern glauben, daß ich mehr, als andere, von Vorurtheil eingenommen,

oder schlechter unterrichtet war. Um so mehr halte ich es für meine Pflicht, dieß Vorurtheil zu bestreiten, diesem Mangel abzuhelfen, wo ich Gelegenheit dazu finde. Sollte ich verhältnißmäßig so viel Gutes in dem südlichen Deutschland überhaupt entdecken, als ich von den Badenschen Ländern zu sagen habe, so hoffe ich mir in der That durch die Mittheilung meiner Bemerkungen kein geringes Verdienst zu erwerben. Und Ihnen zumal, mein würdiger Freund, mache ich gewiß Vergnügen dadurch. Sie lieben so sehr das Gute ohne alle Nebenrücksicht, lassen so gern jedem fremden Verdienst Gerechtigkeit widerfahren, daß Sie gern meine Freude mit mir theilen, die südlichen Deutschen in einem vortheilhafteren Lichte zu erblicken, als worin wir sie bis jetzt sahen.

Zwar habe ich noch nur einen kleinen Theil von dem Badenschen gesehen. Als Augenzeuge also kann ich von den Wirkungen der Verwaltung nur nach eingeschränkten Erfahrungen sprechen. Aber dafür habe ich hier nun fast ein halbes Jahr gelebt. In dieser Zeit hatte ich Gelegenheit,

den Hof, die ersten Geschäftsmänner, den Gang der Geschäfte, die allgemeinen Veranstaltungen und Einrichtungen, die Data über den Zustand des Landes im Ganzen, ziemlich genau kennen zu lernen. Daraus läßt sich oft sicherer schließen, als aus dem, doch immer kürzeren, Aufenthalt während einer Reise durch das ganze Land. Dazu kommen noch die Beobachtungen, die ich an mehreren Orten, die ich selbst besuchte, genauer als andere anstellen konnte, weil ich besser vorbereitet war. Auch durch die persönliche Bekanntschaft mit so manchen Einwohnern von verschiedenen Klassen erfuhr ich mehrere genaue Nachrichten, die ich prüfen und mit anderen vergleichen konnte.

Urtheilen Sie, mein Freund, ob ich es mir nun nicht erlauben darf, mit einiger Zuversicht meine Stimme abzugeben, vorausgesetzt, daß ich mir übrigens bewußt bin, unpartheiisch zu seyn? Auch müßte ich mich sehr irren, oder von dem zahlreichen Personale des Congresses werden mehrere mit mir übereinstimmend urtheilen, und

mit mir bezeugen, daß die Badenschen Lande gewiß in politischer und ökonomischer Rücksicht eben so sehr die Aufmerksamkeit der Reisenden verdienen, als dieß bekanntlich in Absicht der Merkwürdigkeiten der Natur der Fall ist.

Lassen Sie mich meine Bemerkungen mit der Wahrnehmung anfangen, die ich noch immer für den sichersten politischen Probirstein halte — ich meine das Verhältniß der Bevölkerung. Freilich will ich nicht behaupten, daß ein schlecht bevölkertes Land immer schlecht regiert sey. Physische und moralische Umstände, die noch außer dem Wirkungskreis der Regierung liegen, können die Bevölkerung herunter halten. Aber wenn von zwei Ländern, bei übrigens gleichen Anlagen, das eine beträchtlich stärker bevölkert ist, als das andere, so dünkt es mir ausgemacht, daß jenes besser regiert werde. Bei dem genauen Zusammenhang aller bürgerlichen Verhältnisse und Einrichtungen müssen die Wirkungen der Veranstaltungen der Regierung und des Gewerbfleißes nothwendig zusammentreffen. Die

größere Volksmenge scheint also immer ein sicherer Beweis zu seyn, daß die Einwohner Gelegenheit zu ihrem Auskommen finden, und daß die Regierung ihnen den Aufenthalt behaglich mache.

Die Badenschen Länder gehören zu denen in Deutschland, die am stärksten bevölkert sind. Man rechnete bisher gewöhnlich die Bevölkerung auf 200,000 Menschen, und den Flächeninhalt auf 52 Quadratmeilen. Auf die Quadratmeile würden also 3846 Menschen kommen. Nach der statistischen Tabelle, welche Sotzmann's neuem Atlas von Deutschland beigefügt ist, soll die Größe 65 Q. M. betragen. Demnach kämen auf die Q. M. nur 3077 Menschen.

Die richtigste Bestimmung dürfte zwischen beiden das Mittel halten.

Mir scheint nach verschiedenen sorgfältigen Berechnungen Sotzmanns Angabe der Größe die genaueste zu seyn. Freilich ist der Unterschied im Vergleich der sonst gewöhnlichen beträchtlich.

Aber die genaue Vermessung, selbst die trigonometrische Schätzung eines so gebirgigten Landes hat immer ihre großen Schwierigkeiten. Auch sind die Karten noch sehr mangelhaft. Wir können daher auf vollkommene Gewißheit noch nicht Anspruch machen.

Angenommen nun, daß die Größe 65 Q. M. betrage, so sind davon die Ueberrheinischen Besitzungen abzuziehen. Wahrscheinlich gehen sie im Frieden auf immer verloren, so wie sie schon seit wenigstens vier Jahren im Besitz der Franzosen sind. Diese Besitzungen bestehen aus einem Antheil an der Grafschaft Sponheim, Gräfenstein und Amt Roth. Sie machen 8 Q. M. aus; die Zahl der Einwohner wird auf 26,000 geschätzt; die Einkünfte auf 162,000 Gulden. Außerdem verliert der Markgraf noch durch den Frieden im Elsaß die Aemter Beinheim und Leutenheim, Schloß und Stadt Neuheusel, die Landeshoheit über die Güter der Abtei Schwarzach; ferner im Luxemburgischen die Herrschaft Rodemachern und Hespringen. Diese

Stücke rechnet man auf $5\frac{1}{2}$ Q. M., 12500 Menschen und 78000 Gulden Einkünfte. Sie kommen indeß, in der obigen Summe nicht zum Abgang, weil nur die zu Deutschland gehörigen Länder darunter begriffen sind.

Dem Markgrafen bleiben also auf dem rechten Rheinufer noch 57 Q. M. übrig. Diese bewohnten bei der im Jahre 1786 angestellten Zählung 160614 Menschen. Seitdem hat sich die Anzahl wenigstens bis auf 180,000 vermehrt. Es ist nämlich in dieser Zeit ein beträchtlicher Ueberschuß an Gebornen gewesen, und man kann behaupten, daß die Badenschen Länder während des Kriegs eher an Menschen gewonnen, als verloren haben. Also kämen auf die Q. M. nach dieser sehr mäßigen Berechnung 3160 Menschen. Nur wenige Länder in Deutschland erreichen diesen Grad der Bevölkerung. Gotha, das doch zu den volkreichsten gehört, hat nicht mehr als 3103 Menschen. Blos Würtemberg zählt wahrscheinlich auf der Quadratmeile über 4000 Menschen. Aber in Würtemberg treffen mehrere au:

ßerordentliche Umstände zusammen, die Bevölkerung zu vermehren, welche mehr sich auf Naturanlagen, als auf Veranstaltungen der Regierung beziehen.

Auch darf man nicht vergessen, daß die kleinere Hälfte der Badenschen Lande dem jetzt regierenden Hause erst vor 30 Jahren anheim gefallen ist, und daß in diesem Landesantheil die katholische Religion die herrschende ist. Hier bestätigt sich, wie in andern Deutschen Provinzen, die allgemeine Regel, daß die protestantischen Länder verhältnißmäßig immer besser bevölkert sind, als die katholischen. An der Thatsache kann man nicht zweifeln. Sie hat sich durch zu viele Wahrnehmungen bewiesen; vielleicht durch keine auffallender, als durch den enormen Unterschied der Bevölkerung der beiden an einander stoßenden, sonst vollkommen gleichen Cantone Appenzell, wovon der eine protestantisch, der andere katholisch ist. Die Ursache scheint mir indeß noch nicht hinlänglich aufgeklärt zu seyn: wenigstens giebt die Menge der Feiertage

und der Handlungen des äußeren Gottesdienstes allein noch keinen befriedigenden Grund an die Hand.

Sonst hatte im Badenschen die Verschiedenheit der Religion noch eine andere üble Wirkung. Sie lähmte gewissermaßen die Wirksamkeit des wohlgesinnten Fürsten. Natürlich fand er in dem neu anheim gefallenen Landesantheil viele Verbesserungen zu machen. Viele durch den Erfolg bewährte Einrichtungen in dem Durlachschen wünschte er auch auf das Baden-Badensche zu erstrecken; aber hier setzte man ihm unendliche Schwierigkeiten entgegen. Allenthalben mischte sich das Religionsvorurtheil ein. Unter dem Vorwand der treuen Anhänglichkeit an den Glauben der Väter vertheidigte man jeden Mißbrauch, widersetzte sich jeder nüzlichen Neuerung, als ketzerischen Fallen. Der Markgraf sah sich sogar in Prozessen mit seinen neuen Unterthanen vor den Reichsgerichten verwickelt, die Jahre lang dauerten. Endlich scheint die gute Sache gesiegt zu haben. Die Einwohner im

Baden-Badenschen sehen es nun allmählig ein, daß die Regierung es wahrhaft gut mit ihnen meint. Allein es fehlt gleichwohl viel daran, daß Gewerbfleiß und wissenschaftliche Kultur, vorzüglich die öffentlichen Einrichtungen, welche sich darauf beziehen, in dem neuen Landesantheil so weit gebracht wären, als im Durlachschen.

Jetzt macht die Markgrafschaft Baden, mit Inbegriff der Grafschaft Eberstein, einen langen, schmalen Strich Landes aus, zwischen dem Rhein und dem Schwarzwalde, von Basel bis zum Hochstift Speier. Von dem Schwarzwalde gehört ein beträchtlicher Theil mit zum Badenschen, vorzüglich von den fruchtbaren Vorgebirgen dieser großen Bergstrecke.

Leider ist das Land keinesweges zusammenhängend. Es wird, wie alle Länder in den Provinzen Deutschlands, wo viele kleine Reichsstände sind, sehr oft von anderen Ständischen Bezirken durchschnitten. Sie reisen oft in einer Stunde durch fünf bis sechs verschiedene Länder. Jetzt sind Sie im Badenschen; dann kömmt ein

Speierisches Dorf; dann ein Strasburgisches; dann ein Badensches; dann eine unmittelbare Abtei; dann ein Vorderösterreichisches. So geht es an den Grenzen fast allenthalben. In der Mitte ihrer Länder haben die größeren Fürsten, zumal die Erbfürsten, es am Ende doch dahin gebracht, daß ihnen die Landeshoheit fast allein zusteht. Sie haben so lange getauscht, gekauft, erheirathet, bis sie ihre Besitzungen um ihre Residenzen herum arrondirten. Dann freilich trieben sie Jahrhunderte lang die unglücklichen Theilungen, welche der Macht Deutschlands so sehr schadeten, die Kultur so lange hemmten. Aber jetzt ist man auch von diesem Irrthum allgemein zurückgekommen. Alle Fürsten suchen die Länder der verschiedenen Linien ihres Hauses wieder zu vereinigen, sobald sich nur irgend eine günstige Gelegenheit darbietet. An neue Ländertheilungen ist nicht mehr zu denken.

Könnte man jetzt nur auch ein Ausgleichungsmittel finden, um diese heterogenen Nachbarschaften an den Grenzen aufzuheben! Einst freilich

freilich waren sie unvermeidlich. Sie hängen zusammen mit der Entstehung der Deutschen Staaten aus einer Menge Lehnsgüter, die durch Kauf, Geschenke, Heirathen, Erbverbrüderungen, auch durch Raub, Krieg und Verbrechen in sehr ungleichen Massen vereinigt wurden. Der mächtigere Herzog konnte also nicht immer hindern, daß ein kleiner Raubgraf sich unabhängig an seiner Grenze behauptete, wenn er durch anderer Hülfe mächtig genug war, der Gewalt zu widerstehen. Noch weniger durfte er in den Jahrhunderten, wo die Prälaten noch den Himmel aufschlossen, wo nur die Städte reich waren, diesen die Ländereien entreißen, die sie von verschuldeten Fürsten und Rittern kauften, oder jenen die Besitzungen, welche ihnen der Aberglaube unterwarf. So war Deutschland schon zerstückelt, mögte ich sagen, als der Landfriede, weiterhin die Fürstenbündnisse, zuletzt noch die stehenden Soldaten der mächtigeren Staaten, allen Privatfehden wehrten, durch welche hauptsächlich bisher die kleineren Besitzungen den größeren einverleibt waren. Seitdem

erfuhr nur das protestantische Deutschland eine totale Reform, durch Secularisirung der geistlichen Staaten. Wie nüzlich diese Veränderung war für die Befestigung der Landeshoheit, für die Arrondirung der Länder, für die Beförderung der Kultur und Wissenschaft — darüber sind gewiß auch unter verständigen Katholiken nicht zwei Meinungen. Haben doch die besten unter den katholischen weltlichen Fürsten, ja selbst unter den Prälaten, wenn es diesen möglich war — nach gleichen Grundsätzen nicht selten zu handeln versucht.

Indeß ist auch davon jetzt keine Frage, ob eine ähnliche Umschmelzung in dem katholischen Deutschland ohne eine allgemeine Erschütternng möglich sey. Ich wenigstens kann mir nicht vorstellen, daß jemand dieß im Ernst glauben könne, der das katholische Deutschland nur einigermaßen kennt. Mögte ich doch sogar behaupten, daß sie nicht einmal rechtmäßig seyn könne, weil ich mich überzeugt halte, daß die Unterthanen nie allgemein darein willigen werden.

Eine andere Sache ist es mit den Besitzungen der Grafen und Herren, der Reichsritterschaft, der Reichsprälaten. Diese kleinen, unendlich vervielfachten Territorien, die immer das Bild der Lilliputer Regenten herbei führen, sollten billig von Kaiser und Reich, als ihren gemeinschaftlichen Oberherren, in andere verschmolzen werden. Ihre Regenten haben nicht und können nicht Kraft genug haben, für ihre Ländgen zweckmäßige Regierungsanstalten zu treffen. Bekanntlich giebt es ja viele dieser Staaten, die nur zwischen 3000 und 5000 Menschen zählen. Ich bitte Sie, wie soll in einem solchen Lande für Rechtspflege, für Polizei, für Schulen, für Aufmunterung der Gewerbe, für Beförderung des Ackerbaues, der Industrie, des Handels gesorgt werden? Sie wissen, jeder dieser kleinen Durchlauchten, oder Erlauchten, oder Hochwürden hat so gut, wie der Churfürst von Sachsen und von Mainz, das Recht der Gesetzgebung und der Polizei, das Besteurungsrecht, ja sogar die militärische Gewalt. Die Einschränkung der Gerichtsbarkeit, daß sie der Ap-

pellation an die Reichsgerichte unterworfen ist, ist ihnen gemein mit vielen, weit größeren Staaten. Also der Theorie nach sollten alle Veranstaltungen zur Ausübung der Regierungsrechte in diesen kleinen Ländern eben wie in den größten Deutschen Staaten statt finden. Aber was für ein Wirkungskreis! Ich lasse diesen gefürsteten Personen noch ihre Kanzleien, ihre Rent- und Schatzkammern hingehen: sie können ihren Secretär zum Kanzler, ihren Verwalter zum Finanzminister machen. Aber die Gerichtshöfe, die Regierungs-Collegien! Zum Glück, daß die absolute Unmöglichkeit, sie bisher noch abgehalten hat, eigene Gesetzbücher in dem Fürstenthum Ysenburg, oder eine eigene Münze in der Abtei Isni einzuführen. Aber manches gute unterbleibt doch, manche kleinliche Beschränkung tritt an die Stelle nüzlicher gemeinschaftlicher Veranstaltungen, weil diese kleinen Herren trotz unseren Philosophen auf ihre Selbstständigkeit halten. Land und Leute haben, von Gottes Gnaden im Plurali befehlen können — der Reiz ist zu mächtig, um nicht die

Augen zu verschließen, vor der unvermeidlichen Unvollkommenheit, daß der erleuchtete fürstliche Wille nie in volle Kraft treten kann, weil ihn einige tausend Schritte weiter ein anderer fürstlicher Wille lähmt. Besonders auffallend sind die traurigen Wirkungen dieser Zerstückelung der Deutschen Regierungen, bei allen Gegenständen, wo gemeinschaftliche Maaßregeln zum Besten des Ganzen nothwendig sind. Man kann nicht durch das südliche Deutschland reisen, ohne fast auf jeder Station außer dem ungemischten Gebiet der größeren Reichsstände darüber zu seufzen, daß vermöge der Reichsverfassung keine gleichförmige Wegeordnung, keine allgemeine Polizeigesetze statt finden können. Die Klage ist nur allzugegründet, daß eben in der Menge und der Kleinheit dieser von Gottes Gnaden zum Glück der Deutschen berufenen Regenten, der Grund liegt, warum das Jaunerwesen in Schwaben und Franken fast nicht auszurotten steht; warum ganze Landstriche privilegirte Pflanzstätten von Spitzbuben sind, die dem Vermögen, oft genug der Gesundheit und dem Leben der fleißigen Einwohner be-

ständig gefährlich sind, und sich von dort selbst in die größeren Länder gleich hungrigen Wölfen verbreiten. Studieren Sie die Kriminalakten in Oesterreich, in Baiern, in Würtemberg, in Baden, in den Rheinischen Churfürstenthümern, in Hessen, selbst noch in Sachsen und in dem nördlichen Deutschland — und Sie finden nie eine merkliche Raubgeschichte, deren Helden nicht aus jenen Ländern gemischter Gerichtsbarkeiten auszogen. Die Steckbriefe, die Sie ohne Maas und Zahl im Reichsanzeiger lesen, führen Sie immer dahin zurück. Darf ich denn im mindesten daran zweifeln, was mich hier so manche einsichtsvolle Beamte aus jenen Gegenden versichern, daß es nicht möglich sey, die Polizei in diesen Ländern Deutschlands auf einen gewissen Grad der Vollkommenheit zu bringen?

Ich gestehe Ihnen, mein Freund, es scheint unbegreiflich, daß man nicht längst auf dem Reichstage eine Uebereinkunft getroffen hat, diese kleinen Regenten vorerst in allem, was die öffentliche Sicherheit, die allgemeine Polizei be-

trifft, den benachbatten größeren zu unterwerfen. Warum sollen sie nicht eben so gut sich es gefallen lassen, daß Oesterreich und Baden über die Fahrbarkeit, die Sicherheit der Landstraßen in ihrer Spanne Landes wachen; als sie es zugeben müssen, daß die Reichspost Briefe und Reisende für eigene Rechnung befördert? Ihren Finanzen würde es gewiß noch weit mehr Gewinn bringen, wenn sie die Postgelder nach Gefallen bestimmen könnten, als wenn sie die hergebrachten Chausseegelder für einen Weg erheben, den sie nicht machen lassen. Umgekehrt leidet ihre Landeshoheit nicht mehr unter jener, als unter dieser Einschränkung. Und so verhält es sich in der That mit allen Gegenständen, wo nur durch einen gewissen Aufwand von Kraft innerhalb eines größeren Wirkungskreises ein gemeinnütziger Zweck erreicht werden kann. Nirgends läßt sich ein vernünftiger Grund angeben, warum diejenigen Reichsbürger, die in einem kleinlichen Staat wohnen, nicht der Vorzüge theilhaft werden sollten, die nur in größeren möglich sind. Ich sage Vorzüge — aber es sind eigentlich Rechte, zum

Theil Rechte, deren Genuß jeder Staatsbürger als unbezweifelte Pflicht von der bürgerlichen Gesellschaft aus vollem Grunde fordert.

Sie fragen mich, welches unselige Verhängniß denn gegen die Stimme der Vernunft, gegen innere Gerechtigkeit, gegen natürliche Billigkeit, diese kleinen Staaten zu einem so unvollkommenen Zustand verdammt?

Einzig und allein die Ausartung der Deutschen Staatsverfassung. Auf der einen Seite ist die Gewalt von Kaiser und Reich zu sehr beschränkt durch den Umfang, den die Landeshoheit erhalten hat, minder durch Reichsgesetze als durch Anmaßung. Auf der andern ist die Landeshoheit an so eingeschränkte Bezirke ertheilt, daß alle ihre Rechte unmöglich mit Erfolg ausgeübt werden können. Und dennoch haben in der Reichsversammlung alle alte Fürsten, oder die ihnen gleichgesetzt sind, und alle Bischöffe und gefürstete Aebte Stimme nach der Kopfzahl, ohne alle Rücksicht auf das Gewicht der Stimmen.

Die Stimme des Herzogs von Würtemberg

gilt nicht mehr, als die des Fürsten von Hohenzollern; die von Münster nicht mehr, als die von Corvey. Wollen Sie bei einer so ungleichen Zusammensetzung Einheit des Zwecks erwarten? Dem Herzog von Würtemberg kann eine Sache höchst wichtig seyn, die für den Fürsten von Hohenzollern ein sehr schwaches Interesse hat. Wenn irgend eine Privatrücksicht, irgend ein einseitiges Vorurtheil das Sollicitiren einer Stimme veranlaßt, so wird es nicht schwer halten, einen kleinen Fürsten zum Widerspruch einer Maasregel zu bewegen, die der größere zum auffallenden Besten seines Landes durchzusetzen wünscht. Bei dieser Lage der Sache darf man nicht leicht von dem Reichstage gemeinschaftliche Beschlüsse zum Besten Deutschlands erwarten, sobald das besondere Interesse der Stände sich damit im Widerspruch befindet.

Und hier nehme ich die Umstände nur, wie sie vor Jedermanns Augen liegen; fast mögte ich sagen, wie sie seyn sollten. Ich nenne hier die geistlichen und weltlichen Fürsten als selbst han-

delnd, nehme an, daß sie sich selbst nach dem bestimmen, was sie für das Wohl ihres Landes zuträglich glauben. Thun wir nun einen Blick in das Innere der Cabinetter, der großen, wie der kleinen, so sieht es noch unendlich viel schlimmer aus. Da sehen wir eine Schaar von jenen Grafen und Herren, die zwar an den Reichstagsstimmen nur collectiv Antheil nehmen, die aber gleichwohl der Landeshoheit eben so unumschränkt genießen, als jene. Wir sehen, daß die Westphälische Grafenstimme unter 29 Stimmenden vertheilt ist; und nun begreifen wir, daß diese Stimme mit einem ganz anderen Eifer noch für die Unumschränktheit der Reichsgräflichen Hoheitsrechte geführt wird, als die des Fürsten von Hohenzollern. Noch nicht genug. Das Stimmrecht der 80 Theilnehmer an diesen vier Curiat-Stimmen vertheilt sich wieder unter wenigstens 400 Linien, und zu jeder Linie kann man im Durchschnitt 10 erwachsene Personen männlichen Geschlechts rechnen. Also vier tausend Individuen, die ein unmittelbares Interesse dabei haben, daß diese kleinen Landportionen in dem

Genuß aller eingebildeten Vorrechte erhalten wer-
den. Ferner müssen Sie in Anschlag bringen
nicht blos die Regenten der 40 unmittelbaren
Reichsstifter, sondern auch alle Mitglieder der
Capitel, weil auf diese, gleich wie auf die Li-
nien eines Geschlechts ein Theil des Anrechts auf
die Reichsstandschaft übergeht. Außer diesen
wirklichen Reichsständen genießt die hoch weit
größere Anzahl der Reichsritter, gleichfalls, bis
auf wenige Modificationen noch, alle Landesho-
heitlichen Rechte über ihre Güter. Hätten diese
edlen Herren auch nur ein Dorf, worin höch-
stens zwei hundert Menschen wohnen, und dessen
Einkünfte schon auf zwanzig Jahre voraus dem
Hofjuden in der benachbarten Residenz verpfändet
sind, weil er den Hoch- und Wohlgebornen Herrn
bei der Pharaobank auslösete — so gebührt Ih-
nen dennoch von Gott und Reichs wegen das un-
schätzbare Recht, über ihr Dorf mit eben derse-
ben Gewalt zu herrschen, welche Preußens gro-
ßer Friedrich in seinen Staaten besaß. Und
nun — damit wir alles erschöpfen — an diese
Legion von unmittelbaren Reichsständisch- oder

Reichsritterschaftlich-Berechtigten schließt sich der gesammte Deutsche Adel als mittelbar berechtigt. Denn auch dieser hat eine untrügliche Aussicht, der Ausflüsse der Souverainitätsrechte theilhaft zu werden, sey es als Stiftsberechtigt durch die Aufnahme in Stifter, oder durch Heirathen, seitdem mit dem zunehmenden Luxus blanke Goldstücke alles und jedes Verdienst ersetzen, und selbst den Stand der Vorfahren im Grabe umwandeln können. Sonderbare Verkettung der Dinge! Nicht blos die Nachkommen der Welfen sind jetzt dabei interessirt, daß ihre Blutsverwandten in den entferntesten Graden Land und Leute mit eben den Vorrechten besitzen, welche ihre streitbaren Ahnen in den Zeiten des Faustrechts an sich rissen, wenn gleich diese Rechte nicht mehr, wie damals, ein Mittel werden, die Menschen glücklich zu machen, oder wenigstens minder unglücklich. Nein! Auch Levi, der Gräfliche Hofjude, an dessen schmutzigen Händen noch der Rost klebt, den er von halbgestohlnen Pfändern abkratzte, brüstet sich bei dem stolzen Gedanken, daß Töchtergen Sara, die

er so eben zur Reichsgräfin erheben läßt, an der Hand eines verschuldeten Reichsfürsten, dessen Schulden er mit seinem der Armuth erpreßten Raub bezahlt, als regierende Fürstin thronen könne.

Mein guter Freund! was bleiben Ihnen nun noch für Hoffnungen? was vermag die Stimme der Vernunft und des Eifers für das abstrakte Beste der Völker gegen diesen mächtigen Bund der menschlichen Eitelkeit und Selbstsucht! Außer der großen Anzahl derer, die unmittelbar und aus eigenem Antriebe sich der Abstellung jener Mißbräuche widersetzen, sind ja auch alle Deutsche Regenten ohne Ausnahme, umgeben von denen, die mit jenen gemeinschaftliche Sache machen, weil sie ihr, wenn gleich entferntes Interesse mit auf das Spiel glauben. Das Ohr der Fürsten ist, bis auf wenige Ausnahmen, nur denen offen, die für das Panier der Reichsunmittelbarkeit und der Reichsstandschaft fechten. Vergebens berufen Sie sich auf das Interesse von Millionen, auf die Natur der Sache, auf die unverjährbaren Forderungen an die bürgerliche

Gesellschaft; vergebens zeigen Sie aus der Erfahrung aller Länder, daß die Landeshoheit in den Händen derer, die sie nicht zum Wohl ihrer Unterthanen anwenden können, nur die Streitaxt in den Händen des Knaben ist, die man ihm nehmen muß, soll er anders nicht sich und andere unwillkührlich beschädigen; vergebens beweisen Sie aus der Vergleichung des südlichen und des nördlichen Deutschlands unwidersprechlich, daß die bessere Ordnung, die größere Kraft in dem letztern bei den ungleich glücklicheren Anlagen in dem ersten, eben von dieser Zerreißung der Reichslande herrühren, eben von diesen kleinen Flecken unmittelbarer Gebiete, die mitten in den großen Staaten liegen, und durch ihre Vorrechte der Wirksamkeit allgemeiner Veranstaltungen unüberwindliche Hindernisse in den Weg stellen. Man setzt Ihnen die Unverletzlichkeit des Eigenthumsrechts entgegen; man behauptet, der Fürst von Salm-Kyrburg besitze seine Länder mit gleichem Recht, als der Churfürst zu Sachsen; man giebt jede von dem ganzen Reich zu beschließende Einschränkung der Hoheitsrechte des kleinsten Fürsten für

eine unheilbare Verletzung der Deutschen Reichsverfassung aus. Unter dieser scheinbaren Maske verbirgt sich thörigter Hochmuth, läppischer Eigendünkel, die unselige Begierde zu herrschen, wovon hunderttausende zunächst das Opfer werden, und über welche andere hunderttausende seufzen, die mittelbar darin ein mächtiges Hinderniß ihres Glücks erkennen.

Selbst die Anstalten, wodurch man den Unzuträglichkeiten dieser Vervielfachung der Territorien zum Theil abzuhelfen suchte, beweisen die Größe des Uebels, die Nothwendigkeit einer Radical-Kur. Man hat in den Kreisen, worin die meisten kleinen Stände sind, Kreisverbindungen geschlossen, vorzüglich zur Beförderung der inneren Sicherheit und Polizei. Der Schwäbische Kreis insonderheit steht noch in einer engeren Verbindung. Sie wird durch öftere Kreistage unterhalten. Der Kreis hat auch sein eignes beständiges Militair. Allein demungeachtet ist die Polizei nicht mit der in geschlossenen Ländern zu vergleichen. Und wenn man vollends

daran denkt, wie viele Uebel im finstern schleichen, die durch eine solche Organisation auf immer verborgen bleiben, so hat man wahrlich noch mehr Ursache, diesen Ländern, die der Natur so günstige Anlagen verdanken, auch eine wirksamere Regierung zu wünschen.

XXXII.

Rastadt, den 24. April 1798.

Im Ganzen können die Einwohner der Badenschen Länder mit Recht für wohlhabend gelten. Man findet selten auffallend großen Reichthum; dieß ist nicht wohl möglich in einem Lande, das keinen starken Handel auswärts haben kann. Dagegen giebt es viele begüterte Familien. Und — was noch wünschenswerther ist — sehr wenige Familien, selbst in den unteren Volksklassen, sind arm. Die zahlreichste Klasse, die Bauern, hat nicht blos ihr gutes Auskommen; man sieht, daß sie auch etwas übrig behält. Dieß beweisen Vieh und Hausgeräthe. In vielen Bauerhäusern findet man ein Gastbett, einen Vorrath von Leinen, allmälig sogar wieder einige silberne Löffel. Freilich müssen Sie keine Vergleichung mit dem Holsteinischen Marschbauer anstellen, nicht einmal mit dem Geestbauer in den fruchtbaren Gegenden. Aber wo ist auch

eine Provinz in Deutschland, die in dieser Rücksicht mit Holstein zu vergleichen wäre? Nicht einmal Altenburg und die besten Striche von Sachsen, die doch nun auch fast vierzig Jahre lang ununterbrochen Frieden hatten.

Hauptsächlich ernähren sich die Einwohner vom Ackerbau in der weitesten Bedeutung. Ich rechne also auch den Weinbau mit dahin, weil die Erwerbart analog, wenn gleich minder mühsam ist. In den waldigten Gegenden müssen die verschiedenen Arbeiten zur Benutzung des Holzes den Bewohnern Unterhalt verschaffen. Sie treiben indeß auch hier die Viehzucht mit Erfolg, und in den irgend gemäßigten Landstrichen selbst etwas Ackerbau. Ich habe Hügel — bei uns würde man sie Berge nennen — bis auf die Spitze bepflügt gesehen, die unsere Landleute, als die Mühe nicht lohnend, sicherlich stehen ließen. Aber das ist die natürliche Folge einer starken Bevölkerung. Das Land erhält mehr Werth, wird sorgfältiger benuzt. Die Zahl der Arbeiter ist größer, der Geldumlauf lebhafter. Der Vo-

den trägt mehr, und kann in eben dem Verhältniß mehr Menschen ernähren. So greifen Ursache und Wirkung gegenseitig in einander ein. Ich mögte fast behaupten, die Bevölkerung könne so hoch steigen, als die Production des Bodens, von Menschenhänden bearbeitet. Denn so lange sich der Nahrungsmittel noch mehr hervorbringen lassen, wird auch die Zahl der Arbeiter zunehmen.

Der Boden ist nur in einem Theile des Landes vorzüglich. Dieß ist der südliche oder die obere Markgrafschaft. Man nennt ihn daher den Oberländer Boden. Er fängt bei Bühl an, und nimmt an Fruchtbarkeit immer zu, je weiter man gegen Basel herunter kömmt. Hingegen in dem nördlichen Theil oder der mittleren und unteren Markgrafschaft ist der Boden sehr mäßig. Hier besteht das Land aus einer breiten, mehr sandigen Ebne, die sich längs dem Rhein hinzieht. Nur die sorgfältigste Kultur konnte diesen Boden ergiebig machen; indeß ward sie dadurch begünstigt, daß die Erde leicht zu bear-

beiten ist. Mit desto größerem Erfolg gebraucht man den Grabscheid, und so kömmt es dahin, daß, wer nicht genau forscht, das sorgfältig benutzte Erdreich auch für das fruchtbarste hält.

Sehr viele Feldfrüchte werden hier in vorzüglicher Güte erzeugt. Alle Kornarten gedeihen trefflich. Besonders habe ich eine Frucht kennen lernen, die unseren Gegenden fremd ist. Sie heißt Spelz; ein Mittel, wenn ich so sagen soll, zwischen Gerste und Waizen. Das Mehl nähert sich sehr dem Waizenmehl; fast verdient es noch den Vorzug in der Feinheit. Vorzüglich braucht man es zu Kuchen, worin die Schwaben bekanntlich Meister sind. Dabei soll diese Kornart unter allen die ergiebigste seyn. Auch ist das sehr lange, starke Stroh am besten zur Bedachung zu gebrauchen. Dieß alles zusammen genommen, scheint mir der Anbau desselben wohl so vortheilhaft, als der des Waizen zu seyn. Ich werde daher einen Versuch machen, ob meine Felder nicht eben so gut Spelz tragen können, als Waizen, der mir meistens vortrefflich gelingt.

Außer dem Getreide hat man alle Arten Hülsenfrüchte in vorzüglicher Menge und Güte. Man bauet auch viel Flachs, Hanf und Krapp. Ferner giebt es Baumfrüchte aller Art; in dem Oberlande von der feinsten und besten Gattung. Der Weinbau gehört zu den wichtigsten Erzeugnissen. In dem Oberlande bringen einige Striche einen überaus lieblichen, und dabei geistigen Wein, der zu den besten Deutschen Weinen gehört, hervor. Man nennt ihn Markgräfler. Er hat fast den Vorzug vor dem Rheinwein, wenn dieser nicht alt und von ganz ausgezeichneten Jahren ist; denn der Markgräfler hat nicht die Säure des Rheinweins, die unseren nordischen Magen selten behagt. Aber ich weiß nicht, ob man ihn verführt; wenigstens habe ich ihn im nördlichen Deutschland nie nennen hören.

Ein anderes wichtiges Product sind die Waldungen. Sie geben die schönsten Stämme, selbst zum Schiffbau, die bis nach Holland gehen. Dadurch werden die bergigten Gegenden ebenfalls einträglich. Ueberdieß haben die Ber-

ge beträchtliche Eisenminen, Marmorbrüche, andere Steinbrüche, und mancherlei Mineralien. Aber dieser Zweig der Production ist bei weitem noch nicht hinlänglich benutzt. Sei es Mangel an Kenntnissen oder an Kräften zu den ersten Auslagen, die sich oft erst spät wieder mit Wucher bezahlt machen — der Bergbau scheint mir unter allen Nahrungswegen im Badenschen am wenigsten mit Erfolg betrieben zu seyn. Auch die Viehzucht wäre wohl großer Verbesserungen fähig. Das Hornvieh ist nur in den Gegenden vorzüglich, die nahe an der Schweiz liegen. Die Schaafzucht ist in den letzteren Jahren sehr verbessert. Der Markgraf erhielt im Jahre 1789 aus Spanien 44 Widder und 83 Mutterschaafe, auch noch 71 Mutterschaafe aus Roussillon. Diese wurden vorzüglich auf das Gebirg versetzt, wo sich, nach angestellten Erfahrungen, die Wolle am feinsten erhält. Noch mehr hat man für die Pferdezucht gesorgt. Den Oberländern ward, ihrem Wunsche gemäß, schon im Jahre 1750 ihre Pferdezucht selbst überlassen,

und hier haben in der That die Aufmerksamkeit der Einwohner und die Beibehaltung guter Gewohnheiten ungefähr eben so viel ausgerichtet, als Veranstaltungen der Regierung. Aber in dem Unterlande sind die guten Wirkungen der Bescheelordnung vom Jahre 1753, und der Vorschriften zur Wegschaffung der schlechten Hengste unverkennbar. Man findet hier jetzt eine sehr gute Art fein gebaueter und dabei starker Pferde; aber an Größe kommen sie freilich nicht gegen die Holsteinischen.

Der Sinn der Einwohner, ihre Lebensweise, ihre Sitten sind ihrem ökonomischen Wohlstande sehr zuträglich. Sie sind munter, thätig, arbeitsam, dabei mäßig und genügsam. Ich habe unter dem gemeinen Mann bei weitem nicht den Hang zum Wohlleben, zur Ueppigkeit gefunden, der bei uns in einem so hohen Grade herrschend ist. Auch ihr moralischer Charakter scheint mir den Mittelweg zu halten, der vielleicht zum Genuß des Lebens der vortheilhafteste ist. Sie sind gerade, offen, froh, aufgeweckt, ohne aus-

gezeichneten Scharfsinn oder Geschick. Auch scheinen sie viele Gutmüthigkeit zu haben, und ich fand bisher bei ihnen im Ganzen nicht die heftigeren Leidenschaften, welche ich mir sonst immer als die Eigenschaft des südlicheren Klima's dachte.

Diesen Anlagen, den Bedürfnissen des Landes — ich darf wohl hinzusetzen — auch in vorzüglichem Grade der Lage der Zeitumstände, entspricht vollkommen der Geist der Regierung. Sie ist sehr aufmerksam auf alles, was das Wohl der Unterthanen befördern kann. Alle Maasregeln sind den Kräften des Landes angemessen. Keine gewagte Unternehmungen, die so sehr in das Große gehen, daß die Folgen bedenklich werden könnten. Dabei wird nichts übereilt. Man geht bei neuen Einrichtungen, wie bei Verbesserungen, bei Abstellung von Mißbräuchen mit der Vorsicht, der Behutsamkeit zu Werk, welche immer am sichersten für den Erfolg bürgt. Ueberhaupt hat die Regierung viel von dem Hausväterlichen, was eben in Ländern von mittlerer Größe vorzüglich statt finden kann, und Herr-

scher und Unterthanen in das glücklichste Verhältniß setzt. Ohne es an der nöthigen Festigkeit mangeln zu lassen, neigt die Regierung doch merklich zur Gelindigkeit. Sie ist mehr beschäftigt, den Unterthanen den Gehorsam leicht zu machen, als Strenge zu üben. Doch läßt sie es nicht an dem nöthigen Ernst fehlen, wo er angewandt werden muß zur Aufrechthaltung der guten Ordnung.

Die Einkünfte betragen sicheren Nachrichten zufolge jetzt gegen 1,500,000 Gulden. *) Darunter sind die Oberrheinischen Einkünfte nicht mit begriffen. Diese mögen, wie ich Ihnen neulich schrieb, etwa 250,000 Gulden ausma-

*) Nach einer in Schlözers Staatsanzeigen B. XVI. S. 247. gedruckten Liste belaufen sich die sämmtlichen Einkünfte auf 1,454,309 Fl. 9 Kr. Hierunter sind noch die Einkünfte der Oberrheinischen Aemter Rhodt und Beinheim mit begriffen, jene mit 10318 Fl., diese mit 6240 Fl. Also wäre die Summe etwa nur 1,438,000 Fl. Allein sie betragen jetzt sicher 60,000 Fl. mehr Andere schätzen sie offenbar zu geringe, nur auf 1,200,000 Fl.

chen. Sie sehen, daß der Markgraf von Baden auch in dieser Rücksicht zu den mächtigeren Deutschen Fürsten gehört. In einigen Gegenden, besonders auf dem Lande, sollen die Abgaben verhältnißmäßig hoch genug seyn. Man hat mich versichert, daß die Einwohner zuweilen darüber sehr murren. Aber ich kann mich nicht überreden, daß sie einigen Grund zu klagen hätten. Bei der Lage der Gewerbe, und der Aufmerksamkeit der Regierung auf ihre Beförderung kann ein Mißverhältniß zwischen den Einkünften und dem Erwerb wirklich nicht statt finden. Und in diesem Falle allein werden die Abgaben drückend. An sich können sie in einem District ziemlich hoch seyn, ohne daß nachtheilige Folgen daraus entstehen, wenn nehmlich das Verkehr sehr lebhaft, der Geldumlauf schnell ist.

Das Militair scheint mir im Verhältniß zu der Volksmenge ziemlich zahlreich. Ich kann immer noch nicht von der Meinung zurück kommen, daß die stehenden Soldaten der Deutschen Fürsten nur Pflanzschule seyn sollen, um im

Nothfall die aufgebotene streitbare Mannschaft zu organisiren. Von diesem Gesichtspunkt ausgegangen, braucht ihre Zahl nur sehr geringe zu seyn. Inzwischen gebe ich zu, daß die Lage, die Verhältnisse mit Nachbaren, zuweilen selbst die Hindernisse der Polizeimaasregeln durch die stete Abwechslung der Reichsgebiete, Ausnahmen begründen. Dieß ist wirklich der Fall im Badenschen. Der Markgraf muß auch der Kreisverbindung wegen sich darauf einrichten, einige Regimenter stellen zu können. Er hat ein Corps Leibgarde, ein Husarencorps, ein Leibregiment Infanterie, zwei Bataillons Füsiliers, eine Artilleriecompagnie und eine Garnisoncompagnie. Zusammen beträgt die Anzahl etwa 3000 Mann. Sie werden gut gehalten; ihr äußeres Ansehen ist sehr vortheilhaft. Auch haben sie sich jederzeit im Felde vortheilhaft ausgezeichnet. Noch in den letzteren Feldzügen vor dem Separatfrieden mit Frankreich fochten sie mit Ruhm bei der Kaiserlichen Armee. Dieß verdankt man vorzüglich der Sorgfalt für die Erziehung und Ausbildung der Offiziere.

Eine gleiche Aufmerksamkeit beweiset man bei den Civilbeamten. Sie werden stufenweise zu wichtigeren Aemtern befördert, im Ganzen wirklich nach dem Maasstabe ihrer Geschicklichkeit und Thätigkeit. Freilich hat der Adel auch hier bei den oberen Stellen gewöhnlich den Vorzug. Bei weitem die meisten dieser Aemter sind in seinen Händen; er genießt auch verhältnißmäßig einen höheren Rang und größere Besoldung. Aber dieser Vorzug ist doch nur faktisch, nicht rechtlich. Kein Gesetz schließt den Bürgerlichen von irgend einer Bedienung aus: die Concurrenz ist also doch nicht — — soll ich sagen mehr unbillig oder mehr unklug? — beschränkt. Auch wird in der Regel bei dem Adel eben so streng, wie bei dem Bürgerstande, auf die Fähigkeit des Candidaten gesehen. Daher finden Sie im Badenschen ungewöhnlich gute Oberbeamte. Die Regierung, das Hofgericht, das Consistorium sind Landescollegien, die in Rücksicht auf die Besetzung, wie auf die Art der Geschäftsführung die Vergleichung mit den besten Deutschen Collegien aushalten. Eben dieß Lob verdienen die meisten Oberamt-

männer. Sie verwalten in den kleineren Bezirken, in welche das Land getheilt ist, und welche Oberämter genannt werden, beides die Justiz in erster Instanz, und die Regierungsgeschäfte.

Auch die Geistlichen, besonders die lutherischen, gehören zu den besten in Deutschland. Schon lange unterstützte die Regierung auch durch unmittelbare Veranstaltungen den allmähligen Fortschritt ächter religieuser Aufklärung. Mehrere Prediger, besonders in Carlsruhe, beförderten diese wohlthätige Absicht durch angemessene Reden. Bereits seit 1787 ist im Durlachschen ein neues, sehr verbessertes Gesangbuch eingeführt. Auch der Landkalender, jenes für die Volksbelehrung so äußerst wichtige Buch, ist schon vor mehr als funfzehn Jahren diesem Zweck gemäß nach und nach verbessert. Man bedient sich dieses Vehikels mit sehr gutem Erfolg zur Ausrottung mancherlei abergläubischer Gebräuche, zu nüzlichen Bemerkungen über Landwirthschaft, zur Beförderung guter, moralischer Gesinnungen, theils auch zu einer angemessenen Chronik. An diese allgemeine Lectüre schließen sich das Carlsru:

her und Pforzheimer Wochenblatt; sie haben ungefähr dasselbe Ziel, wenn gleich einen nicht völlig so ausgebreiteten Wirkungskreis. In dem vormals Baden-Badenschen fanden freilich diese und ähnliche Veranstaltungen anfangs große Schwierigkeiten. So wenig der Sinn des Volks als die Geistlichkeit waren ihnen günstig. Allein durch Standhaftigkeit auf der einen Seite, durch Vorsicht und weise Schonung auf der anderen ist man allmählig auch hier um vieles weiter gekommen. Jetzt kann ein Unbefangener auch den katholischen Geistlichen im Ganzen ein gutes Zeugniß nicht versagen.

Gesetzgebung und Rechtspflege haben freilich noch im Badenschen dieselben Hauptgebrechen, wie in den meisten Deutschen Provinzen. Auch Baden hat kein allgemeines, in Deutscher Sprache verfaßtes Gesetzbuch. Hier, wie in anderen Ländern, ist die Gerichtsverfassung weit entfernt von dem schnellen, sicheren Gang, den sie haben sollte, den sie haben könnte, wenn wir nur einmal die Formalitäten fremder Rechte abschafften,

die sich nicht auf unsere Sitten passen. Indeß sind im Badenschen ebenfalls in diesem Fach mehrere einzelne Verfügungen gegeben, die in der That für musterhaft gelten können. *)

Man betreibt die Beschleunigung der Criminalprozesse mit großem Nachdruck. Die Aemter müssen seit 1764 schon jährlich zu bestimmten Zeiten Berichte über alle Verhaftete einsenden. Im Badenschen ward die Tortur schon 1767 abgeschafft. Die Gefängnisse sind seit 1752 alle über der Erde. Sie werden oft nachgesehen; durch eine Verordnung von 1784 ist auch die Sorgfalt auf Reinhaltung und Anschaffung der nöthigen Kleidungsstücke für die Gefangenen eingeschärft. Die Züchtlinge in Pforzheim werden vollkommen zweckmäßig behandelt; man sorgt, so viel möglich, in der That für ihre Besserung. Man ge-

*) Bei den nachstehenden speziellen Angaben habe ich, nebst eigenen Erfahrungen und Nachrichten, auch des Herrn von Drais Beiträge zur Kulturgeschichte und Statistik von Baden unter Carl Friedrich (Karlsruhe 1796 8.) vielfältig benutzt.

braucht sie seit 1781, so viel es irgend mit Sicherheit geschehen kann, in ihrer Züchtlingskleidung, zu Handwerksarbeiten, zu häuslichen Arbeiten, zum Feldbau. Nur die, welche man nicht auf diese Weise beschäftigen kann, spinnen Wolle in den geräumigen, nicht wie gewöhnlich vollgepfropften Sälen des Zuchthauses. Bei Anwendung der Gesetze sucht man zwar die übertriebene Strenge der alten Criminalgesetze zu mildern; aber eben so ernstlich wird darüber gehalten, daß jeder Störer der öffentlichen Sicherheit unausbleiblich seine angemessene Bestrafung erleide. Die gute Wirkung der Befolgung dieser Regeln zeigt sich in der verhältnißmäßigen Seltenheit der Verbrechen. Auch wendet die Regierung alles an, auswärtige Uebelthäter abzuhalten. Die stehenden Streife der Husaren und Hatschiere sind sehr gut auf die Ausspürung solcher Menschen instruirt. Ansehnliche Prämien ermuntern sie zur Achtsamkeit, hinlängliche Hülfe von militärischen Patrouillen oder den Gemeinden gewähren ihnen vollkommene Sicherheit bei ihrem beschwerlichen Geschäft, das in gemischten Ländern oft höchst gefährlich ist.

In den neueren Verordnungen bemerken Sie immer die Bestimmtheit der Vorschrift, die Klarheit des Ausdrucks, welche eben so sehr die Anwendung erleichtert, als Mißverständnissen vorbeugt. Diese Verordnungen sind in dem 1782 gedruckten Auszug der Badenschen Gesetzgebung und in den Wochenblättern gesammlet, auf eine Weise, die sie auch in die Hände des großen Publikums bringt. Von eben der Sorgfalt für wahrhaft practische Vorbereitung angehender Beamten zeugt die Aufsicht auf die sogenannten Scribenten. Dieß sind junge Leute, die auf dem Lande als Amtsschreiber oder Amtssecretaire, wie Sie wollen, gebraucht werden. Man nimmt sie in gesetzliche Verpflichtung. Ihre Vorgesetzte müssen jährlich Berichte einsenden von ihrer Fähigkeit, ihren Arbeiten, ihrer Aufführung. Daraus wird bei der obersten Stelle eine genaue Tabelle verfertigt. Jeder Dienstcompetent steht darin, nach dem Alter seiner ersten Aufnahme, und seine Geschicklichkeit ist nach jenen Angaben genau gewürdigt. Aus dieser ersten Schule treten sie dann, nach Verhältniß ihres Betragens, in

Bayerische Staatsbibliothek München

die unmittelbaren Dienste des Staats in der Kanzlei — um sich unter den Augen des Landescollegiums weiter auszubilden.

Die erste Instanz, die Oberämter, lassen keine Advokaten zu. Vor ihnen werden die Rechtssachen durch persönliche Vernehmung der Partheien schnell abgemacht. Sollte ein Amt sich saumselig beweisen, so erfolgen auf ein kurzes, außergerichtliches Gesuch aus dem Hofrathscollegium unmittelbare Strafbefehle. Wichtigere Rechtshändel gelangen in der zweiten Instanz vor das Hofgericht. Hier hat man vorzüglich gesucht, das Verfahren abzukürzen, durch Einschränkung der Fristgesuche, durch bestimmte Vorschriften wegen der Beweisführung, durch zweckmäßige Strenge gegen den, der auf ein Factum nicht antwortet. Ueber alle Prozesse wird eine tabellarische Controlle geführt, die zu bestimmten Zeiten dem Fürsten selbst vorgelegt wird. Ueberdieß giebt es noch ein Revisionsgericht, als zweite Instanz, wo das Hofgericht das erste Urthel spricht, oder als eigentliche Revision in Sa-

Bayerische Staatsbibliothek München

chen, die an die Reichsgerichte gehen könnten, wenn die Partheien auf diese Appellation Verzicht thun.

Zur Verhütung unbefugter Prozesse, zur Beförderung der Vergleiche, zum Schutz des unkundigen, wohl auch des gedrückten Mannes, ward 1782 eine Consultations-Deputation errichtet. Ihre Mitglieder waren drei Räthe des damals mit der Regierung verbundenen Hofgerichts, und drei Advokaten; jene aber hatten dann weiter keine entscheidende Stimme im Hofgericht. Sie ertheilte den Partheien, die von einer Amtsurthel appelliren wollten, ihr Gutachten über den wahrscheinlichen Erfolg der Appellation. Auch stand es den Partheien frei, nachdem die Verhandlungen vor dem Amt geschlossen waren, die Fällung des Urtheils in erster Instanz von der Deputation statt des Amts zu verlangen. Dabei war es nicht einmal nöthig, die Ursachen anzuführen. In beiden Fällen sandte das Amt die Akten mit 10 Gulden, die der Bittende erlegte, an die Deputation. Die geringen Gebühren wurden unter dem angestellten Re-

und Correferenten vertheilt. Jetzt ruhet diese vortreffliche Anstalt seit einigen Jahren. Ich begreife nicht warum? Ihr Nutzen war unverkennbar, zumal zur Vermeidung von Ungerechtigkeiten in der ersten Instanz, wo doch immer am leichtesten Persönlichkeit sich einschleicht.

Die Kosten der Prozeßführung sind verhältnißmäßig beträchtlich geringer, als in andern Ländern. Ich wüßte nicht leicht, anderswo die weise Vorschrift gefunden zu haben, daß die Schriften der Advokaten nicht nach der Bogenzahl taxirt werden, sondern nach dem inneren Werth. Von allen möglichen Maasstäben zur Bestimmung des Honorars für Advokaten scheint mir dieser der einzige zweckmäßige zu seyn. Aber leider wußte der Einfluß der Advokaten auf die Gesetzgebung ihn bisher fast immer zu entfernen.

Auch die Amtssporteln sind in den neueren Zeiten beträchtlich vermindert. Sie fallen jetzt in der Regel nicht mehr an die Beamten, sondern an die öffentliche Kasse, aus welcher die Beamten bestimmte Besoldungen erhalten. Da-

durch sieht sich die Regierung in den Stand gesetzt, ärmeren Unterthanen an den Gerichtstaxen Nachlaß zu geben. Noch größer ist der Vortheil für das Land, daß die Zahl der Amtsdecrete sehr vermindert wird, weil sie nicht mehr mit dem Privatinteresse der Beamten in Verbindung stehen. Die Executionskosten sind ebenfalls vermindert, und den Mißbräuchen bei der Execution selbst ist möglichst vorgebeugt. Sogar die Gerichtsdiener sind in einigen Aemtern auf stehende Besoldungen gesetzt; in andern richtet sich ihre Bezahlung nach Gängen, nicht nach dem Werth der Schuldsumme oder der Willkühr des Richters.

Auf die Behandlung der Concursmassen hat man vorzügliche Sorgfalt gewandt. Schon nach den Verordnungen von 1752 und 1767 soll den Gläubigern gleich bei der ersten Versammlung eine Balance über das gesammte Vermögen mit Vergleichsvorschlägen vorgelegt werden. In der Folge zielen mehrere Verordnungen darauf ab, das Verfahren zu beschleunigen und einfacher zu machen. Dabei ist hinlänglich für die Sicher-

heit der Gelder der Massen gesorgt. Auch hat die Regierung die Auszahlung bereiter Gelder unmittelbar betrieben, so bald ihre Verzögerungen oder vorgefallene Fehler angezeigt sind.

Ferner gehören die Vorschriften über die gerichtliche Inventur zu den preiswürdigsten Veranstaltungen. Man hat sie mit Recht als Regel vorgeschrieben, zur Verhütung unabsehlicher Streitigkeiten; aber die Gebühren sind zugleich beträchtlich herabgesetzt.

Das Vormundschaftswesen steht unter der genauesten Aufsicht. Zur Controlle der Oberämter sind seit 1776 gedruckte Tabellen eingeführt, die jährlich an die Regierung eingesandt werden. Die wichtigeren Contracte werden von dem Hofgericht selbst genehmigt, das hierin als Obervormundschaftscollegium eine eigene Deputation bildet. Dagegen ist die Veräußerung liegender Gründe nicht auf bloße Nothwendigkeit eingeschränkt; sie kann in der Regel statt finden, so oft überwiegender Vortheil des Pflegbefohlnen sie anräth.

Gemeinen und Zünfte wählen zwar die Verwalter für ihre Gefälle unter sich; aber die Regierung bestätigt sie nach vorher gegangener Prüfung. Sie besorgt auch die Fertigung der Rechnung durch einen Kunstverständigen. Dabei wacht sie mit der größten Sorgfalt über die vortheilhafteste Benutzung des Vermögens, über die möglichste Beschränkung der Ausgaben. Eben hierin liegt einer der eigenthümlichsten Vorzüge der Regierung des Markgrafen. Durch unausgesetzte standhafte Befolgung dieser Maasregeln hat er die Gemeinen auf einen sehr guten Stand gebracht. Sie sind ihm das wirksamste Mittel zu weitgreifenden, gemeinnützigen Veranstaltungen geworden. So hat man Dörfer gepflastert, Schulstuben und Rathhäuser gebauet, Feuerspritzen, Orgeln, und ähnliche Stücke allgemein geschafft, Landgärten angelegt, Gemeinplätze verbessert. Auf diese Weise sind manche gemeinschaftliche Lasten ohne drückende Beschwerde abgehalten, die unter anderen Umständen unerschwinglich gewesen wären. Man hat aus den Gemeinekassen Frohnen bezahlt, wenn sie gerade zu häufig zusammen kamen. So-

gar im Kriege sind durch zweckmäßige Anwendung früherer Ersparnisse Drangsale abgewandt, die ohne diese Beihülfe ganze Distrikte niedergedrückt hätten.

Für die Oekonomische Wohlfarth des Landes sorgte der Markgraf theils mittelbar durch die Gemeinen, theils unmittelbar durch Beispiel auf seinen Domänen, und durch manche nützliche Veranstaltungen, die man so viel möglich allgemein machte. Schon seit mehr als dreißig Jahren sind zur Veredlung der Viehzucht große Stiere und Eber um wohlfeile Preise vertheilt. Im Jahre 1789 erhielt der Markgraf 44 Spanische Widder, 83 Mutterschaafe und noch außerdem 71 Mutterschaafe aus Roussillon. Diese Zuchtschaafe finden sich noch meistens auf dem Kammergut Heimbronn und in der Gemarkung von Dietlingen, weil man bemerkt hat, daß sich die Wolle in dem Gebürge feiner hält. Man verspricht sich, nach den ersten Generationen zu urtheilen, mit Recht große Vortheile von dieser Veranstaltung. Auch für die Pferdezucht ist

sehr viel gethan. Durch Ankauf ausgezeichneter Hengste für die herrschaftlichen Ställe, durch Wegschaffung aller schlechten Hengste auf den Dörfern, durch Vorschriften zur Schonung der Füllen und Mutterpferde hat man es dahin gebracht, daß sich durchgehends ein großer, starker Pferdeschlag im Lande findet.

Moräste, ungesunde Weiden, halbwüste Gemeinheiten sind unter der jetzigen Regierung in beträchtlicher Menge urbar gemacht. Die Kammergüter des Pforzheimer und Steiner Bezirks wurden sehr verbessert durch Ausrodung der Steine; man gebrauchte sie zur Untermaurung der Reben, und erhöhete den Ertrag des Bodens durch Vermischung der Erdarten. Oede Gemeinplätze werden seit 1763 den Unterthanen theils eigenthümlich, theils zu lebenslänglichem Genuß unentgeltlich überlassen. Dabei erhielten alle Neubauern auf bestimmte Zeit Befreiung von Schatzungen und Zehnten. Der Kleebau ist seit etwa 30 Jahren durch beträchtliche Vorschüsse und andere zweckmäßige Aufmunterungen sehr vervoll-

kommnet. Auf herrschaftlichen Grundstücken, vorzüglich wo sie dem Landmann in die Augen fielen, ward der Klee zuerst gesäet. Dann bewirkte man durch vertraute, belohnte Männer ein Gleiches in einzelnen Gemeinen. Bezeigten andere Lust zur Nachfolge, so überließ ihnen die Kammer den schon vorräthigen Kleesamen anfänglich um sehr geringe Preise, oder so, daß er nur im Fall des guten Erfolgs erstattet ward. Dabei forderte man den Zehnten vom Klee nach den Freiheitsjahren nicht in Natur, sondern nur in einem sehr mäßigen Geldsurrogat nach der Größe des Ackers. So ist es allmählig dahin gekommen, daß jetzt die fruchtbareren Striche, zumal die Thäler zwischen den Bergen des Oberlandes mit dem herrlichsten Klee bedeckt sind, der dem Schweizer Klee kaum nachsteht.

Ferner sorgt die Regierung mit preiswürdiger Aufmerksamkeit für Verbreitung jeder nützlichen Belehrung. Seit 1778 ist ein meteorologisches Institut errichtet, wozu an sechszehn verschiedenen Orten im Lande vorbereitende Beobach-

tungen gesammlet werden. Zum Theil verdankt man dieser Veranstaltung die Versuche zu doppelten Erndten, die, insonderheit mit den Stoppelrüben, auch mit dem unter dem Sommerkorn gesäeten Klee sehr gut gelingen. Rübsaat, und im Mahlbergischen der Mohn sind nun häufige Produkte geworden. Flachs und Hanf gewinnen fortwährend an Güte. Der Krapp, der zuerst als fremde Pflanze im Blumentopf hieher kam, ist nun Feldgewächs; er wird schon seit 1755 seiner vorzüglichen Güte wegen häufig verführt. Die Wässerung der Wiesen im Oberlande ist auf einen hohen Grad von Vollkommenheit gebracht. Die Obstbaumpflanzung ist, durch die öffentlichen Ermunterungen und Anstalten in den Jahren 1757 und 1769, ein beträchtlicher Erwerb geworden. Eigends bestellte Landgärtner verwalten selbst die Hauptpflanzschule, aus welcher vorzügliche Obstgattungen in die Ortsbaumschulen vertheilt werden. Sie führen zugleich auf diese beständige Aufsicht, und ertheilen im Setzen, Oculiren, Ablegen, Schneiden, unentgeltlich Unterricht. Die beträchtlichste Landbaumschule, unweit Durlach,

umfaßt über 4 Morgen. Sie hat in allem gegen 30,000 Stämme, meistens auserlesene Gattungen. Von Aepfeln zählt sie 65 Gattungen, von Birnen 72, von Kirschen 20, von Pflaumen 8, auch verschiedene Pfirschen. Diese Bäume werden dem Käufer, nach seiner Wahl, um festgesetzte geringe Preise überlassen. Aus den Trestern des Obstmostes werden die Kerne für die Baumschulen gesammelt.

Der Weinbau war zwar lange schon Lieblingsgeschäft des Landmanns; er hat aber in den neueren Zeiten noch sehr zugenommen. Selbst das anscheinende Unglück, daß vor einigen und 30 Jahren die Rebstöcke in ganzen Gemarkungen erfroren, erleichterte die Einführung der damals angekauften besseren Sorten. Die Kammer gab dazu nicht nur auf ihren Weingärten das Beispiel; sie gieng auch mit guten Setzlingen an die Hand. Diese Stöcke gaben zwar weniger Wein, aber weit besseren. Erst seit dieser Zeit ist unter den weißen Weinen der Markgräfler aus den Oberämtern Rötteln und Badenweiler, unter den rothen der Of-

fenthaler im Ybergischen, und der Crenzacher im Rötelischen so berühmt geworden. Auch die Quantität ist in guten Jahren sehr beträchtlich. Im Jahre 1794 betrug der Weinwachs diesseits des Rheins überhaupt 16,934 Fuder, oder nach mittleren Preisen 2,320,000 Gulden. Dagegen wurden im Jahre 1787 im ganzen Lande 15571 Fuder erzielt, deren Werth 1,235,617 Gulden war, und im folgenden Jahre 25810 Fuder, an Werth 1,548,600 Gulden.

Ganz besonders zeichnet sich die Forstkultur im Badenschen aus. Sie wird mit so großer Einsicht, unter so zweckmäßiger Aufsicht betrieben, daß die Badenschen Lande schon in diesem Betracht die Aufmerksamkeit der Oekonomen vorzüglich verdienen. Sollten Sie Gelegenheit dazu finden, mein lieber Freund, so empfehlen Sie immerhin mit gutem Gewissen unseren reisenden Förstern einen hinlänglich langen Aufenthalt im Badenschen, als eine der wichtigsten Gelegenheiten, sich practische Kenntnisse zu erwerben.

Schon in früheren Zeiten gehörte die Forstkultur im Durlachschen Antheil zu den guten von

Deutschland. Seit 1784 aber ist noch viel mehr in diesem für die Badenschen Lande so wichtigen Fach geschehen. Damals ward die Direction des Ganzen verändert, die Zahl der Oberforstämter und Förster vermehrt. Man hat seitdem in den herrschaftlichen Waldungen mehr gepflanzt, mehr Kräfte und Lage des Bodens erkannt, vorzüglich auch auf strengere Ordnung gehalten. Die neuen Schläge werden von der Viehweide und dem fast noch schädlicheren Laubscharren verschont; das Holz wird nicht aufrecht und zur Unzeit abgegeben, sondern durch forstamtlich bestellte Leute schlagweise gemacht. So viel möglich wird das Holz mit der Säge verschnitten; auch das Bauholz wird nicht mehr so leicht in bloßen Stämmen, sondern nach Schuhen ausgewiesen. Die Gerechtsame auf unentgeltliche Holzausweisungen, auf Weidgang, Eichelmast, Laubscharren, und ähnliche Mißbräuche sucht man durch Vergleiche mit den Gemeinen oder den Nachbaren abzustellen.

In dem neu eingerichteten Oberforstamt Eberstein sind so gute Anstalten getroffen, daß

man jetzt in diesem rauhen Gebirg eine reiche Holzkammer hat, anstatt daß vor dem Badenschen Landesanfall von 1742 bis 1769 für die Gegend von Carlsruhe und Durlach 105,000 Maß Scheiterholz aus dem Auslande gezogen wurden. Man hat dort in den Jahren 1785 bis 1796 in ungefähr 20,000 Morgen Herrschaftswaldungen, in 23 Holzsorten über 16,800 Simri und 11,500 Pfund Holzsaamen gesäet, 1,068,800 Stämme verpflanzt, und über 1000 Morgen Wald angebauet von den mehreren tausenden, die in dem Scheuerner Forst blos zur Weide seit 70 Jahren verpachtet waren. Außer den Rothtannen, Erlen, Eichen, Buchen, Hagenbuchen und Birken, die freilich am stärksten treiben, gedeihet der Lerchenbaum trefflich, der erst seit 40 Jahren in dieser Gegend bekannt ist. Von dieser Art sind bereits unter der gedachten Summe 695 Pfund Saamen gesäet, und 20,400 Stück verpflanzt. Auch mit dem Akazienbaum werden Versuche gemacht. In jedem Forst sind eigene Plätze zu Pflanzungen bestimmt; außerdem ist eine größere Plantage bei Gernsbach, unter des

Oberförsters Augen. Dabei wird jeder neue Schlag, der nicht bald natürlichen Anwuchs zeigt, frisch mit der Hand besäet und bepflanzt, ehe noch der Boden verraset. Durch diese Oekonomie sah man sich im Stande, binnen jener Zeit, über 90 Morgen Herrschaftswald und 308 Morgen aus Gemein- und Heiligenwaldungen zum Güterbau zu überlassen; dagegen erkaufte man von ihnen hin und wieder 14 Morgen an kleinen Stücken. Durch diese Ausgleichungen, besonders in dem Rothenfelser Forst, fiel ein Wildzaun weg, der vorhin mit großer Beschwerde der Unterthanen und starkem Holzaufwand unterhalten ward. Endlich ist hier seit 1789 ein Magazin für alle Gattungen von Stücken, die der Wagner gebraucht, gleich wohlthätig für die bessere, auch schnellere Versorgung des Publikums und für die Holzersparniß.

Nach der gänzlichen Wiederherstellung des Friedens will man auf die Gemeinwaldungen ein näheres Auge richten. Hier ist noch sehr viel zu thun übrig. Gleichwohl sind diese Waldungen

über

über alles Verhältniß beträchtlicher, als die herrschaftlichen; auch machen sie bei weitem den größten Theil der Gemeingüter aus. Aber eben hier sind die Vorurtheile gegen eine bessere Kultur noch am wirksamsten; abgerechnet auch, daß schon überhaupt blinder Eigennutz den heilsamen Planen, die über ein Menschenalter hinausgehen, nur zu oft widerstrebt. Freilich ist daher die Verordnung vom Jahre 1787 noch nicht hinlänglich zur Anwendung gekommen. Nach dieser sollen die gemeinen Waldungen, eben wie die herrschaftlichen, in genaue Aufsicht genommen, alle Holzabgaben von den Oberforstämtern abgemessen, die Kultur durch forstmäßige Eintheilung und Pflanzung befördert, und die Forstfrevel gebührend bestraft werden. Man muß hoffen, daß in der Folge Uebertretungen dieser heilsamen Verfügung öfterer zur Sprache gelangen. Inzwischen hat man doch hie und da einzelne nützliche Vorkehrungen getroffen. Auch in den Gemeinwaldungen sind mehrere Pflanzungen angelegt, die einen guten Erfolg haben. Hin und wieder sind durch Vergleiche Waldgenossenschaften,

auch Doppelweiden, glücklich abgetheilt. Ferner pflanzt man nach der Verordnung von 1770 ziemlich häufig an Bächen und auf Weideplätzen schnellwachsendes, weiches Holz.

Mehrere Verfügungen beziehen sich auf die Sparsamkeit bei dem Holzverbrauch, die in unseren Tagen immer mehr nothwendig wird. In dieser Rücksicht ist es allgemein vorgeschrieben, zunächst über dem Boden mit Steinen zu bauen. Ferner ist die Regierung darauf bedacht, gemeine Wasch- und Backhäuser, auch Dörröfen einzurichten, wie sie im Sponheimischen schon häufig statt finden. Zu Einfriedigungen sucht man, so viel möglich, lebendige Zäune zu nehmen. Auch sind viele Plätze, zuweilen herrschaftliche Gebäude eingerichtet, um Bau- und Brennholz vorräthig zu trocknen.

Mit dem Bergbau beschäftigen sich etwa überhaupt gegen 200 Menschen. Das wichtigste Produkt sind die Eisengruben, die jährlich 10 bis 12000 Centner geben. Das Eisen wird besonders zur Stahlarbeit sehr geschätzt. Alle

Eisengruben sind herrschaftlich; sie werden am besten in den Oberämtern Röteln und Badenweiler betrieben. Silber und Bley wird aus sechs gewerkschaftlichen Gruben in den Oberämtern Badenweiler und Hochberg, aber nur in geringer Menge, gewonnen. Seit 1790 wurden auf der neu erbaueten herrschaftlichen Schmelze im Oberamt Hochberg 1194 Mark Silber und 4400 Centner Bley gut gemacht. Das Gold des Rheinsandes verdient keiner Erwähnung. Dagegen sind die verschiedenen Steinbrüche beträchtlich. Fast allgemein findet man den röthlichen, und weißröthlichen Sandstein; Kalk; im Oberlande viel Gips, Mergel, Oker und Tripel. Vorzüglich durch Feinheit und Feuerbeständigkeit der Erde ist die Grube bei Balg im Oberamt Baden. Man braucht diese Erde zu der besten Töpferwaare, zu chemischen Gefäßen, um Metalle zu scheiden, zu feinem Glas. Ferner giebt es eine reiche Grube von schwarzen Schiefern in dem Oberamt Kirchberg. Von Marmor und Granit finden sich mehrere schöne Arten, besonders in den Oberämtern Rastadt und Röteln.

Die feineren Steine, Jaspis, Chalcedone, Achate, der Rheinkiesel, und einige andere werden jetzt auch hin und wieder benutzt. Doch scheint mir im Ganzen für den Bergbau verhältnißmäßig am wenigsten gethan zu seyn. Vielleicht ist dieß einer von den Gegenständen, auf welche die Regierung eine schärfere Aufmerksamkeit erst dann richten wird, wenn sie mit den Verbesserungen des Landbaus und der Forstwirthschaft bis auf einen gewissen Punkt gekommen ist. Allerdings sind diese für das Land weit wichtiger; ich begehre nicht zu läugnen, daß sie in so weit den Vorzug verdienen. Oft aber — lassen Sie es uns nur gestehen — hängt die mehr oder minder lebhafte Beförderung eines Gewerbzweiges durch Zuthun der Regierung von individuellen Umständen ab. Der Einfall des Regenten, die Neigung des Ministers kann bald diesem, bald jenem den Vorzug geben, ohne daß es immer mit der Abwägung der Verhältnisse so genau genommen werde. Darum eben mögte ich so gerne unsere Fürsten — zumal die wohlwollenden — umgeben wissen mit mehreren Räthen, denen zu-

sammengenommen kein Fach der Staatswissenschaft, keines der Staatswirthschaft fremd ist. Ich sage zusammengenommen. Die menschliche Natur verbietet es, daß einer alles wisse, alles leiste. Mir wenigstens ist nie ein Geschäftsmann vorgekommen, der gleich geschickt gewesen wäre für alle Zweige der Staatsverwaltung. Es ist unstreitig Eigenschaft des gesunden Verstandes, des richtigen Geschäftsblicks, das Beste zu erkennen, wenn uns der Gegenstand in das gehörige Licht gesetzt wird. Aber diese Beleuchtung ist nicht blos Wirkung des Talents: sie erfordert Kenntnisse, Uebung, Erfahrung. Immerhin mag der Regent einen Premierminister haben, wo es ankömmt auf Berathung überhaupt, auf Festigkeit der Grundsätze, auf Wahl der Personen. Aber sicherlich irrt der Regent, der einem Minister auch in allen Fächern die größten Kenntnisse zutrauet; nicht minder fehlt der Staatsmann, der sich dazu berufen wähnt. Fällt mir doch immer unwillkührlich ein Mann ein, der sich von Gott auf den ersten Posten gestellt glaubte, um ein Land glücklich zu machen, ob er gleich

bei einer leichten Selbstprüfung sich sagen mußte, daß er in mehreren der wichtigsten Fächer nicht einmal die ersten Grundkenntnisse hätte, auch nicht das Talent besaß, geschickte Männer zu gebrauchen.

Die Fabriken sind ebenfalls keine der glänzendsten Seiten des Badenschen Landes. Vergleichen Sie die Anlagen des Bodens, der Production, der Volksmenge, mit denen im Preußischen z. B. — welch ein Unterschied! Aber um gerecht zu seyn, muß man bedenken, daß eben in diesem Fache ein großer Staat immer auch verhältnißmäßig weit mehr thun kann, als ein kleiner. Die Aufnahme von Fabriken, zumal die schnelle Aufnahme, erfordert die Anstrengung so mannigfaltiger Kräfte, die sich nur in großen Staaten vereinigen lassen. Auch bedürfen sie eines Wirkungskreises von einem gewissen Umfange zu ihrer ersten Pflege, wenn ich mich so ausdrücken darf. Selbst der Zwang, der in dieser Rücksicht unvermeidlich scheint, ist nicht anwendbar in einem Staat von beschränkter

Größe, noch weniger in einem solchen, der von vielen fremden Gebieten hie und da durchschnitten wird, mit einer Menge anderer zusammengränzt, die ungefähr von gleicher Beschaffenheit sind.

Nehmen Sie diese Umstände zusammen und erwägen Sie noch dazu, daß alle Fabriken im Badenschen, bis auf die Fayance-Fabrik nach, erst unter dieser Regierung entstanden, das heißt, etwa 50 Jahre erst alt sind — so werden Sie sich nicht mehr wundern, daß der Fabrikfleiß in diesem stark bevölkerten, viel producirenden Lande nicht schon höher gestiegen ist. Im Gegentheil — einige Zweige der Fabrication sind schon in einem Grade allgemein geworden, das für die Zukunft viel erwarten läßt. Dahin gehören die Gerbereien, die Bleichen an beiden Enden und in der Mitte des Landes, die Bijouterie- und Guincallerie-Fabriken. Unter den übrigen sind verschiedene von vorzüglicher Güte, als die Stahlfabrik, einige Wagenfabriken, eine Glashütte, Indienne- und Baumwollenmanufacturen; allein sie werden schwerlich eine gewisse Höhe er-

reichen. Jene hingegen sind in der That beträchtlich, in Absicht der Fabrikation sowohl, als wegen des Gewinns, den sie dem Lande bringen. Pforzheim, die erste Fabrikstadt im Badenschen, ist auch insonderheit der Sitz der Fabrikation in Gold, Silber, Stahl, Elfenbein, Emaille und Uhren. Diese Fabriken machen einen jährlichen Umsatz von mehr als einer Million Gulden, wovon blos an Arbeitslohn und einfachen Geräthschaften 200,000 Gulden der Stadt und dem Lande bleiben. Ich habe nicht erfahren, durch welchen zufälligen Umstand eben diese Fabrik so schnell aufblühete. Jetzt hat sie einen Grad von Vollkommenheit erreicht, der ihr eine stete Dauer verspricht. Freilich ändern sich die Moden, aber nicht der Geschmack im Ganzen, nicht der Hang sich zu putzen. Arbeiter, die einmal vorzügliche Geschicklichkeit besitzen, wissen bald die Form dem Eigensinn der Mode anzupassen; unternehmende Fabrikherren lassen es nicht an Speculationen zu verändertem Absatz fehlen. Darum ist es so gut, wenn eine bestimmte Art der Fabrikation zu ausgezeichneter

Vollkommenheit erhebt. Dann ist man sicher, sie auf immer zu behalten; Concurrenz der auswärtigen findet nicht leicht statt. Nicht so mit vielfachen Fabriken, die oft einen verkrüppelten Wuchs haben, weil sie zu dicht neben einander gepflanzt sind. Ich begreife, daß ein Staat, wie der Preußische, suchen muß, so viel möglich die wahren Bedürfnisse seiner Unterthanen nur durch einheimische Fabrikate zu befriedigen. Sonst könnte er nicht die Bevölkerung auf die Höhe bringen, den Geldumlauf zu der Lebhaftigkeit, worauf die künstlich getriebene Macht dieses Reichs beruht. *) Aber wer dieß in einem kleinen Staat nachahmen will, verfällt in lächerliche Spielerei. Hier darf der Regent keine andern Fabriken unterstützen, als die dem Lande heimisch sind durch Anlagen der Natur oder durch die Beschaffenheit der Grenzstaaten, und die durch zufällige Ursachen auffallend steigen, wie

*) Auf wenig Seiten hat der Preußische Finanzminister Stroenſee diese wichtige Materie mit Meisterhand bezeichnet in seinen Abhandlungen über wichtige Gegenstände der Staatswirthschaft Th. 3. S. 537—546.

eben die Bijouterie-Fabriken in Pforzheim. Mehr thun, hieße die Kräfte des Landes unnütz verschwenden.

Der Productenhandel der Badenschen Länder besteht vorzüglich in der Ausfuhr von Holz, besonders Schiffbauholz, Masten, Brettern; ferner von Getreide, Vieh, auch etwas Wein und Baumfrüchten. In Durlach geschieht der größte Umsatz von Kornwaaren. Auf den wöchentlichen Fruchtmarkt pflegen zwischen 3 und 600 Malter Korn zu kommen. Zur Erleichterung dieses Gewerbes ist die bequeme Niederlage, unter öffentlicher Autorität, sehr wirksam. Die beträchtlichsten Viehmärkte sind zu Pforzheim. Auf die vierteljährigen Märkte wurden in den Jahren 1794 und 1795, auf die schwächsten, 2200 Stück Rindvieh und 200 Pferde gebracht; im Junius 1794 aber 3800 Stück Rindvieh und 600 Pferde. Damals wurden für 569 Stück Rindvieh 39083 Gulden gelöset und für 270 Pferde 21600 Gulden. Der Holzhandel mit Holland, bei weitem der wichtigste Handelszweig, wird auch hauptsächlich von Pforzheim

aus dirigirt. Die Führung dieses Handels ist ein Beweis, daß unter gewissen Umständen Handelsgesellschaften allerdings die kräftigste Unterstützung eines Gewerbes seyn können. Schon vor mehr als vierzig Jahren versuchten mehrere einzelne Häuser und kleine Gesellschaften dieß Verkehr ohne sonderlichen Erfolg. Dann entstanden größere Gesellschaften im Badenschen und Würtembergischen. Diese vereinigten sich vor zwanzig Jahren unter einer Firma, die jetzt Fauler und Murg-Compagnie heißt. Sie unternahmen nun mit gemeinschaftlichen Anstrengungen, mit besser geleitetem Speculationsgeist, die Schiffbarmachung von Flüssen und andere große Arbeiten, welche eine ungleich weitere Ausdehnung des Vertriebs möglich machten. So gehen nun aus dem Badenschen und den Würtembergischen Hochlanden, insonderheit eine ungeheure Menge lange Tannenhölzer auf den hiesigen Flüssen durch den Neckar und auf der Murg in der Grafschaft Eberstein, durch den Rhein nach Mannheim, wo die Zwischenhändler mit Holland sie in Em-

pfang nehmen. Jetzt sind schon die großen Vorschüsse erstattet, der Fonds der Gesellschaft ist verdoppelt, und die Actionairs erhalten dennoch eine außerordentlich starke Dividende, die für ein einziges Haus jährlich an 20000 Gulden beträgt. Mit ihr steht in enger Verbindung der Pforzheimer Flözverein, ein anderer sehr erheblicher Gemeinhandel mit Bauholz und Sägwaaren, nach den am Neckar und Rhein bis Worms hin gelegenen Städten und Dörfern. Wahrscheinlich werden sich diese Vortheile noch sehr vermehren, wenn die Gesellschaft sich mit der Zeit entschlöße, den Handel unmittelbar mit Holland zu führen.

Außerdem haben die Badenschen Länder einen beträchtlichen Speditionshandel. Wirtembergische Holzflöße gehen auf der Murg nach dem Rhein. Viele Frachtfuhren nach der Schweiz und von da her nehmen ihren Weg über die gut unterhaltenen Landstraßen. Schröck am Rhein, wo 1749 ein neues Lagerhaus erbauet ward, und Kaltenherberg an der Straße

nach Basel, sind bekannt als Waarenniederlagen. Indeß ist dieser Gewerbszweig noch einer großen Vervollkommnung fähig. Vielleicht hielt nur der Krieg in den letzteren Jahren die Fortschritte auf, welche die steigende Wohlhabenheit des Landes unter einer wohlgesinnten, aufmerksamen Regierung gleichsam als nothwendig ankündigte.

Eine ökonomische Einrichtung, wofür ich mich natürlich ganz besonders interessire, will ich noch erst in der Nähe prüfen, ehe ich Ihnen Nachrichten davon mittheile. Sie errathen leicht, daß ich von der merkwürdigen Probe rede, welche der Markgraf mit der Einführung des physikalischen Systems anstellete. Der Markgraf war einer der ersten Gönner dieser Lehre in Deutschland. Kurz nachdem der Arzt Quesnay zu Paris im Jahre 1768 seine Physiokratie drucken ließ, kam Dü Pont, einer seiner eifrigsten Schüler, in die Dienste des Markgrafen. Dü Pont war eine Zeitlang geheimer Legationsrath in Karlsruhe. Durch ihn ward der Markgraf in diese Wissenschaft eingeweihet.

Er schrieb selbst einen kurzen Abriß und eine Tabellarische Darstellung. *) Auch Schlettwein, damals Professor der Polizeiwissenschaft zu Karlsruhe, warf sich in die neue Lehre, und vertheidigte sie mit Eifer. Er verfaßte hier die meisten seiner Schriften in diesem Fach, **)

*) Abrégé des Principes de l'économie politique: Carolsr. et Paris 1772. 8., deutsch von Saß, 2te Ausgabe: Dessau 1783. 8. Die zweite Schrift hat den Titel: Table raisonnée des principes de l'économie politique, redigée et éxécutée par Dupont: Carolsr. 1775 Fol. Die erste Schrift ist auch Will's Versuch über die Physiokratie: Nürnberg 1782. 8. beigedruckt.

**) Zuerst: Les moyens d'arreter la misère publique, et d'acquitter les dettes de l'Etat: Carolsr. 1772. 8.; auch deutsch, Basel 1772. 8. Dann: die wichtigste Angelegenheit für das ganze Publikum, 2 Theile, Karlsr. 1771, 1773. 8. Ferner die Erläuterung und Vertheidigung der natürlichen Ordnung, Karlsr. 1772. 8., die den nächsten Anlaß zu jenen Streitigkeiten gab, und Schriften für alle Stände zur Aufklärung der Ordnung der Natur im Staats-, Regie-

aber er ward dadurch in Streitigkeiten verwickelt, die ihn hauptsächlich bestimmten, nach Gießen zu gehen. So ist es fast mit allen gelehrten Streitigkeiten. Sie bleiben nicht lange bei der Sache, bald arten sie in Persönlichkeiten aus. Man muß Ihre Mäßigung haben, mein theurer Freund, Ihr Wohlwollen, Ihre Duldsamkeit, um sich in einen Streit wagen zu dürfen. Die meisten werden so geführt, daß sie der guten Sache immer schaden. Auch der Streit über das physiokratische System hatte diesen Ausgang. Man vertheidigte und bekämpfte von beiden Seiten mit einer Heftigkeit, welche das Wahre, das Nüzliche, das Anwendbare übersehen ließ, worauf man sonst durch diese Untersuchung gerathen konnte. Zumal trifft dieser Vorwurf die Feinde des Physiokratischen Systems. Selbst Schlosser, *) der damals auch im Ba-

rungs- und Finanzwesen, Karlsr. 1775. 8.

*) Er war einer der mächtigsten Gegner des Systems. Zuerst schrieb er im Jahre 1776 in den Ephemeriden der Menschheit eine Abhandlung

denschen lebte, als Oberamtmann zu Emmendingen, war nicht frei von dieser Bitterkeit; die übrigen Gegner ersetzten zum Theil durch Derbheit — zu den Zeiten nannte man es noch Grobheit — was ihnen an Witz abgehen mogte.

Mitten unter diesen Streitigkeiten, die zum Theil um den Markgrafen geführt wurden, beredeten die Physiokraten ihn, einen praetischen Versuch zu machen. Man ersah dazu die ansehnlichen Dörfer Bahlingen, Theningen und Dietlingen. Die beiden ersten liegen in der Markgrafschaft Hochberg; das letztere im Oberamt Pforzheim. Theningen ist insonderheit wohlhabend durch einen starken Handel mit rohem und verarbeitetem Hanf; die beiden anderen Dörfer treiben einen vorzüglich ergiebigen Ackerbau. Gleichwohl mißlang, wie man mir gesagt hat, die Probe gänzlich; man war genöthigt, nach kurzer Zeit die Veränderungen abzu-

dagegen; nachher gab er in gleichem Sinn seinen Xenocrates heraus.

abzustellen, und zur Rettung der Einwohner alles wieder auf den vorigen Fuß zu setzen. Der Markgraf wollte seitdem nichts mehr von dem System wissen, und die Gegner erhoben nun ein lautes Freudengeschrei. Darin mögte ich doch, aus diesem Grunde, auf keinen Fall einstimmen. Zwar scheint auch mir das physiokratische System nicht anwendbar, weil es zum Theil auf falschen Voraussetzungen beruhet. Aber aus einer solchen einzelnen Erfahrung läßt sich weder für noch wider die Theorie etwas beweisen. Es ist nicht möglich, in einem Staat, der Ein Ganzes ausmacht, gewisse Flecke so zu isoliren, daß man ein ganz verändertes Staatswirthschaftssystem darin vollkommen zur Anwendung bringen könnte; gleichwohl wäre dieß das erste Erforderniß, um ein solches Urtheil zu fällen.

XXXIII.

Rastadt, den 27. April 1798.

Alle öffentlichen Gebäude im Badenschen sind sehr gut unterhalten. Sie sind im Ganzen minder prächtig, als geräumig und dauerhaft. In eben diesem Sinn werden die jährlichen Ausbesserungen besorgt. Nicht leicht tritt der Fall ein, daß man ausländische Materialien dazu gebrauchte. Bei einer solchen Oekonomie kann der Landesherr, wie mich dünkt, selbst bei neuen Bauten ziemlich weit gehen, ohne dem Lande zu schaden. Das Geld wird dann nur im Lande umgesetzt. Viele unbeschäftigte Hände finden Arbeit, die gegenseitig die Production und selbst die Bevölkerung vermehrt.

Der Straßenbau ward schon in den letzten Lebensjahren des vorigen Markgrafen angefangen, und während der achtjährigen vormundschaftlichen Regierung fortgesetzt. Er ist also

einer der frühesten in Deutschland. Unter der jetzigen Regierung widmete man dieser wichtigen Landesangelegenheit eine verdoppelte Aufmerksamkeit. Schon im Jahre 1747 erschien eine Wegeordnung. Vorzüglich an sich ist sie als Muster mancher nachfolgenden anzusehen. Sowohl im Ober- als im Unterlande wurden die Wege, so viel nöthig, vervielfältigt. In dem Sponheimischen errichtete man gleich nach dem Anfall Kunststraßen. Das ganze Geschäft steht unter einer zweckmäßig besetzten Direction. Sie veranstaltet öftere Visitationen, nicht nur der Wege an sich, auch der Geräthschaften, welche die Gemeinen zu dieser Arbeit unterhalten. In dem Oberamt Eberstein, längs der herrlichen Straße durch das Murgthal, sind die Felsen kunstmäßig weggesprengt. Diese Felsstücke gaben zugleich ein treffliches Material zum festen Bau der Straße und zur Seitenmauerung gegen die Murg. Selbst im Kriege haben sich diese Straße, auch die meisten Hauptstraßen besser, als anderswo, erhalten. Wo man die Arbeit auch nicht vollkommen planmäßig fortsetzen konnte,

versäumte man doch nicht die Zubereitungen, um alles bei der Hand zu haben, wenn das übermächtige Hinderniß aufhörte. Ich kann Ihnen nicht sagen, mein Freund, mit welcher Theilnehmung ich allenthalben diese unausgesetzte Sorgfalt der Regierung, auch während des Krieges, bemerkt habe. Sie fiel mir auf schon bei meiner Reise hieher: nachher fand ich öftere Gelegenheit, sie noch bis in das Detail zu verfolgen. So sieht man an den Landstraßen schon Steine herbeigeführt, die in Haufen an den vorgeschriebenen Stellen liegen, bis die Umstände es gestatten, sie zur Ausbesserung zu benutzen. An den Seiten sind Fußwege abgesteckt; neben ihnen ziemlich tiefe und rein gehaltene Gräben. Selbst die Feldwege, die man gewöhnlich ganz aus der Acht läßt, sind hier meistens sorgfältig unterhalten.

Ueber den Fluß- und Brückenbau ist eine eigene Inspection angeordnet. Die Lage des Landes macht diesen Gegenstand äußerst wichtig. Zwischen dem Rhein und dem Gebirge der Länge nach hingestreckt, sind Fluren und Gebäu-

de vielfachen Gefahren vom Wasser ausgesetzt. Oft treten der Rhein und die Murg aus, und überschwemmen die ganze angränzende Gegend. Häufiger noch richten die unzähligen Waldbäche und Flüsse Schaden an. Sie stürzen, vom schmelzenden Schnee angeschwellt, mit unaufhaltsamer Gewalt in die tiefen Thäler hinab, und verwüsten Felder und Wohnungen. Dieser Gefahr muß man durch kostbare Dämme, Schleusen, Kanäle, Gräben vorbeugen. Solche Anlagen sind unter der jetzigen Regierung sehr vervielfältigt, weit dauerhafter, nach erprobten Kunstregeln eingerichtet. Wo es nöthig war, sind die Werke fortgeführt, höher gemacht, ausgebessert; dabei hat man dem Nebengewässer freien Lauf verschafft. Mehrere große Kanäle, verschiedene Hauptdämme, sind ganz neu. Unter diesen können die neuen Rheindämme im Oberamt Yberg für ein Meisterwerk gelten. Auch ist eine große Zahl Brücken theils ganz, theils den Pfeilern nach, von Stein errichtet. Zu diesen Ausgaben hat die Regierung beträchtliche Summen angewandt. Während der Jahre 1783

bis 1787 gab sie an schnellen Vorschüssen 95000 Gulden ohne Zinsen her. In 9 Jahren von 1799 bis 1788 belief sich der Aufwand für die Oberämter Carlsruhe, Rastadt, Röteln, Ettlingen, Hochberg über 406,000 Gulden. Dabei sind jährliche oder halbjährliche Visitationen der Brücken, Dohlen und deren Mauern angeordnet. Die Gemeine, in deren Gemarkung ein muthwilliger Schaden verübt ist, muß die Ausbesserungskosten gemeinschaftlich so lange tragen, bis der Thäter entdeckt ist.

Blitzableiter sind auf Kirchen und öffentliche Gebäude in Menge gesetzt. Seit 1783 ist angeordnet, daß dergleichen Ableiter bei neuen Bauten allemal mit in den Ueberschlag kommen. Alle Bauhandwerker müssen sich unter den Landbaumeistern, auch in Rücksicht auf feuerfeste Sicherheit zu ihrem Geschäft bilden. Die Strohdächer, deren Abschaffung 1754 befohlen ward, sind nun fast allenthalben abgestellt. Jährlich werden alle Rauchfänge, Feuerstellen, ja die Bedachungen nachgesehen. Sechs Wochen nach der Be-

sichtigung wird auf das neue untersucht, ob die befohlnen Ausbesserungen vollzogen sind. Schon seit 1753 wird mit Strenge und Sorgfalt darüber gehalten, daß jeder Bürger die vorgeschriebenen Feuereimer halte; dagegen werden Feuereimer, die bei einem Brande verloren gehen, auf öffentliche Kosten wieder angeschafft. Spezielle Polizeigesetze wehren der feuergefährlichen Nachlässigkeit in Ställen, Scheuern, auf Böden, beim Flachshecheln und ähnlichen Arbeiten. Dabei werden Vergehungen scharf untersucht und ernstlich bestraft. Durch diese Maasregeln ist es bewirkt, daß die Brandfälle im Durlachschen, wo sie schon früher statt fanden, verhältnißmäßig viel seltener waren, als im Badenschen. Seit dem Anfall des letzteren haben sie sich auch dort beträchtlich vermindert.

Eine allgemeine Brandversicherung ward 1758 errichtet. Jedem Eigenthümer steht es frei, sein Gebäude unter dem wahren Werth eintragen zu lassen: nur dafür wird gehörig gesorgt, daß er es nicht zu hoch versichern könne.

Bei entstehendem Schaden werden die Abgebrannten nie bis zur Beitreibung der Ersatzsumme aufgehalten. Das Institut nimmt vielmehr die Summe auf, und zahlt sie ihm, so bald er sich zum Wiederaufbau anschickt, ohne etwas für Zinsen abzurechnen. Von der Verwaltung wird jährlich in dem Karlsruher Wochenblatt öffentlich genaue Rechenschaft beigelegt. In den letzteren Jahren beträgt der jährliche Beitrag im Durchschnitt kaum 4 Kreuzer auf einen Kapitalanschlag von 100 Gulden, das ist $\frac{1}{15}$ pro Cent; ein Verhältniß, welches den Feueranstalten die beste Lobrede hält. Für den Durlachschen Landesantheil betrug im Jahre 1770 der Brandversicherungsanschlag der sämmtlichen Gebäude 7,033,000 Gulden; im Jahre 1796 aber, ohne die indeß hinzugekommenen Ortschaften zu rechnen, gerade noch einmal so viel, nämlich 14,061,000 Gulden.

Ueberhaupt ist die Polizei im Badenschen vortrefflich. Sie hält das gerechte Mittel zwischen dem Zwange, der des gemeinen Bestens wegen nothwendig ist, und zwischen der sorgsa-

men Schonung der persönlichen Eigenwilligkeit, die jeder Bürger mit Recht als sein kostbarstes Reservat in der bürgerlichen Gesellschaft vindicirt. Mir sind keine Einschränkungen der Art bekannt geworden. Die Gewissensfreiheit ist vollkommen unbeschränkt. Friedlich herrschen die drei Christlichen Religionen neben einander. Den Katholiken in der mittleren Markgrafschaft werden die Hausverträge zu ihren Gunsten pünktlich gehalten. Die Regierung sorgt gewissenhaft dafür, allem Mißtrauen vorzubeugen. Dieß ist besonders auffallend bei Besetzung der öffentlichen Aemter auf dem Lande; in vermischten Gemeinen wird sogar eine Hebamme von jeder Religion gewählt. Dennoch ist keine der drei Religionen vor der andern herrschend; keine darf anders denkende drücken oder verfolgen. Es giebt Wiedertäufer und Juden in Menge; sie haben nie über Religionszwang Klagen geführt.

Eben so wenig mischt sich die Regierung in die inneren Angelegenheiten der Familien. Alles Gerechtsame der häuslichen Verhältnisse, der

blos persönlichen Verbindungen sind in dem Badenschen der Regierung heilig, so sehr, als in irgend einem Lande. Nur da treten die Gesetze zu, wo sie einen unbilligen Zwang verhüten müssen, der Feindschaften auf Lebenszeit stiften, das Glück mehrerer Familien stören würde. Daher verbieten sie Eltern, ihre Kinder zu Heirathen, zu Erwählung eines Standes zu zwingen. Auch wollen sie nicht, daß jemand sein Vermögen, so uneingeschränkt er es übrigens benutzen kann, verschwende, indem er seine Gläubiger um ihr Recht betrügt. Ueber solche Einschränkungen klagt — die Erfahrung des letzten Jahrzehnds hat es mir zu sehr bestätigt — nie der rechtschaffene Bürger, der Freiheit zu schätzen weiß und Freiheit verdient; nur der, welcher aus Unverstand oder zügelloser Leidenschaft sich der bürgerlichen Ordnung nicht unterwerfen will, ob er gleich den Schutz der Gesellschaft fordert.

Daß hier nicht, wie in einigen Deutschen Ländern, strafbare Inquisitionen statt finden, um vertrauliche Reden oder Briefe auszukund-

schaften — das, mein lieber Freund, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen. Sie haben ein zu reges Gefühl für Regententugend, zu viel warmes Interesse für die geheiligten Rechte der Menschheit, um nicht mit ununterbrochener Aufmerksamkeit alle Deutsche Fürsten auszuzeichnen, die während des unseligen Revolutionskriegs sich nie von der Bahn der Gerechtigkeit, der Mäßigung, der Weisheit entfernten. So der gute Markgraf von Baden. In seinen Landen, die doch näher, als andere, an den großen Focus gränzten, hörte man von erbrochenen Briefen, von heimlichen Verhaftungen, von Dienstentsetzungen wegen Privatmeinungen, oder von Bekehrungen durch Stockprügel, die in Deutschland zu Zeiten Ludwig 14. Dragonaden vertraten. Auch die Preßfreiheit ist so wenig beschränkt, als die Umstände es irgend zuließen. Konnte man einen gewissen Grad der politischen Censur nicht ganz vermeiden, so hat man doch die Gegenstände so eingeschränkt, den an sich verhaßten Zwang so gelinde ausgeübt, daß keine vernünftige Beschwerde darüber statt findet.

Hingegen wo die Polizei geschäftig seyn soll, gemeines Uebel abzuwenden, oder Einrichtungen zur öffentlichen Sicherheit, zur Bequemlichkeit der Einwohner zu treffen — da ist sie im Badenschen sehr aufmerksam, sehr thätig. Ich habe Ihnen schon mehrere preiswürdige Veranstaltungen der Art genannt; lassen Sie mich noch einige hinzufügen, die sich, wie mich dünkt, vor ähnlichen auszeichnen.

Schon seit 1763 sind Tabellen über die Bevölkerung vorgeschrieben, die durch eine neuere Verordnung von 1795 noch eine vollkommnere Form erhielten. Sie wissen, mein Freund, welchen hohen Werth ich auf dieß Staatsbarometer lege: wie nothwendig ich das genaue Studium derselben für jeden halte, der sich den höheren, oder soll ich lieber sagen, allgemeineren Staatsgeschäften widmet. Urtheilen Sie nun über meine Freude, diese wichtige Einrichtung hier vollkommner bestimmt zu finden, als irgendwo, so viel ich weiß. Nach dem Schema, das ich Ihnen beilege, geht die Uebersicht hier auf

eine Menge von Gegenständen, die gewöhnlich davon ausgeschlossen sind. Man hat bei diesen Tabellen zugleich Rücksicht genommen auf die Vermehrung und Fruchtbarkeit der Ehen, auf die Zahl der Fremden und der abwesenden Landeseinwohner, auf die jährlich Neuansäßigen und Ausgewanderten, auf die Todesursache bei den Verstorbenen. Der letztere Gegenstand ist noch besonders durch Verordnungen von 1767, 1768 und 1796 genauer bestimmt. Der Ortsgeistliche soll jeden Todesfall dem Physikat binnen drei Tagen kund thun, und dabei anzeigen, welcher Arzt gebraucht ward, und der wievielste Mensch es sey, der in dem Ort während dem Lauf des Jahrs an derselben Krankheit starb. Auf die Weise erhält die medizinische Polizei alle Angaben, deren sie bedarf, um zweckmäßige Veranstaltungen zu treffen gegen Ansteckung, gegen Lokalhindernisse der Gesundheit der Einwohner, gegen die Pfuscherei, die zumal auf dem Lande so verderblich, und dabei so schwer auszurotten ist. Auch die besonderen Tabellen über die jährlichen Neubauer finde ich musterhaft eingerichtet, um

in mehreren Rücksichten eine vollständige Uebersicht dieser Einrichtung zu geben, die einer beständigen, scharfen Controlle so sehr bedarf, wenn sie nicht ihres Zwecks größtentheils verfehlen, die öffentliche Unterstützung unnütz verschwenden soll.

Die Wittwenkassen für Ober- und Unterbeamte sind auch erst unter der jetzigen Regierung entstanden, blos mit Ausnahme des Lutherischen Pfarrwittwen-Fiscus, der schon 1721 gestiftet ist. Es wurden nehmlich im Jahre 1758 zwei Wittwenkassen errichtet, für die obere und niedere Dienerschaft im Durlachschen; dann 1761 ein Lutherischer Schulwittwenfiscus, 1792 ein katholischer Schulwittwenfiscus. Allen damals angesetzten Bedienten stellte man es frei, an diesen Anstalten Theil zu nehmen; den nachher ernannten aber machte man die Theilnahme natürlich zur Pflicht.

Dem Wucher ist, so viel möglich, durch zweckmäßige Anordnungen gewehrt; selbst den Juden ist diese Uebervortheilung schwerer gemacht, wiewohl mit billiger Rücksicht auf die, auch hier

noch, traurige Lage dieses Volks, an welcher bisher noch alle menschenfreundlichen Bemühungen der ächten Philosophie gescheitert sind. Mehrere Vorschriften zwecken darauf ab, das Verarmen einfältiger oder nachläßiger Hausväter zu verhüten. Die Taxen auf Brod und Fleisch werden mit Genauigkeit entworfen, mit Sorgfalt durchgesetzt. Seit 1761 findet eine angemessene Aufsicht auf die Müller statt, an deren Vervollkommnung man unablässig arbeitet. Jährlich werden Maas- und Gewichtsvisitationen gehalten, worüber die Berichte nach der Verordnung von 1759 an die Regierung kommen. Gegen das Einbringen schlechter Münzsorten wird die nöthige Wachsamkeit ausgeübt; um die Zeit von 1770 ergiengen desfalls eigene Verbote. Fremde Taschenspieler und Lotterien werden durchaus nicht geduldet; und der Markgraf von Baden verleitet nicht zugleich, wie andere Deutsche Fürsten, seine Unterthanen selbst durch ein eigenes Lotto. *) Kein Wirth darf bei nach-

*) Ob ich es nicht erleben werde, diese Pest der Sittlichkeit, diesen Schandfleck der Politik un-

drücklicher Strafe über drei Zechen borgen, noch weniger den künftigen Weinerwachs des Landmanns sich darauf anweisen lassen. Wer ungeachtet dieser Vorsichtsmittel für Schwache in Vermögensverfall geräth, ist einer Untersuchung der Ursachen seiner Verarmung unterworfen. Nur

der

ferer Tage, ich mögte hinzusetzen, dieß Monument der verkehrtesten Staatswirthschaft endlich abgeschafft zu sehen? Seit sechszehn Jahren schon habe ich bei allen Gelegenheiten als Mensch, als Beamter, als Schriftsteller dagegen geeifert. Niemand hat noch meine Berechnungen entkräftet, nach welchen in jedem großen Lande, wo ein Lotto wüthet, wöchentlich eine Familie verarmt: niemand hat meinem Satz widersprochen, daß es gegen die unbedingte Pflicht einer Regierung streitet, ein solches betrügliches Spiel als Staatsabgabe aufrecht zu erhalten, daß man vielmehr irgend eine andere Quelle des Staatseinkommens eröffnen oder erweitern müsse, als Surrogat des Deficit, wenn, wie es gewöhnlich heißt, der Staat jene Hülfe nicht entbehren kann. Aber das alles hilft nichts. In den letzten sechszehn Jahren ist nur ein kleines Lotto abgeschafft, und mehrere große sind neu errichtet.

der Unvorsichtige findet dann die Schonung, welche die menschliche Schwäche zu heischen scheint; den unbesonnenen, noch mehr den muthwilligen Verschwender treffen die gesetzlichen Strafen, welche nicht minder zur Erhaltung des Credits nothwendig sind, als sie dem Umgreifen des Leichtsinns wehren, der die nähere oder entferntere Ursache der meisten Bankerotte ist.

Auf Abschaffung mancher Handwerksmißbräuche sowohl, als auf unmittelbare Beförderung der Geschicklichkeit, ist vorzüglich Rücksicht genommen bei den General-Zunft-Artikeln von 1760, bei den erneuerten Artikeln mancher Zünfte im Edikt vom Jahr 1773, auch in einigen späteren Verordnungen. Der Erfolg ist fast über alle Erwartung glücklich gewesen. Lassen Sie mich Ihnen dieß schöne Beispiel des Fortschritts der Kultur, wenn sie mit festen Schritten betrieben, nicht übertrieben wird, in den eigenen Worten eines heimischen Schriftstellers schildern. „Sehet," sagt Herr von Drais, *)

*) Am angeführten Orte S. 66—68.

„vor 40 Jahren und zum Theil vor kürzerer Zeit „noch, dort einen Gesellen, der müßig betteln „muß, weil er vom Handwerk für geschimpft er„klärt und seine Sache bei der Zunft noch nicht „ausgeglichen ist; da einen andern, dem noch „mit langer Erschwerung Zechen heimgewiesen „werden, weil er als Dienstbothe gedient oder „neben einer Weibsperson am Weberstuhl gear„beitet hat. Der geschickte Meister, an wel„chen sich eine Menge Kunden wenden, darf sie „nicht fördern, weil er nicht so viel Gesellen und „Jungen annehmen darf, als er brauchen kann. „In den ersten Jahren nach erlangtem Meister„recht durfte er dieß noch weniger, und steckte „sich schon Anfangs in Schulden. Daran hat „das Meistermahl, welches er bei der Annahme „geben mußte, ja selbst sein Meisterstück nicht „geringen Antheil gehabt; denn er hatte an die„sem ein Vierteljahr oder länger zu arbeiten, „wurde täglich dabei von vielen, dem Geschäfte „nachsehenden Meistern besucht, mußte jedes „Mal ihre Versäumniß und Zehrung bezahlen, „und doch noch einen Uebertrunk reichen. Ends

„lich ist das Werk fertig geworden — und kann „nirgends käuflich angebracht werden; so künstlich „war die Aufgabe der Zunft. Eine schlechte Fer„tigung des Stücks pflegte vielen kleinen Tadel, „zum Erheben und Vertrinken von Geldstrafen, „aber desto sicherer die willige Meisteraufnahme „zur Folge zu haben; denn so ein Mann verdirbt „den andern nicht viel an der Kundschaft. Zu„weilen aber ward auch das ganze Probstück ge„gen einen Zunfttax, oder wenn ein Meistersohn „nichts gelernt hatte, nachgesehen. Ueber der „Gesellen blaue Montage; über die zünftige „Unehre, gefallenes Vieh aus dem Stall zu schaf„fen, mit einem Abdecker zu fahren, einen „Selbstmörder hülfreich anzugreifen, und über „noch mehr Thorheiten der Vorzeit — woran „auch nicht blos die Handwerker krank waren — „eilen wir hinweg, um nur noch auf einen Jahr„markt und in eine Zunftversammlung zu blicken. „Dort war den Fremden, ja sogar den, nur eine „Stunde weit über Feld, aus einem andern „Zunftbann des nämlichen Landes gekommenen „Krämern, der Verkauf zünftiger Waaren äu„

„ßerst erschwert, oft ganz versagt. In der „Zunftversammlung aber, beim Krug, ohne „obrigkeitliche Anwesenheit, wurden Waarenprei„se verabredet, diejenigen Meister, welche wohl„feiler arbeiteten, bestraft, stattliche Correspon„denz mit andern Zünften in gleichem Geist un„terhalten, und selbst gegen Regierungsverfügun„gen die höhere Berufung auf Handwerkserkennt„niß in dreier Herren Land behauptet. Was „anders als Wildheit und Ungeschick konnte die „Folge von dem allen für die Professioni„sten selbst seyn? Ehre unserer Regie„rung und ihnen. Die hier genannten Miß„bräuche sind abgekommen; die billige Achtung „der Handwerksgesellschaften ist dennoch aufrecht „erhalten worden, und die obrigkeitliche Direc„tion derselben wirkt sichtbar auf die gute Befähi„gung. Sie begünstigt auch die Abkürzung ei„ner eitlen Wanderschaft, wenn deren kürzere „Zeit um so passender in betreffenden Hauptorten „verwendet wird, wozu einige Instruirung der „Pursche, wie sie die jetzt anzutretende Reise „klug benutzen sollen, behülflich ist. Sie unter„

„stützt dabei neue Ansiedlungen solcher Gewerbs„fähigen, an welchen noch Mangel war; und „wir besitzen beinahe in allen Fächern sehr gute „Professionisten.“

Zum Besten der Landjugend hat man in neueren Zeiten mit rühmlicher Sorgfalt Nebenarbeiten im häuslichen Zirkel einzuführen gesucht. Seit 1767 sind hin und wieder Schulen angelegt, um Spinnereien in Wolle, Baumwolle, Flachs und Hanf zu verbreiten. Auch das Strumpfstricken ward auf ähnliche Weise befördert. Damals giengen die Oberämter Hochberg und Badenweiler mit einem schönen Beispiel voran. Diesem folgten bald die Pforzheimer Landschulen. Im Hochbergischen ist in den letzten zehn Jahren auch das Baumwollespinnen merklich empor gebracht. Die Regierung hat hier, wie in anderen Distrikten, die keimende Betriebsamkeit kräftig unterstützt. Sie schaffte Räder und Spinnmaterialien an; sorgte für den technischen Unterricht, ermunterte die Fleißigen durch Prämien; übernahm, wo es nöthig war, den Absatz der anfangs unvollkommnen Waare. Wer

wollte daran zweifeln, daß solche Bemühungen ihres Zwecks nicht verfehlen können, wenn gleich der Erfolg anfangs langsam genug scheint?

Die Armenanstalten — jene dringende Angelegenheit unserer Tage, die steigender Luxus, und während der Revolution leider auch steigende Unmoralität der niederen Volksklassen uns immer wichtiger machen — sind im Badenschen früher fast, als in irgend einem anderen Deutschen Lande, den einzig richtigen Grundsätzen angepaßt, durch deren Entwickelung und Befolgung in Hamburg Büsch, Voigt und Günther sich ein unendliches Verdienst erwarben. Auch in unserem guten Kiel, mein lieber Freund, wurden sie ziemlich bald zur Anwendung gebracht, *) und früher noch führte der brave, thätige Münter

*) Man sehe die kleine vortreffliche Schrift des Prof. Niemann, der sich vorzüglich um die neuen Armenanstalten verdient machte, und die Nachrichten in den Schleswig-Holsteinischen Provinzialberichten.

sie bei seiner Petri-Gemeine in Kopenhagen ein. *) Aber im Badenschen nahm man sie schon beinahe zu gleicher Zeit, als in Hamburg an, vorzüglich durch die Bemühung des Herrn von Drais, eines würdigen Geschäftsmannes, der in seltenem Grade Einsicht und Diensteifer mit ächter Bescheidenheit und Humanität verbindet.

Schon am 1. März 1787 gab die neuerrichtete Karlsruher Polizeideputation, bei welcher Herr von Drais Regierungs-Abgeordneter war, beim Anfang ihrer Arbeiten Verordnungen heraus, worin sie dem Publikum bekannt machte, auf welche Weise man für die Armen und die Abstellung des Bettelns sorgen wolle. Die Hauptfrage, ob der Noth der Bedürftigen abgeholfen

*) Seinen wenig bekannt gewordenen Aufsatz über die Armenpflege werde ich in Verbindung mit der darauf gegründeten practischen Darstellung des Zustandes der Armen bei der Petri-Gemeine, nächstens in dem neuen Deutschen Magazin mittheilen, als eine, auch jetzt noch musterhafte Bearbeitung eines Gegenstandes, wofür Münters Herz und Geist sich gleich lebhaft interessirten.

werden solle, ward bestimmt bejahet. Zugleich beschloß man, nicht darauf zu warten, ob man von einer merklichen Erhöhung der freiwilligen Beiträge, auf welche allerdings sehr gerechnet war, eine hinlängliche Erhöhung der Einnahme erhalten werde. Man fieng vielmehr in dem Augenblick, wo das Betteln untersagt und mit Strafe belegt ward, auch sogleich an, von dem Cassenvorrath reichlicher, und im Verhältniß zu dem sich ergebenden wahren Bedürfniß auszutheilen. Erst dann wollte man nach einer jährigen Erfahrung berechnen, wie die Haushaltung stehe, und ob andere Maasregeln zu nehmen wären.

Der Zweck ward vollkommen erreicht. Die Deputation gewann die ungetheilte Stimme des Publikums dadurch, daß sie den ersten Schritt nicht vom Publikum verlangte, sondern daß sie ihn selbst that. So überzeugte sie auf die vollkommenste Weise, daß wirklich kein Armer mehr schmachtete, daß kein Bettler mehr kam, daß, wer dazu im Stande war, arbeitete. Dankbar für die Sorgfalt und das auch hier vorgehen-

de Beispiel des Fürsten, erhöheten die Einwohner von Karlsruhe ihre Beiträge schon bei der ersten Quartalversammlung nach Errichtung der Deputation vom 23. April 1787 ihre freiwilligen Beiträge ansehnlich. Diese Gelder vertraueten sie unbedingt der zur genaueren Untersuchung der Umstände verpflichteten Commission. So kamen Einnahme und Ausgabe in ein so gutes Verhältniß gegen einander, daß am Ende des Jahrs noch einiger Ueberschuß blieb, ob gleich die Ausgabe natürlich in dem ersten Jahre aus mehreren Ursachen beträchtlicher seyn mußte, als dieß in der Folge der Fall war. Diese Beiträge wurden nachher auf gleiche Weise fortgesetzt, und durch die wöchentlichen Polizeiberichte, welche ein Mitglied der Deputation unmittelbar an den Fürsten abstattete, erhielt die gute Stimmung der Einwohner mehr, als eine aufmunternde Nahrung. Die Polizei-Commission sorgte dabei für die möglichst zweckmäßige Vertheilung der Gaben. Sie reichte den wahrhaft Bedürftigen die Unterstützung bald an Geld, bald durch Naturalgaben zur Nahrung, Kleidung, Feurung, Obdach. Alle Almosen-

glieder wurden genau gemustert; man stellte oft in ihren Wohnungen genaue Untersuchungen an. Ueber ihre Moralität ward mit der größten Sorgfalt gewacht. Alle Arbeitsfähige wurden mit Ernst zu einer ihren Kräften gemäßen Arbeit angehalten. Zu dem Ende ward mit den Armenanstalten das Spinnhaus verbunden, welches der Markgraf einige Jahre zuvor errichtet hatte. Man hatte daran einen Ausweg, um diejenigen mit Arbeit zu versorgen, denen man sonst keine füglich verschaffen konnte; zugleich ließ sich damit am bequemsten der Unterricht für die Unkundigen oder minder Geübten verbinden. Neben diesen Hülfsmitteln ward der Anstalt seit 1794 der Rückempfang des Almosens vorbehalten, wenn ein verstorbener Pfründer unerwartetes Vermögen hinterläßt.

Aehnliche Anstalten wurden in anderen Gegenden getroffen. In Rastadt ward im Jahre 1794 eine Polizeideputation aus Staatsdienern aller Stände und den Stadtvorstehern niedergesetzt, welcher die Anstalt für Arme und gegen Bettler nach gleichen Grundsätzen übertragen

ward. Pforzheim erhielt auf eigene Bitte, aber unterstützt durch Beiträge des Fürsten schon im Jahre 1790 die Erlaubniß, unter Obrigkeitlicher Aufsicht und Leitung eine Armenanstalt in Verbindung mit einer Baumwolle-Spinnschule in den Gang zu bringen. Das Unternehmen gelang vorzüglich gut. Die milden Beiträge der Einwohner, verbunden mit dem Arbeitsverdienst der Armen, geben ein völlig hinlängliches Auskommen nach Aussage der gedruckten jährlichen Rechnungen. Als eine ausgezeichnete Veranstaltung verdient die genauere Vertheilung der Armen angezeigt zu werden, nach welcher je 8 bis 10 Almosengenießer einen besonderen Aufseher haben, der über ihre Bedürfnisse, ihre Sitten, ihren Fleiß wachen soll. Auch das ist ein eigenthümlicher Vorzug, daß die armen Kinder in der Spinnschule zugleich eigends Unterricht erhalten. Dadurch wird die Unterbrechung vermieden, welche bei Besuchung der gemeinen Schule durch ihre Arbeit veranlaßt wird. Dabei kann auf den Unterricht in dieser minder zahlreichen Schule mehr Fleiß gewandt werden; und

die Kinder selbst gewinnen an Munterkeit des Geistes, wie an Gesundheit des Körpers, durch die Abwechslung der Lehrstunden mit der Handarbeit.

Mittellose Waisen werden schon seit 1793 nicht mehr im Waisenhause erzogen, sondern aus öffentlichen Mitteln wird Kostgeld für sie an ihre Verpfleger auf dem Lande bezahlt. So bleiben sie meistens in ihrer eigenen Heimath, genießen die natürliche Liebe ihrer Blutsfreunde, sind unter den Augen ihrer Vormünder, und werden von Jugend auf zu ihrer künftigen Bestimmung mehr gewöhnt. Auf gleiche Weise verhält es sich seit 1783 in dem Baden-Badenschen. In beiden Landestheilen wird denen, welche in Städten sind, zu ihrer Ausstattung ein Handwerk gelehrt. Für uneheliche, von anderer Hülfe entblößte Kinder, wird wie für Waise, und aus anderen Quellen, gesorgt. Auf gleiche Weise ward bei der Epidemie im Jahre 1772 verfügt, daß Geistliche und Ortsobrigkeiten für die unerzogenen Kinder zu sorgen haben, wenn Mann und Frau zugleich darnieder liegen.

Seit dem 1. Jan. 1791 besteht in Karlsruhe ein eigenes Verpflegungsinstitut für kranke Dienstboten. Es ist nebst dem zu Würzburg bisher das einzige dieser Art in Deutschland; und jenes ward zu gleicher Zeit, wie wohl ohne alle vorgängige Communication gegründet. Das Karlsruher Institut ward errichtet durch freiwillige Beiträge der Dienstherrschaften von 1 Gulden jährlich für den Dienstboten. Diese Einnahme reichte hin, die Erkrankten, deren Dienstherrschaften sich abonnirt hatten, unentgeltlich in das Hospital aufzunehmen, oder ihnen die Arzneien zu liefern, wenn die Herrschaften sie bei sich behalten wollten. Sogar die Transportkosten, nicht nur um in das Spital, sondern auch um 15 Stunden im Umkreis in die Heimath des Erkrankten zu kommen, trug das Institut. Für den Tag berechnet das Hospital nur 21 Kreuzer für Kost, Wäsche, Betten, Krankenkleider und Wartung. Dabei hat das Institut noch seit seiner Entstehung einen Fonds von etwa 500 Gulden gesammlet. *)

*) Nach der Rechnung vom 31. December 1798 wurden in dem gedachten Jahre von 258 Dienst-

Eine andere vorzügliche Anstalt ist das seit 1789 eröffnete Karlsruher Spital, ein Lieblingswerk des Markgrafen, der sich alle Woche von der darüber niedergesetzten Commission unmittelbar Bericht erstatten läßt. Er allein übernahm den ganzen Bau. Außerdem gab er noch 5000 Gulden gleich Anfangs für Meubeln; jährlich schenkt er alles Holz, die Arzneien aus der Hofapotheke, auch ansehnliche Geldbeiträge. Zwölf Säle sind nach Krankheiten und Geschlechtern abgetheilt; in jedem 8 einschläfrige Bettstellen, jede fünf Schuhe weit von der andern. Dazu kommen, nebst kleineren Gemächern, noch große Säle für die Genesenen. Ueberhaupt hat man Platz für 150 Bettstellen. Ueberall ist für frische und zugleich temperirte Luft gesorgt, vermittelst Röhren, welche durch die Oefen gehen. Sowohl hierin, als bei den Anstalten für Rein-

herrschaften für 300 Dienstboten 300 Gulden bezahlt. Eine mildthätige Person schenkte dem Institut 22 Gulden. Ueberhaupt bestand die Einnahme, den Kassenvorrath einbegriffen, in 429 Gulden 4 Kreuzer. Davon wurden 39 erkrankte Dienstboten 701 $\frac{1}{2}$ Tage unterhalten.

lichkeit und Gemächlichkeit hat man die besten Muster Englands und Italiens vor Augen gehabt, ohne Kosten zu scheuen. Jeder nicht unheilbare Kranke, er sey Einländer oder Fremder, ist der Aufnahme fähig. Er wird für 28 Kreuzer den Tag in allem unterhalten; wenn aber eine öffentliche Armenanstalt für ihn bezahlt, für 24 Kreuzer. Im Jahre 1795 wurden auf diese Weise nach und nach 171 Kranke verpflegt. Alle Anschaffung für Küche und Keller, auch die Kochart und das Geschirr hängen einzig von dem Spitalarzt ab.

Außerdem ist zu Karlsruhe 1784 ein eigenes Reconvalescenten-Verpflegungs-Institut errichtet; eine wohlthätige Anstalt, die ich nicht wüßte anderswo gesehen zu haben. Wiedergenesende, die nicht mehr das Haus hüten, aber noch Raths, und besonders besserer Nahrung bedürfen, finden sich zu festgesetzten Stunden in dem Besprechungszimmer des Spitals ein. Sie empfangen hier Billets, auf welche sie an angewiesenen Orten alten Wein, Fleisch, Reis, Gerste und andere Nahrungsmittel abholen können. Zu den Kosten

wird vierteljährig bei den Karlsruhern ein freiwilliger Beitrag gesammlet; die Fürstliche Familie trägt aber auch noch besonders dazu bei.

Ferner wird seit 1783 alle Spätjahre an Sonntagsabenden in Vorlesungen Unterricht in der Krankenwartung gegeben. Auch zu diesem Zweck unterstützt der Markgraf vier Personen, welche sich dieser Lehre widmen.

Zur Heilung der Krankheiten und äußerer Schäden sind allenthalben, auch auf dem Lande, die wirksamsten Anstalten getroffen. Die Physikate werden vervielfältigt, wo Bedürfniß und örtliche Lage es erfordern. So sind neue Stellen in Eberstein, Yberg, Kehl, Stein errichtet. Für die wirklich bestellten Landärzte ist eine genaue, sehr zweckmäßige Instruction gedruckt. Leichname, bei welchen nach der Verordnung von 1763 eine kunstmäßige Oeffnung ohne Empörung des Vorurtheils geschehen kann, werden alle Winter aus dem Unterlande in das Karlsruher anatomische Theater geliefert. Eine Verordnung vom Jahre 1762 schreibt die Untersuchung vieler

Fragen

Fragen über die Naturbeschaffenheit jedes Dorfs und seiner Gegend vor, eben auch in Rücksicht auf die Gesundheitspflege. Seltene Fälle ist jeder Arzt aus seiner Praxis an die Regierung zu berichten schuldig, um darüber in Karlsruhe mit einem oder mehreren Aerzten Rücksprache veranstalten zu können.

Die Aufsicht auf Apotheken nach der Apothekenordnung von 1762, noch bestimmter nach der Physikatsordnung von 1793 geht theils auf die Fähigkeit der Personen, theils auf die gehörige Bereitung, den Vorrath, die Aufbewahrung der Medicamente. Dabei ist wegen des Verkaufs der Gifte doppelte Vorsicht angewandt. Auch hat der Arzt die Befugniß, untaugliche Arzneien sogleich wegschaffen zu lassen.

In der Physikatsordnung ist zugleich strenge Prüfung und genaue Aufsicht in Ansehung der Wundärzte, auch der gehörig zu unterweisenden Lehrjungen der Chirurgen befohlen. Niemand darf ohne Erlaubniß die Wundarzneikunst treiben, und auch kein Aufgenommener soll, ohne Anzeige bei dem Arzt, wichtige Operationen vornehmen.

Seit der letzten Hälfte der jetzigen Regierung sind, zu noch größerer Vorsicht, vollkommen unterrichtete Landchirurgen mit einer bestimmten Besoldung angesetzt. Sie versehen größtentheils zugleich das Amt des Hebammenmeisters. Im Baden-Badenschen, wo vor einigen Jahren in den Oberämtern Rastadt, Baden, Eberstein und Yberg nur ein solcher Mann angestellet war, ist nun in jedem einer.

Hebammenmeister sind schon seit 1759, und jetzt in allen Oberämtern angesetzt. Sie haben 1779 eine Instruction erhalten, die 1795 in der Hebammenordnung erweitert und verbessert ist. Sie sollen die Tauglichkeit der von den Weibern jeder Gemeine selbst gewählten Hebammen und Beifrauen sorgfältig beurtheilen, sie kunstmäßig unterrichten, und in Gegenwart eines Arztes prüfen. Diejenigen, welche sie untauglich finden, sollen sie pflichtmäßig verwerfen. In schweren Geburtsfällen ist ihnen die Herbeirufung eines Accoucheurs zur strengen Pflicht gemacht. Bei diesen werden die Hebammen jährlich versammelt, theils um sich über besondere Fälle aus dem ver-

flossenen Jahre zu besprechen, theils um Anfragen und Zweifel zu beantworten. Dabei erhalten die geschicktesten Hebammen kleine Prämien. *)

In neueren Zeiten finden wir gleichfalls mehrere einzelne Verfügungen der Gesundheitspolizei, die zum Theil zu allgemeiner Nachahmung zu empfehlen sind. Die Kirchenbegräbnisse sind glücklich abgeschafft, **) die meisten Begräbniß-

*) Herr von Drais, aus dessen Schrift ich obiges entlehne, sagt, daß sich jetzt im Badenschen ungefähr gegen 20 lebendige Geburten nur eine todte finde, wo sonst beiläufig die zehnte eine todte war. Sollte hier nicht ein Irrthum sich eingeschlichen haben? Fünf todtgeborne Kinder auf hundert ist schon sehr viel: aber zehn auf hundert, in einem Lande, wo es eine Medizinalverfassung giebt, und in einem so milden, gesunden Klima, ist unerhört. Der Umstand scheint es zu verdienen, daß ich ihn zur Erwägung der Sachkundigen auszeichne, die darüber in irgend einem Journale, etwa in dem Reichsanzeiger, Erläuterungen mittheilen mögten.

**) Ich sage noch glücklich, obgleich, wo ich nicht irre, vor nicht gar langer Zeit jemand die

plätze außerhalb der Wohnörter verlegt. Manche Vorkehrungen beziehen sich auf Reinlichkeit der Straßen, auf gesunde Beschaffenheit von Wasser, Brod und Fleisch. Nach einer Verordnung von 1794 darf kein Salz mehr aus kupfernen Gefäßen vermessen werden. Vorzüglich ausgezeichnet sind die gedruckten Belehrungen des Volks über das Verhalten in Schwangerschaften, mit neugebornen Kindern und Wöchnerinnen, in Blattern, in der Ruhr, bei dem Biß toller Thiere, bei scheinbar Erfrornen, Ertrunkenen, oder überhaupt Scheintodten. Zur leichteren Errettung der Ertrunkenen sind in den größeren Dörfern am Rhein Kisten angeschafft, in welchen die anwendbaren Arzneien und Geräthschaften, nebst der Behandlungsvorschrift von 1778 schon beisammen liegen. Die Hebammen werden bei Gelegenheit des Hauptunterrichts auch

Kirchenbegräbnisse eifrig in Schutz genommen hat. Wie weit doch nicht die Paradoxie unserer Tage geht, gleich als wollten wir geflissentlich eine Reaction der vernünftigen, wohlthätigen Aufklärung hervorbringen!

darüber belehrt. Auch hat der Markgraf im Jahre 1788 die auf die Rettung der Verunglückten ausgesetzte Prämie erhöhet.

Mit nicht geringerer Sorgfalt bemüht sich die Regierung bei jedem Anschein eines Korn- oder Futtermangels der drohenden Gefahr aus allen Kräften vorzubeugen. Sie hat in dieser Rücksicht mit gewissenhafter Treue die traurigen Erfahrungen genutzt, welche Deutschland, ja fast ganz Europa in den Jahren 1770 bis 1772 machte. In diesen Jahren erlitt die Bevölkerung fast aller Länder, durch Hunger und ansteckende Krankheiten, die darauf folgten, einen Stoß, der alle politische Rechnungen umwirft, und kaum früher, als nach einem halben Menschenalter ersetzt wird. Auch die Badensche Regierung vermogte diesen Schlag nicht von den Unterthanen abzuwenden. Sie that redlich, was sie konnte. Der Markgraf verwandte sich in den wenigen reicheren Ländern dringend um Hülfe; aber vergebens. Selbst durch beträchtliche Aufopferungen ließ sich nicht hinlänglicher Vorrath

anschaffen. Man mußte sich fast nur auf Linderung der Noth einschränken. Willig erließ der Markgraf den Zoll von eingebrachtem Korn. Eben so eifrig sorgte er für die möglichst häufige Zufuhr auf die Fruchtmärkte. Er ließ selbst jede Woche alles Korn ankaufen, was den Verkäufern etwa auf dem Markt in Durlach übrig blieb. Dann ward es in die herrschaftlichen Speicher gebracht, aber nur zur Vertheilung an Nothleidende, oder zur Aufstellung an neuen Markttagen. Demungeachtet drückte Noth und Mangel mehrere Distrikte hart danieder. Viele Menschen raffte der Hunger hin; mehrere die Epidemie, eine traurige Folge des Mangels, der schlechten Beschaffenheit der Nahrungsmittel. Eine schreckliche Lehre für Regierungen, größere Aufmerksamkeit auf die Mittel zu wenden, dem Uebel in Zeiten zu begegnen.

So benutzte die Badensche Regierung das Andenken an jene traurige Zeit. Als in den Jahren 1784, noch mehr 1789 abermals Hungersnoth, wenigstens peinlicher Mangel in einem

großen Theil von Deutschland herrschte, da sah man den Markgrafen musterhafte Veranstaltungen treffen, wodurch er von seinem Lande den Nachtheil meistens abwandte.

Gleich wie im Winter 1784 die Fruchtpreise nach einer mittelmäßigen Erndte schnell stiegen, und die Nachbaren sperrten, wurden die Einwohner vorläufig gewarnt. Man gab ihnen zu erkennen, niemand, der leichtsinnig verkaufe, dürfe nachher auf Landesherrliche Unterstützung rechnen; man befahl, jeder Verkäufer sollte zuvor hinlänglichen Vorrath zur künftigen Saat und zur Entrichtung der schuldigen Naturalabgaben zeigen. Dabei wurden die sonst für beträchtliche Summen von den öffentlichen Kassen verkauften Früchte zurückgehalten. Der Vorrath ward noch vermehrt durch Aufkauf hauptsächlich für herrschaftliche Rechnung, zum Theil auch von Gemeinden und anderen Körperschaften. Auf die Weise erhielt man in den landesherrlichen Speichern allein einen Vorrath von 21,000 Maltern an Korn, Dinkel, Gerste und Hafer, nach Ab-

rechnung des eigenen Gebrauchs bis zum October 1785. Damals ward dieser Vorrath bei weitem nicht gebraucht. Der gefürchtete Mangel verschwand von selbst; die Unterthanen bedurften blos im späten Frühjahr 1785 wegen Mangels an Heu und grünem Futter einiger Unterstützung durch die Weiden in aufgewachsenen Waldungen. Aber der Markgraf wollte dennoch nicht den Abfall der gewohnten Einnahme durch Verkauf des Fruchtvorraths ersetzen. Er nahm es vielmehr als einen festen Kammergrundsatz an, einen solchen entbehrlichen Vorrath immerhin als Niederlage zur Landeshülfe zu betrachten. Man wollte also nicht eher davon verkaufen, bis man sich vor allem Mangel gesichert glaubte; bei irgend mißlichen Aussichten hingegen sollte er durch Aufkauf vermehrt werden.

Der genauen Befolgung dieser Regel verdankte das Land seine hinlängliche Versorgung, als in dem äußerst harten Winter von 1788 auf 1789 eine Menge der heimgebrachten Lebensmittel beschädigt, die Sommersaat verzögert, die

Brodfrucht über alles Verhältniß vertheuert ward. Schon vom December an ward der damals disponible Vorrath von 25000 Malter Frucht durch Ankauf von 2000 Malter Dinkel vergrößert. Im Frühjahr theilte man an unvermögende oder beschädigte Gemeinen Grundbirnen, auch Frucht zur Saat aus. Als darauf die Aussichten im Junius so beunruhigend wurden, leistete die Kammer noch vor der Erndte den Märkten zu Durlach, Pforzheim, Rastadt durch Ausbietung ihres Korns Beistand. Zugleich ward Auftrag gegeben, noch mehr Korn anzukaufen. Nach der Erndte sperrten die Nachbaren wieder größtentheils, sogar bis auf die Durchfuhr; nur mit Noth konnte man die in der Wetterau aufgekauften Früchte herbeibringen. Der Markgraf erließ wieder den Zoll vom Korn; die Landesgemeinen erhielten theils Vorschüsse, theils die Erlaubniß, Capitalien aufzunehmen, um dafür Korn in der Stille anzukaufen. Auf diese Weise, vorzüglich aber durch Anwendung der Landesherrlichen Vorräthe, erhielt jedermann das unumgänglich nothwendige Korn; der Vermögende für den

gangbaren Preis, der Aermere wohlfeiler, auch wohl gar unentgeltlich. Die Kammer legte dem Markgrafen im November 1789 eine genaue Berechnung vor, woraus erhellete, daß der Hof, die Beamten, das Militair, auch für wahrscheinliches Bedürfniß jeder Landstrich im Ganzen, bis zum October 1790 gedeckt wären. Zu diesem Behuf waren in den unterländischen Speichern über 33700 Malter Frucht in Vorrath. Freilich überstieg nachmals das Bedürfniß in vielen Aemtern den Ueberschlag; aber die angewandten Vorsichtsmittel waren dennoch hinreichend, jede auffallende Noth bis zum Genuß der reichen Erndte des Jahres 1790 zu entfernen.

Endlich lassen Sie mich unter der Reihe der wohlthätigen Veranstaltungen des Markgrafen auch die nicht vergessen, wodurch er sich den lautesten Beifall erwarb — ich meine die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Erleichterung und genauere Bestimmung der Frohnen.

Jene erfolgte durch das Rescript vom 23. Julius 1783 für die gesammten Badenschen Lande.

Zugleich mit derselben erließ der Markgraf ohne einigen Ersatz verschiedene Gefälle und Einkünfte, die sich darauf bezogen; den jährlichen Leibschilling, den Todtfall, den Abzug, den neben demselben gezahlten Abzugs-Pfundzoll, im Baden-Badenschen das Landschaftsgeld, die Manumissions- und Expeditionstaxe. Auch Wiedertäufer und Juden wurden in diesen Nachlaß eingeschlossen; im Jahre 1793 ward er ebenfalls auf die bis dahin noch ausgenommenen Unterthanen erstreckt. Nach dieser Ausdehnung beträgt die Summe des jährlichen Nachlasses wohl gegen 60,000 Gulden.

Das Frohnwesen ist seit dreißig Jahren beträchtlich verbessert, so manche Schwierigkeiten auch die zerstreuete Lage des Landes mit sich bringt. Uebertriebene Frohnen finden nirgends mehr statt: die Beamten haben hierin durchaus keine freie Disposition mehr. Der Jagddienst ist unbedeutend; Landesfrohnen werden also nur bei dem Straßen- und Strombau geleistet. Durch Dauerhaftigkeit im Bau der Straßen und Ge-

bäude, durch Wasserkanäle, durch andere zweckmäßige ökonomische Einrichtungen ist die Zahl der Frohnen vermindert. Auf Gleichheit der Vertheilung hat man möglichst Rücksicht genommen. Ueber die Berechnung wird die schärfste Aufsicht geführt.

Wie viel noch in Zukunft hierin geschehen wird, das zeigt schon das Beispiel der besonderen Einrichtung im Oberamt Hochberg, und noch vollkommner die im Oberamt Röteln. Hier, wo eine vollständige Gütervermessung und Schatzungslegung vorangegangen war, konnte man auch die Frohnen nach dem Schatzungsfuß umlegen. Vermöge des im Jahr 1791 gelegten Plans wurden dabei auch die sonst schatzungsfreien Güter mit angeschlagen; außerdem trägt jeder Schatzungspflichtige jährlich noch einen Gulden bei. Aller Unterschied zwischen Hand- und Spanndiensten ist aufgehoben, weil jedermann bezahlt wird. Nur wenn sich kein Freiwilliger findet, tritt, nach der Reihe, die Zwangsarbeit ein. Aber diese Pflicht trifft alle, die nicht Freiheit beweisen können. Die Zahlung der Arbeit ge-

schieht nach einer von Zeit zu Zeit unter Zuziehung der Ortsvorgesetzten bestimmten Taxe, außer wo Freiwillige noch wohlfeiler arbeiten. Wer über seinen Schatzungsbeitrag gefrohnt hat, wird auf der Stelle bezahlt: diese kräftige Ermunterung des Fleißes ist durch Vorschüsse des Landesherrn möglich gemacht. Sonst wird bei der jährlichen öffentlichen Abrechnung gerade so viel, als zur Zahlung der herrschaftlichen und Landesfrohnen nöthig war, auf die Schatzung repartirt, und jedem an seiner Schatzung abgerechnet, was er abverdiente. Die Frohnbücher werden in der Gemeine durch Geschworne geführt; bei der Liquidation fordert man Zeugnisse über die richtig und gut geleistete Arbeit. So betrug die Ableistung aller herrschaftlichen und Landesfrohnen in diesem größten Oberamt, das einen starken Fluß- und Straßenbau hat, nach den Rechnungen von 1792, 1793 und 1794, im Durchschnitt nur 10430 Gulden jährlich. Dieß ist noch nicht ganz so viel, als ob der Frohndienst einen Handarbeiter viermal, und ein Stück Vieh sechsmal im Jahr getroffen hätte.

Und was allen Verdiensten des Markgrafen um das Land die Krone aufsetzt, das ist das Humane, das wahrhaft Väterliche seiner Gesinnungen, seiner Handelsweise. Schon letzthin schrieb ich Ihnen, *) mein lieber Freund, daß ich es für einen herrlichen Genuß hielte, den Fürsten über das Wohl des Landes reden zu hören. Lesen Sie hier nun selbst einige Stellen **) aus seiner Antwort auf die feierliche Danksagung, die ihm das Land im Jahre 1783 nach Aufhebung der Leibeigenschaft darbrachte.

„Daß das Wohl der Regenten mit dem Wohl
„des Landes innig vereinigt sey, so daß beider
„Wohl: oder Uebelstand in Eins zusammenfließen,
„ist bei mir, seitdem ich meiner Bestimmung
„nachzudenken gewohnt bin, ein fester Satz ge-
„wesen. Ich kann also, wenn ich etwas zum
„Besten des Landes thun kann, dafür keinen
„Dank erwarten, noch annehmen. Was mich
„selbst vergnügt, mir Beruhigung giebt, mich

*) Oben B. 1. Br. XI.

**) M. s. Drais am ang. Ort S. 196 u. f. f.

„der Erfüllung meiner Wünsche — ein freies, „opulentes, gesittetes, christliches Volk zu regie„ren — nähert, dafür kann man mir nicht dan„ken. Ich habe aber dem Höchsten zu danken, „der mich die Erfüllung meiner Wünsche hoffen „läßt. Ich glaube gegenwärtigen Anlaß benutzen „zu können, um einige Reflexionen und Ermah„nungen an die Herzen derer zu legen, die ihnen „Eingang geben wollen."

„Sehet auf das nahe Verhältniß, in wel„chem der Mensch mit seiner Familie, diese mit „dem Wohnort, die Dörfer und Städte mit dem „Distrikt, der sie umgiebt, die Aemter mit dem „ganzen Lande, das Land mit seinem Fürsten, „mit dessen Familie, mit denen, die ihm den „Staat erhalten helfen, und so wiederum mit „Allen stehen. Alles ist nur eine große Familie, „zu deren Endzweck, zum Wohl des Ganzen „auch jedes Glied, so weit seine Kräfte und Ver„hältnisse reichen, mitwirken muß. Will je„mand Antheil an der Freiheit haben, so muß „er jeden andern in dem Genusse des Seinigen un-

„gestört lassen, weil die Freiheit in dem gesell-
„schaftlichen Leben nichts anders ist, als der freie
„Genuß unseres Eigenthums, unter dem
„Schutz der Gesetze. Es ist also keine Freiheit
„ohne Gesetze, welche den Boshaften einschrän-
„ken, wenn er schaden und also der Freiheit sei-
„ner Mitbürger zu nahe treten will. Die Frei-
„heit kann also nur für die guten Menschen seyn;
„die bösen können sie nicht genießen, weil Böses
„thun nicht frei heißen kann. Wenn aber auch
„die Gesetze den Boshaften nicht erreichen können:
„so würde er doch, wenn er seine Vernunft ge-
„brauchen wollte, einsehen, daß er sich selbst schadet,
„wenn er Zerrüttung in seinen Verhältnissen an-
„stiftet. Ein jedes Laster, ein jedes Verbrechen ist
„Irrthum, ist Thorheit; eine jede Tugend ist Weis-
„heit. Wer Gesetze, Ordnung, Tugend und
„Religion liebt, und zur Richtschnur nimmt, der
„ist weise, der ist frei! Denn er wünscht nur,
„was ihm niemand verbieten, hingegen was ihn
„und andere glücklich machen kann. Nichts
„schränkt ihn ein; er fesselt seinen Nächsten mit
„Banden der Liebe und des Vertrauens: er fühlt

seinen

„seinen Werth, seine Würde als Mensch, als „Christ, als Vaterlandsfreund.“

Der Fürst zeigt darauf, daß in Gewinnung der ersten Naturproducte und in Vermehrung dieser Production alle Stände interessirt seyn; daß in der weiteren Circulation weder der Ueberfluß, noch der Unwerth der Producte, sondern die Verbindung von Ueberfluß und hohem Werth den Wohlstand ausmache; daß so wenig der freie Handel der Production gehemmt werden soll, eben so wenig die Freiheit in den Gewerben und in dem Handel der Städtebewohner, durch ausschließende Rechte von Einzelnen, den Andern geraubt werden dürfe.

„Weg mit allem Neid, mit der Selbstheit, „die Andern das versagen will, was sie sich selbst „für nüzlich hält! Menschen aller Klassen im „Staat, Freunde, Landsleute, freie Deutsche „Männer, — ihr, die ihr einen der fruchtbar„sten, gelindesten Himmelsstriche Deutschlands „bewohnt, wo ihr schon vor 700 Jahren von „Zähringern, aus deren Blut ich abstamme, von

„Generation zu Generation geführt wurdet, ver-
„einigt Eure Kräfte mit den meinigen, der ich
„nun bald 37 Jahre“ (jetzt sind es nahe an sies-
ben und funfzig Jahre) „die Gnade von Gott
„habe, unter seinem Segen, jedoch nicht ohne
„Leiden, Schmerz und Betrübniß Euch vorzu-
„stehen — vereinigt Euch mit mir zum allges-
„meinen Wohl! Laßt mich den Trost mit in die
„Ewigkeit hinnehmen, daß ich ein an Wohl-
„stand, Sittlichkeit und Tugend wachsendes Volk
„zurück gelassen habe!“

„Lasset den schon eingeschlichenen Luxus nicht
„weiter einreißen. Er schadet noch mehr da-
„durch, daß er die Sitten verderbt, als dadurch,
„daß er der Habseligkeit wehe thut. Seyd lie-
„ber tugendhaft und arm, als lasterhaft und
„reich. Erziehet eure Kinder zur Tugend; leh-
„ret sie wahrhaft seyn und die Lügen hassen. Ge-
„het ihnen mit guten Beispielen vor. Es ist
„hohe Pflicht: Gott fordert es von euch. Ihr
„seyd es euren Kindern, euch selbst, dem Vater-
„lande schuldig. Sie sind, der Segen eures

„Hauses, die Stütze eures Alters, die Stärke „des Staats, wenn sie Tugend, Religion und „Ehre kennen. Eine Lehre des ersten größten „Seelenlehrers, der jemals gewesen ist und seyn „wird, die laßt uns zur Regel unsers Betragens, „unserer Nachahmung dienen: „Alles, was Ihr „wollt, daß Euch die Leute thun sollen, das thut „ihr ihnen; denn das ist das Gesetz und die Pro„pheten.“

Hier preis't er die Religion, als die unserer eigenen Menschenkraft, oder vielmehr unserer Schwachheit zu Hülfe kommen müsse; er ruft die öffentlichen Diener derselben auf, die ganze Stärke ihres Amts zu gebrauchen. So findet er auch den Begriff der Ehre in dem Zeugniß des Gewissens, edle Handlungen aus edlen Beweggründen vollbracht zu haben, und, diese Ueberzeugung vorausgesetzt, in dem Beifall des Publikums. Dabei wendet er noch die Moralregel besonders darauf an, daß wir unsere Nebenmenschen so beurtheilen müssen, wie wir wünschen, von ihnen beurtheilet zu werden.

Wer wollte hier nicht von ganzem Herzen Amen rufen: dem guten Fürsten nicht freudig in dem lauten Dank, den Segnungen des Volks den schönen Lohn prophezeien, den er so vollkommen verdient?

XXXIV.

Rastadt, den 4. Mai 1798.

Mißmuthig über die Abfassung der gestrigen Note, *) welche ich Dir, lieber Bruder, zu Deiner Erbauung anlege, suche ich, nach einer sehr natürlichen Gedankenverbindung, die Mittel zu erforschen, welche etwa die Unterhandlungskunst gegen solche Schläge darbieten könnte. Freilich ist es nicht das Talent, nicht die Geschicklichkeit der Unterhändler, wovon der Erfolg der Unterhandlungen zunächst und unmittelbar abhängt. Aber man kann doch nicht läugnen, daß nicht mittelbar sehr viel auf die persönlichen

*) Es ist die Französische Note vom 3. Mai 1798 (14. Floréal An 6.), worin die Französischen Minister die Abtretung des linken Rheinufers in der Deutschen Note vom 2. März auf eine Weise annahmen, welche in der That dem Sinn jener Deutschen Note keinesweges gemäß war, und mit dem Inhalt der beigelegten 18 Punkte zum Theil in offenbarem Widerspruch stand.

Eigenschaften solcher Geschäftsträger ankomme. Wer vermag denn zu bestimmen, wie weit sich die Wirkungen dieser entfernteren Ursachen erstrecken? Wie viele Erfolge, die wir jetzt nur nach den nächsten Ursachen beurtheilen, würden nicht in dem Maaße eingetreten seyn, wenn die ersten Veranlassungen anders geleitet wären?

Ueberhaupt habe ich, Du weißt es, einen sehr hohen Begriff von der Bestimmung der diplomatischen Agenten. Sie sind berufen zu Friedensstiftern, zu Schutzgeistern, mögte ich sagen, deren Weisheit, deren Sorgfalt von dem Heerd des friedlichen Bürgers alle äußere Gefahr entfernen soll. Die Geschichte lehrt uns, daß die Nationen zu diesem Zweck einander von Zeit zu Zeit Gesandte von dem Augenblick an zusandten, wo ein lebhafteres Verkehr die Anlässe zu Streitigkeiten vervielfältigte, und wo man doch das Bedürfniß des Friedens zu lebhaft fühlte, um so leicht, wie ehemals, Kriege anzufangen. Sie wurden in der Folge beständige Residenten, als die politischen Verhältnisse der Nationen sich

so verwickelten, daß es einer unausgesetzten Beobachtung bedurfte, um allen ihren Abwechslungen zu folgen, um in jedem Falle die wahren Gesichtspunkte für die zu nehmenden Maasregeln zu bezeichnen. Bei allen diesen Gegenständen sind die Gesandten das Auge ihrer Regierung. Ihrem Scharfsinn, ihrer Klugheit, ihrer Treue vertrauet der Staat großentheils die Bestimmung aller Verhältnisse mit Auswärtigen. Setze den vollkommensten Minister an die Spitze des Departements der auswärtigen Geschäfte, und gieb ihm untaugliche Agenten, so wird der Staat nie glücklich in seinen Verhandlungen seyn, wenn gleich das überwiegende Talent des Ministers manches Unheil abwendet, manche Blöße bedeckt. Ihm bleibt dann fast kein anderes Mittel, als die Behandlung der wichtigeren Geschäfte, auch im Detail, selbst zu leiten. Aber wie oft ist dieß ganz unmöglich; wie oft ist die Hülfe unzulänglich, weil so viel auf das Lokal, auf den Moment beruhet, die selbst ein Bernstorf nicht aus der Ferne vollkommen zu beurtheilen vermag.

Zwar kein Staatsbeamter wird sich bei Verwaltung der oberen Staatsgeschäfte, wenn ich mich so ausdrücken darf, jemals auszeichnen, wenn ihm nicht die gütige Natur vorzügliches Talent gab. Keine Anstrengung, kein Fleiß, kein Eifer ersetzt völlig dieß himmlische Geschenk, diese wahre Weihe zum Dienst des Staats. Indeß giebt es doch auch hier Stufen. Zu manchen Staatsgeschäften wird nur ein mäßiger Grad von Genie erfordert: zu anderen mehr eine gewisse Art des Genies, als ein hoher Geist im Allgemeinen. In solchen Fächern vermag anhaltende Arbeitsamkeit, verbunden mit gutem Willen, ungemein viel. Man kann die Oberaufsicht über die Domänen des Staats vortrefflich führen, ohne mit Smiths Scharfblick die ersten Grundsätze des Staatsreichthums zu durchschauen. Man kann durch fleißiges Studium der Gesetze, durch beständige Uebung der Beurtheilung von Rechtshändeln, ein vorzüglicher Richter werden, gute Verordnungen machen, ohne wie Plato und Montesquieu in die Natur der Gesetze zu dringen. Und wohl uns,

daß es so ist! Was würde aus allen Regierungen werden, wenn nur die wenigen Günstlinge der Natur die Staatsgeschäfte nach ihrem ganzen Umfange leiten könnten?

Doch dünkt es mich ausgemacht, daß man nothwendig bei einem Staatsbeamten auf die Anlagen zu jedem besonderen Zweige der Geschäfte sehen muß, welche niemand sich selbst geben kann. Du wirst durch den sorgfältigsten Unterricht nie einen großen Mathematiker bilden, wenn Du nicht bei Deinem Zögling einen gewissen Sinn für diese Wissenschaft antrifft. Darfst Du es erwarten, durch Belehrung oder Beispiel den feinen Beobachtungsgeist hervorzubringen, der sich wohl durch Kunst entwickeln, nie erschaffen läßt, wo nicht die Natur selbst den Stoff in die ganze Organisation des Kopfs legte?

Eben darum halte ich die Bestimmung des Diplomaten für eine der schwersten in dem bürgerlichen Leben. Sie erfordert eine eben so große Lebhaftigkeit, Schnelligkeit, Feinheit des Geistes, als richtige, treffende Beurtheilungs-

kraft. Wie wenige Sterbliche verbinden diese Eigenschaften? Der Beurtheilungskraft kann man nachhelfen: sie wächst wirklich durch Anstrengung, durch häufige Uebung. Aber der schnelle, feurige Blick, der feine Takt der Beobachtung — sind einzig Gabe der Natur. Durch viele Mühe, durch mannigfaltige Erfahrung erlangt man nie mehr, als die äußere Hülle dieser Eigenschaften. In gewöhnlichen Fällen mag sie hinreichen: bei einem irgend mißlichen Verhältniß ist der Unterschied zwischen Schaale und Kern nur zu merklich.

Und was ist, ohne diese Stütze, die Kunst der mündlichen Unterhandlung? Der Endzweck — Ueberzeugung des Verstandes, Leitung zu Deinem Ziel — läßt sich nicht erreichen, wenn Du nicht Deinem Mann in die Seele schaueſt, mit der unbeschreiblichen Schnellkraft des Gedankenflugs die verborgenen Falten seines Herzens in demselben Moment zu biegen weißt, wo Du sie entdeckst. Hier ist alles veränderlich, alles unbestimmt. Du magst dich noch so gut vorbe-

reiten; in dem Flug der Unterredung kommen tausend Erscheinungen, die niemand voraussah. Der günstige Augenblick eilt schnell vorüber. Ergreifst Du ihn nicht, so ist die Gelegenheit auf immer verloren. Vielleicht giebst Du Dir, selbst durch Nichthandeln, eine Blöße, die Dein Gegner nur zu sorgfältig benutzt.

„Meine erste Regel war es immer“ — sagte einst ein Gesandter, der für sehr geschickt gilt — „mich genau an meine Instructionen zu „binden. So ist meine Regierung immer sehr „zufrieden mit mir gewesen.“

An seine Instructionen! Als ob die Instruction Verstand geben könnte.

Allerdings ist die Instruction eines Gesandten sehr wichtig, um ihm den Umriß seiner Bahn vorzuzeichnen, um ihn mit gewissen Gegenständen genauer bekannt zu machen, die seine Schritte mächtig erleichtern. Auch werden die bestimmteren Zwecke seiner Sendung in der Instruction weiter ausgeführt, die Mittel zu ihrer Erreichung so viel möglich angegeben.

Aber das gilt alles nur im Allgemeinen. Es ist unmöglich, den Gesandten über sein Benehmen gegen Personen zu instruiren; es wäre Thorheit, es zu versuchen. Wer sich hierin nicht auf eigene Klugheit verlassen kann, dem wird wahrlich kein Gängelband helfen. Und wie häufig ereignen sich nicht, auch in allen gewöhnlichen Gesandschaftsposten, Fälle, die keine Instruction voraussehen konnte; Fälle, wo der Gesandte handeln muß, ohne Instructionen abwarten zu können? Soll der Gesandte seine Instruction nachlesen, um sich zu belehren, wie er die verborgenen Quellen, die wahrscheinlichen politischen Folgen einer unerwarteten Revolution erforschen könne, an deren Kenntniß seiner Regierung unendlich viel gelegen ist? Soll er eine Instruction abwarten, um für Beleidigungen Genugthuung zu fordern, die seiner Nazion zugefügt werden?

Nicht einmal das mindere Talent des Stils kann ihm seine Instruction in einem gewissen Grad entbehrlich machen. Immerhin mögen

wichtigere Noten ihm wörtlich übersandt werden: oft genug kömmt er in den Fall, eine Note, den Inhalt eines Vortrags schriftlich geben zu müssen, ehe er Belehrung einholen kann. Wie übel, wenn er dann nicht selbst Schreibart und Sprache vollkommen in seiner Gewalt hat! Auch dieß Talent beruhet mehr auf Naturgaben, als man gewöhnlich glaubt. Freilich läßt sich der Stil ausbilden; die Sprache feilen. Uebung, Beispiel, sorgfältige Kritik sind dabei sehr wirksam. Aber ein gewisser Sinn für das Anständige, das Angemessene, ein gewisses feines Gefühl für die Nüançen des Ausdrucks — sind wesentliche Ausflüsse des Geistes, die sich nicht erwerben lassen. Und in keinem Zweige der Staatsgeschäfte ist es wohl so wichtig gut zu schreiben, als in der Diplomatik: die Geschichte aller Verhandlungen bestätigt es in tausend Fällen. Auch an den Noten, die hier bisher gewechselt sind, sollte es mir nicht schwer fallen, Dir viele Beispiele aufzustellen.

Ich glaube nicht, daß mich meine Vorliebe für die diplomatische Laufbahn verführt, den

persönlichen Vorzügen der Agenten zu viel Gewicht beizulegen. Größtentheils werden doch die Verhältnisse eines Staats mit Auswärtigen dadurch bestimmt. Könnten wir die Geheimnisse der Regierungsschlüsse erforschen, so würden — ich bin es überzeugt — die Gesandten eine unendlich wichtigere Rolle spielen, als die man ihnen einräumt. Bei allen einzelnen Vorfällen zwischen verschiedenen Regierungen ist ihr Einfluß unbestritten; es ist ausgemacht, daß ihr mehr oder minder glücklicher Ausgang hauptsächlich auf die Geschicklichkeit, auf das Betragen des Gesandten ankomme, der sie führt. Auch die Gesinnung einer Regierung gegen eine auswärtige — wird sie nicht zum Theil durch den Gesandten gelenkt, der sie vorstellt? Wer will es verkennen, daß ihre Ideen von dem Zustande des Landes, von dem Geist der Regierung, vorzüglich auf die Vorstellungen beruhen, welche sie durch ihren Gesandten in jenem Lande, und durch den jenseitigen in ihrer Residenz erhält? Kann man den Darstellungen des Verhaltens, der Absichten der Regierungen durch diesen Ka-

nal ihr Gewicht absprechen? Wie läßt es sich denn berechnen, ob nicht oft die wichtigsten Entschließungen, die Festsetzung politischer Systeme, die man durch Generationen mit Leidenschaft verfolgte, ursprünglich durch den Einfluß veranlaßt wurden, den ein Gesandter sich zu erwerben wußte? ob nicht die Geschicklichkeit, die Vorsicht, die Festigkeit eines Gesandten einem Kriege vorbeugen konnte, dessen erste Entstehung so oft zufällig ist? ob nicht das überwiegende Talent, die Geistesgegenwart, die Entschlossenheit eines Unterhändlers dem Friedensgeschäft eine Richtung gegeben hätte, die wir jetzt für unmöglich halten, weil wir nicht tiefer in den gegenseitigen Zusammenhang aller Begebenheiten schauen?

Sonderbar genug, daß man den Gesandten diese politische Wichtigkeit so ungern einräumt. Es ist, als fänden sich alle Regierungen beleidigt, wenn man wähnt, ihre Entschließungen stünden unter der magischen Gewalt entfernter Kanäle. Aber es sind ja immer Menschen, die auf Menschen wirken. Wie oft werden Maasregeln der inneren Verwaltung sogar durch geringfügige per-

sönliche Umstände bestimmt? Warum wollen wir nicht bei den auswärtigen Staatsgeschäften zugeben, daß sehr viel auf die Mittelspersonen beruhe, wodurch die Regierung fast allein ihre Kenntnisse davon erhält?

Wahrlich ich muß, nach meiner besten Ueberzeugung, die Wahl der Gesandten für eine der wichtigsten ansehen. Die Beamten der inneren Staatsverwaltung, selbst die ersten Minister, stehen doch mehr oder weniger mit anderen in Verbindung. Sie haben Hülfe; sie können sich belehren; ihre Versehen können durch andere gut gemacht werden. Aber die diplomatischen Agenten stehen isolirt auf ihrem Posten. Ihre Ressourcen liegen nur in ihnen selbst. Und dabei sind ihre Fehlgriffe von weitumfassenden Folgen; selten gelingt es, die verdorbene Sache wieder in das Geleise zu bringen. Ja es kann lange genug dauern, bis die Regierung das Uebel einmal kennen lernt. Die Geschichte aller Cabinetter enthält mehr, als ein Beispiel, daß selbst sorgfältige Regierungen von ihren Verhältnissen mit

aus-

auswärtigen Jahre lang falsch unterrichtet waren, bis ihnen der Zufall über die Ungeschicklichkeit oder Nachlässigkeit ihres Gesandten die Augen öffnete.

Und eben bei dieser Wahl ist man fast leichtsinniger, als bei allen anderen. Fast in allen Staaten sind Gesandtschaftsposten an Geburt und Reichthum gebunden. Höchstens sehen verständige Regierungen noch auf die gewöhnlich sogenannte Lebhaftigkeit, auf ein gefälliges Aeußeres, auf den Ton der gebildeten Welt. Allerdings sind dem Gesandten diese Eigenschaften unentbehrlich; aber sie entscheiden nicht allein.

Ohne eine vortheilhafte Figur zu besitzen, kann man, wenn der Körper nur nicht ganz unbehülflich gebauet, das Gesicht Carrikaturmäßig verzerrt ist, durch Aufmerksamkeit und Sorgfalt selbst dem Aeußeren etwas angenehmes geben, das bald in Natur übergeht. Ich will nicht von Mirabeau reden; sein außerordentliches Talent überwog die unförmliche Häßlichkeit des Körpers in einem Grade, der ihn zu den seltenen

Ausnahmen zählen heißt. Aber ich kenne mehrere Gesandte, die noch schön gegen Mirabeau sind, und die man doch häßlich finden würde, wenn sie nicht reden, sich nicht bewegen. Aber Du solltest sie im gesellschaftlichen Zirkel sehen, wo man schwerer als im Tete-a-Tete eine angenommene Figur unterhält. Sie sind so ungekünstelt belebt, so liebenswürdig, so einnehmend, daß die schärfsten Richter, die Damen, den günstigen Ausspruch thun: il n'est pas bien fait, mais il est aimable.

So ist es auch mit dem Ton des Umgangs. Er läßt sich noch leichter erlernen. Das Wesentliche beruhet auf eine gewisse Feinheit des Gefühls, die von der Schärfe des Verstandes unzertrennlich ist. Bei dieser Anlage paßt man sich schon den Formen an, welche die Convenienz eingeführt hat. Nur Aufmerksamkeit gehört dazu, Uebung vor allen Dingen, und — was man gewöhnlich übersieht — eine negative Eigenschaft, nicht zu viel Eitelkeit. Ich habe Männer von großem Verstande gekannt, von jedem höheren gesellschaftlichen Talent, und

die den leichten Ton der Unterhaltung durchaus verfehlten. Sie reden über Gegenstände in der größten Vollkommenheit; sie repräsentiren mit Würde, mit Grazie. Aber wenn sie im Zirkel über nichts sprechen sollen, so sind sie steif, gezwungen oder lakonisch. Ich weiß keine andere Ursache, als daß sie zu viel Werth auf sich selbst, auf ihre bisherige Weise legen, um sich in den Eigensinn der feinen Welt zu fügen. Wären sie biegsamer, aufmerksamer auf die Wünsche der Gesellschaft, so könnte es ihnen unmöglich fehlen. Und dennoch ist es, besonders für Gesandte, oft so wichtig, auch in dieser Art der Unterhaltung Meister zu seyn. Du solltest nur sehen, wie in unserm Zirkel jedermann dem Grafen Melzi unwillkührlichen Beifall zollt. Er ist, so viel ich urtheilen kann, einzig in der Kunst, Interesse in jedes Gespräch zu bringen. Es wäre unverzeihlich, nicht von einem solchen Muster zu lernen.

Glück genug für angehende Diplomaten, daß sich diese angenehmen Talente erwerben lassen: aber das ist nicht der Fall bei der Schärfe, der

Feinheit des Geistes, eigentlich das einzige Kennzeichen des Berufs zu diesem Fach. Wer diese besitzt, ist sicher genug, sich jene eigen zu machen, wenn er in die Lage gesetzt wird, es zu müssen. Jene Talente hingegen geben nur einen Anstrich von Geist, der fällt, so bald man eine größere Anstrengung anwenden soll.

Wie begreifst Du es denn, daß man bei der Bestimmung eines jungen Menschen zu Gesandtschaftsposten fast so gar nicht auf ausgezeichnetes Talent sieht? Stand und Vermögen, heißt es, sind unerläßliche Bedingungen. Bei gesundem Verstande, bei einer gewissen Lebhaftigkeit, bei früher Gewöhnung an den Umgang der großen Welt, thun Uebung und Erfahrung das übrige. Darum fängt man an mit minder erheblichen Aufträgen; erst von diesen geht man stufenweise zu den wichtigeren Posten.

So überläßt die Regierung es dem Ungefähr, ob sie unter den jungen Leuten, die sie ansetzt, auf ausgezeichnete treffe oder nicht. Die natürliche Folge ist, daß die Rechnung nur zu oft

fehlschlägt; daß die Mittelmäßigkeit der Agenten, die sich nur durch Routine bilden, dem Staat in wichtigen Fällen unersetzlichen Nachtheil zuzieht, auf dessen erste Ursachen man nie zurückgeht, weil man ihnen nicht nachforschen will.

Dagegen scheint die Stimme der Vernunft, das wahre Interesse des Staats, zu gebieten, daß man vor allen Dingen zu Geschäften, wobei so unendlich viel auf persönliches Talent ankommt, auch nur solche Individuen ausersehe, bei welchen man dieß Talent schon findet, nicht erst durch Routine zu erzeugen hofft. Der Mann von Genie hat es in seiner Gewalt, auch alle Vortheile der Routine zu erlangen: aber niemals ersetzt diese den Mangel an Kopf.

Ueberhaupt darf die Geburt niemals den fähigsten Mann von irgend einem Posten im Staat ausschließen. Eine solche Einschränkung ist dem natürlichen Recht zuwider; eben so sehr der Politik. Der Staat schadet sich unendlich dadurch, wenn er dem Ehrgeiz, der edlen Wirksamkeit

ausgezeichneter Köpfe Grenzen setzt, die blos vom Zufall abhängen. Dem Adel gewisse Stellen vorbehalten, heißt im voraus erklären, daß man die obersten Aemter nicht am besten besetzen wolle. Wenn ihr nun unter den Adlichen keinen habt, den ihr dem fähigsten Mann bürgerlichen Standes gleich setzen könnt, so wollt ihr ja gleichwohl nicht diesen, nur den besten unter den Adlichen nehmen. Welche Politik, welche Hintansetzung des Gefühls für Menschenwerth! Wahrlich ein nur zu starker Beweis, daß bisher noch der Adelsgeist die Oberhand behielt, der gegen das Interesse des Regenten, gegen die Gerechtsame der Nazionen, sich über Humanität erheben will.

„Aber," sagt man, „im diplomatischen Fach „wenigstens, will es die allgemeine Sitte, daß „man nur Männer von hoher Geburt zu Repräsentanten der Nazion wähle. Hier kann sich „keine Nazion isoliren. Sie müssen sich alle in „das gemeinschaftliche Vorurtheil fügen. Eine „Nazion vergäbe ihre Würde, wenn sie von der „Regel abwiche: sie setzte selbst den Gesandten

„Unannehmlichkeiten aus, dem diese zufällige Eis„genschaft fehlte.“

Sey es darum, daß die Gesandten immer Adliche seyn müssen. Ich will nicht dagegen streiten, will mich nicht darauf berufen, daß der Schwedische Gesandte Salvius bei den Westphälischen Friedensverhandlungen mit dem Kanzler Oxenstirna vollkommen gleiches Gewicht hatte. Vielmehr räume ich willig ein, die Klugheit heische es, daß man sich hier nach dem Herkommen richte. Aber wir wollen auch das Herkommen nicht weiter ausdehnen, als es nöthig ist. Es schweigt von den Ahnen, von den Klassen des Adels. Was hält also die Regierung ab, einen vorzüglich fähigen jungen Mann in den Adelstand zu erheben, um ihn als Gesandten brauchen zu können? Es sind ohnehin der Menschen wenig genug, die zu diesem schweren Geschäft entschiedenes Talent haben. Diese wenigen werden noch seltener durch ihre Erziehung darauf vorbereitet; oder es fehlt ihnen an Neigung, an Aufmunterung. Wollt ihr nun

durchaus den Zirkel der Wählbaren noch mehr beengen, indem ihr auf das Alter der Familien ausschließend Rücksicht nehmt? Und gesetzt das diplomatische Corps dulde nicht gern einen novum hominem unter sich, oder der Eigensinn irgend eines fastüeusen Herrschers wollte nur große Nahmen bei seinem Hoflager aufnehmen, so könnt ihr auch diese Laune befriedigen. Gebt dem jungen Mann, den ihr wählen wollt, den Nahmen eines der ältesten, berühmtesten der ausgestorbenen Geschlechter Eurer Geschichte. Erklärt, eine solche Auszeichnung solle als das größte Merkmal der Gnade, als die kräftigste Ermunterung zu Großthaten gelten. Je mehr ihr in euren Händen die Mittel häuft, diejenigen an den Dienst des Staats zu fesseln, die über die gewöhnlichen Beweggründe — Einkommen für sich und Einfluß für seine Freunde — erhaben sind, desto vollkommner erreicht ihr den Zweck der Regierung.

Und das Vermögen?

Allerdings ist es nothwendig, daß der Gesandte einen angemessenen Aufwand mache.

Sein Ansehen, seine Wirksamkeit, die Würde der Nazion leidet darunter, wenn er es nicht kann. Aber das ist sicherlich eine elende Oekonomie, lieber einen unfähigen reichen aussenden, damit er standesmäßig leben könne, als dem fähigen Mann eine angemessene Besoldung geben. Ich weiß nicht, welcher unselige Dämon bei den Finanzbewilligungen für die auswärtigen Geschäfte präsidirt. Da will man sparen, wo eine mäßige Ausgabe zur rechten Zeit den Verlust ungeheurer Summen abwehrt. Ist es Verschwendung, wenn ihr einen unbegüterten Minister anständig an einem Hofe unterhaltet, wo er durch seine Geschicklichkeit einem Kriege vorbeugen, der Nazion überwiegende Vortheile im Handel verschaffen kann? Was hilft es nachher, wenn die wohlthätigen Absichten der Regierung, ihre fortgesetzte Anstrengung vielleicht dadurch vereitelt wurden, daß ihr einen Gesandten hattet, der sich zu diesem Posten vor andern durch seinen Reichthum eignete? Wehe dem Staat, der einen solchen Werth auf Ersparungen legt: der vielleicht um hundert bis zweimalhunderttausend

Thaler jährlich — denn so viel mag der Unterschied betragen — sein Interesse auf ein äußerst gewagtes Spiel setzt! Die Gelder, welche auswärtige Gesandtschaften erfordern, gehören allerdings zu den nothwendigsten Ausgaben. Dazu muß der Staat Rath schaffen. Reichen die gewöhnlichen Quellen nicht zu, so muß man neue eröffnen. Das Geld ist mit Wucher ausgesetzt, wenn die Vermehrung der Ausgabe es wahrscheinlicher macht, daß man dadurch fähigere Gesandte erhalte. Wäre es möglich, in Zahlen zu berechnen, was es fast allen Staaten gekostet hat, daß man nur reiche Männer zu Gesandtschaftsposten bestimmt, wie würden unsere Finanziers über das Resultat erstaunen!

Und dann will ich, daß man den künftigen diplomatischen Agenten früh zu seiner Bestimmung ausersehe. Wenn nicht mehr der Stand, und besonders nicht mehr großer Reichthum, die Wahlen beschränkt, so können verständige Väter aus den gesitteten Ständen schon ihre Knaben auch in dieser Rücksicht mustern. Vorzügliche

Lebhaftigkeit, Thätigkeit, Ehrgeiz, Festigkeit, so weit sie bei Knaben sich äußern kann, würden die Eigenschaften seyn, worauf ich vor anderen sehen wollte. Gerne mögte ich auch, daß der Knabe nicht zu heftige Leidenschaften hätte, so weit anders Mäßigung mit großer Lebhaftigkeit bestehen kann. Ferner muß er eine gute Gesichtsbildung haben, ein sehr glückliches Sprachorgan eine natürliche Anlage zu einem gefälligen Anstande. Es ist unglaublich, wie viel diese Eigenschaften dazu beitragen, der Rede Eingang zu verschaffen; und darin eben liegt die ganze Kunst der Unterhandlung.

Meinen auserwählten Zögling will ich nun auch sorgfältig auf seine künftigen Geschäfte vorbereiten. Er soll Lateinisch, Französisch, Englisch, Italiänisch zur Vollkommenheit lernen. Vielleicht wunderst Du Dich, daß ich die lateinische Sprache hier so in Schutz nehme, weil ich das Griechische dem Geschäftsmann für entbehrlich halte? Aber Du mußt bedenken, daß noch jetzt Latein oft für den Diplomaten Kunst-

sprache ist. Und dann erleichtert diese Sprache das Studium aller neueren verwandten Sprachen; ich mögte sagen, in so hohem Grade, daß man sie nicht vollkommen besitzt, ohne auch im Lateinischen stark zu seyn. Dazu kömmt noch der Genuß, die Meisterstücke der Schriftsteller in ihrer eigenthümlichen Sprache kennen zu lernen. Ich habe drei Uebersetzungen vom Tacitus gelesen, die alle gut sind; aber ich begreife noch nicht, daß man glauben kann, irgend eine Uebersetzung könne die Stelle des Originals vertreten.

Alle diese Sprachen soll er lernen, um sie zu reden und zu schreiben: das Französische in möglichster Vollkommenheit. Darinn soll er hauptsächlich Schauspiele lesen, leichte Geschichtbücher, auch späterhin gute Romane. Er muß viel laut lesen, um seinem Organ die größte Gewandtheit zu geben. Aber ich werde sehr auf seine Deklamation wachen. Um des Himmels willen keinen pedantischen Ton, keine Stelzensprache: die üble Gewohnheit reißt so leicht ein, daß man sich ihrer kaum wieder entledigt. Von

allem, was er lies't, soll er mir auf der Stelle einen Vortrag in eigenen Worten machen. Indeß gehe ich dabei natürlich stufenweise. Anfangs lasse ich mir nur kurz angeben, was er gelesen hat. In der Folge verlange ich eine umständlichere Entwickelung: dann sein Urtheil. Eben so will ich ihn im Schreiben üben. Er soll früh das Talent sich zu eigen machen, mit Leichtigkeit über einen jeden seiner Fassungskraft angemessenen Gegenstand zu schreiben. Von allen Talenten des Geschäftsmannes halte ich dieß für das wichtigste. Man kann es nicht erwerben, ohne eine Gegenwart des Geistes, eine Schärfe der Beurtheilungskraft, die doch sicherlich in keinem Fach zurück läßt, worin Du Dich werfen willst.

Sachkenntnisse erwirbt er schon zum Theil mit der Sprachkenntniß. Besonders wichtig ist ihm die neuere Geschichte. Ich werde suchen, sie ihm in dem Geschmack beizubringen, den Büsch in seinen Welthändeln, wie mich dünkt, glücklicher, als sonst jemand getroffen hat. Er

soll keinesweges blos Kriegsgeschichte lesen: ich will ihn früh aufmerksam machen auf Begebenheiten an den Höfen, auf Veranstaltungen der Regierungen zur Aufnahme der Staaten. Dabei werde ich ihm fleißig Charaktere ausmahlen. So wie er älter wird, forsche ich mit ihm nach den wahrscheinlichen Beweggründen der handelnden Personen. Wir bemühen uns gemeinschaftlich zu entdecken, wie dieser Erfolg unter anderen Umständen anders gewesen wäre. So zum Beispiel verweilen wir lange bei dem anziehenden Glückswechsel in den Europäischen Staatshändeln nach der Abbrechung der Conferenzen zu Gertruydenburg. Wir mißbilligen den Eigensinn der holländischen Regierung; wir tadeln auch ihre Abgesandten, weil wir vermuthen, daß ihre richtigere Ansicht der Lage der Sachen wohl einen veränderten Entschluß bewirken konnte. Diese Begebenheit ist so anziehend, daß schon ein zwölfjähriger Knabe leicht solchen Betrachtungen Geschmack abgewinnt. Aber freilich setzt der Unterricht im Ganzen eine andere Methode voraus, als die noch in unserem Knaben-

alter Gäng und Gebe war. Wir mußten froh seyn, wenn wir nur im Rollin lesen durften zur Belohnung, daß wir die Nahmen der jüdischen Richter und Könige mit allen kleinen Völkerschaften, die sie bekriegten, glücklich im Gedächtniß behalten hatten.

Bis zum achtzehnten Jahre hoffe ich nun meinen Zögling so weit gebracht zu haben, daß er jene Sprachen vollkommen versteht, viel Geschichte weiß, sich geübt hat über Geschichte zu raisonniren, und im Stande ist, Deutsche und Französische Aufsätze zu machen.

Soll ich ihn nun studieren lassen?

Ich weiß kaum. Er soll nun zwei bis drei Jahre anwenden, um Statistik, Oekonomie, Staatswissenschaft zu lernen. Auch muß er eine allgemeine Kenntniß von dem Römischen Recht haben; eine sehr gründliche von dem Naturrecht, dem Völkerrecht, dem Lehnrecht, dem Deutschen Staatsrecht. Mit anderen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit will ich ihn nicht weiter be-

schäftigen. Die Kenntnisse, die ihm davon nöthig sind, kann er sich leicht selbst aus guten Büchern erwerben. Von der Philosophie, der Naturgeschichte, Physik, Mathematik hat er schon vorläufig Grundlehren aufgefaßt; jetzt wird er seine Einsicht in dem Maaße erweitern, als es ihm im geselligen Leben nöthig scheint, oder zur Befriedigung eines vorzüglichen Interesse für diesen oder jenen Gegenstand.

Die Frage ist nur, ob er dieses Unterrichts wegen eine Akademie besucheu muß? Unstreitig wäre sie der zweckmäßigste Ort in Absicht des Gegenstandes an sich. An keinem anderen Ort findet man leicht so viele geschickte Männer in allen Fächern beisammen; so viele litterarische Hülfsmittel. Selbst das Beisammenseyn so vieler junger Leute hat seine entschiedenen Vortheile für die Biegsamkeit des Charakters, die Bezämung der Leidenschaften, die Uebung der Menschenkenntniß. Aber auf der andern Seite fürchte ich sehr für seine Sitten. Je lebhafter er ist, desto gefährlicher wird für ihn das Beispiel des Akademischen

Faux brillant, das leider immer auf Gegenstände fällt, die nur zu oft spåte Reue nach sich ziehen. Ich fürchte, daß er in einen Ton fallen könne, Gewöhnungen annehmen, die ihn in seiner Laufbahn um mehrere Jahre zurücksetzen, vielleicht Hindernisse in den Weg legen, die er nie völlig besiegt.

Dennoch — kann ich ihm einen vernünftigen Hofmeister mitgeben — so mag er auf die Akademie ziehen. Oder ich habe noch unter meinen Bekannten auf einer Akademie einen treuen Freund, dem ich den jungen Menschen auf das Herz binden kann, der mir wenigstens einen Wink giebt, wenn es nöthig ist, daß ich ihn abrufe. Habe ich diese Hoffnung nicht, so gebe ich ihn nicht in die Gefahr. Ich sende ihn dann nach irgend einer großen Stadt, wo er, unter einer vernünftigen Aufsicht, Gelegenheit hat, sich die meisten Kenntnisse zu erwerben, die ihm noch zu seiner Vorbereitung fehlen. Besser, daß er weniger lerne, und nicht in seinen Sitten zurückgehe.

Nun ist er zwanzig oder ein und zwanzig Jahre alt. Seine Studien sind vollendet. Ich sende ihn nach der Residenz: zeige der Regierung seine Bestimmung an: unterwerfe ihn der angeordneten Prüfung. Besteht er gut, so fängt sein eigentlicher diplomatischer Unterricht an.

Zu diesem Behuf sollte in jeder Residenz eine diplomatische Akademie errichtet werden. Sie sollte bestehen aus einem Lehrer der Geschichte, des Staatsrechts, der Staatswissenschaft, der französischen Sprache. Diese Männer müßten alle in ihrem Fach ausgezeichnet seyn: sie müßten vorzüglich das Talent besitzen, über Gegenstände ihrer Wissenschaft populär zu schreiben. Mit dem Institut wäre eine Bibliothek verbunden. Nicht groß, aber auserlesen. Die wichtigsten, lesbarsten Werke der neueren Geschichte, des Staatsrechts, der Statistik, der Staatswissenschaften befänden sich darin, allemal nur in der Originalsprache. Besonders reich müßte sie seyn an Sammlungen von Staatsschriften, von Memoiren über Friedensverhandlungen, von

gedruckten Gesandtschaftlichen Berichten. Sie müßte mehrere Exemplare haben von den trefflichen Memoiren von Estrades und Avaux, damit der lehrbegierige Zögling diese Muster täglich studieren könne. Zugleich wäre von dem Departement der auswärtigen Geschäfte eine Sammlung alter Berichte und anderer Verhandlungen dahin gegeben, die jetzt nicht mehr Staatsgeheimnisse sind. Was können zum Beispiel alle ehemaligen Unterhandlungen mit Polen jetzt noch für ein Interesse haben, das ihre strengste Verheimlichung zur Pflicht machte? So verhält es sich auch zum Theil mit manchen Deductionen, mit anderen Staatsschriften, die für den Gebrauch dieses Instituts von großer Wichtigkeit wären.

Nämlich in dieser Akademie sollten die diplomatischen Zöglinge nicht blos ihr Studium der Geschichte und der Staatswissenschaft noch weiter fortsetzen. Sie sollten zugleich anfangen zu arbeiten. Man ließe sie aus jenen Acten Berichte aufsetzen, die wöchentlich zu bestimmten Stunden von den Lehrern gemeinschaftlich geprüft

würden. Ferner erhielten sie aus Acten oder Geschichtbüchern Materialien, um Noten, Memoiren, Deductionen zu verfertigen. Endlich müßten sie öftere mündliche Vorträge in Französischer Sprache halten. Zu Gegenständen dieser Vorträge würde man Vorfälle des Tages wählen. So wie ich mir die Lehrer bei dieser Akademie denke, wären sie wohl im Stande, eine solche diplomatische Unterredung zu leiten. Den Nutzen brauche ich dir nicht zu entwickeln. Er ist so auffallend, daß ich mich nur wundere, daß noch kein Institut der Art existirt.

Aber die Kosten?

Wie! vier bis fünf tausend Thaler jährlich, um zu verhüten, daß die jungen Leute nicht ohne alle practische Vorbereitung als diplomatische Agenten auftreten! um eine Einrichtung zu treffen, die überaus wirksam seyn muß, dem Staat geschicktere Beamte für eins der wichtigsten Fächer zu verschaffen, für ein Fach, wo man so oft klagt, daß es an Subjecten fehle!

Darum will ich auch, daß die Aufnahme in diese Akademie das bestimmte Recht gebe, angesetzt zu werden. Aber die Aufnahme soll allein von dem Minister der auswärtigen Geschäfte abhängen. Seiner Einsicht, seiner Rechtschaffenheit, seiner Erfahrung vertrauet der Staat es, daß er gewissenhaft wähle.

Unser Student meldet sich bei ihm. Der Minister unterredet sich mit ihm ein, zwei, drei Mal, wie er es nöthig findet. Vielleicht ist der junge Mensch das erste Mal verlegen. Der Minister weiß zu gut, wie viel dem Staat an seiner Wahl liegt, um nicht den Versuch gerne zu wiederholen. Aber wenn er bei wiederholtem Versuch findet, daß der Candidat nicht die Gewandheit des Geistes, nicht den Ton hat, der große Hoffnungen von ihm erregt, so gebe ich meine Erwartung auf. Er kann sich ein anderes Fach wählen: was er bisher gelernt hat, ist ihm immer nüzlich. In der Diplomatie wollen wir von keiner Mittelmäßigkeit wissen. Es wird uns nicht an Subjecten fehlen, wenn

wir alle Vorbereitungen zu ihrer Bildung treffen.

Vorzüglich geht die Absicht der Unterredung dahin, seinen Verstand, seine Geistesgegenwart zu beurtheilen. Dieß ist das Talent, was ich zur unablässigen Bedingung machen würde. Giebt der Minister ihm dieß in hinlänglichem Grade, so kann man nachsichtiger seyn bei der Prüfung seiner Kenntnisse. Indeß wollte ich, daß der Minister auch Französisch mit ihm redete; wer im ein und zwanzigsten Jahre nicht ziemlich gut Französisch redet, lernt es nie in der Vollkommenheit, die einem Gesandten nöthig ist. Die übrigen Prüfungen wären in der Akademie vorzunehmen. Man müßte sich überzeugen, daß er Latein verstünde, Englisch und Italienisch wenigstens lesen, und Ausarbeitungen über verschiedene Gegenstände machen könne. Vielleicht wäre es auch nöthig, daß er Proben seiner allgemeinen Juristischen Kenntnisse ablegte. Mehr wäre nicht nöthig, dächte ich: wegen der übrigen Vorkenntnisse kann man sich wohl auf die Sorgfalt des Vaters verlassen.

Nach überstandener Prüfung brächte der junge Mensch zwei Jahre zu, sich in der Akademie weiter auszubilden. Während dieser Zeit muß ihn seine Familie anständig unterhalten. Sie wird auch dafür sorgen, ihn in den Stand zu setzen, daß er Gesellschaften besuchen kann. Dann hängt es von seinem Fleiß, von seinem guten sittlichen Betragen ab, ob der Staat sich seiner weiter annehmen soll.

Wenn er die Akademie verläßt, muß er etwa zwei Jahre auf Reisen gehen. Diese Schule vollendet seine Erziehung. Er ist nun in dem Alter, wo man befugt ist, zu erwarten, daß er sich als ein gesetzter junger Mann betrage, seiner künftigen Bestimmung beständig eingedenk. Auch hat er Vorkenntnisse genug, um mit Nutzen zu reisen. Ueberdieß sorgt das auswärtige Departement schon dafür, daß er seine Reise zweckmäßig einrichte. Er bekömmt an alle Minister Empfehlungsschreiben. Die Gesandtschaften werden ausdrücklich angewiesen, ihm, so viel möglich, zur Erreichung der Zwecke beförderlich zu seyn.

Billig sollte er daher an allen Höfen präsentirt werden: und sich in jeder Residenz wenigstens einen Monat aufhalten. Wie kurz auch dieser Aufenthalt ist in Rücksicht auf Kenntniß des Landes, so dürfte er doch hinreichen, um ungefähr den Ton, die bedeutendsten Menschen kennen zu lernen. Solche Notizen sind nachher allemal sehr wichtig: auch hat das Departement selbst Gelegenheit durch so gebildete Reisende manche interessante Nachrichten zu erfahren.

Die Kosten dieser Reise muß die Familie tragen, wenn sie dazu im Stande ist. Allein schon hier darf Mangel an Vermögen keinen hoffnungsvollen Beamten von seinem Ziel zurückhalten. Bis der junge Mensch die Reise antreten kann, soll er nicht die mindeste Unterstützung vom Staat vor anderen seines Gleichen genießen. Ich glaube nicht einmal, daß dieß rathsam wäre. Wer nicht so viel Vermögen besitzt, einen fünfjährigen Aufenthalt an einem fremden Ort, seines Studirens wegen, bestreiten zu können, hat auch selten eine solche Erziehung ge-

nossen, die, ohne Rücksicht auf Geburt, bei dem künftigen Diplomaten vorausgesetzt wird. Ohne diese Erziehung widmet man sich diesem Fach schwerlich mit Erfolg. Denn der äußerst seltenen Erscheinungen, die hie und da eine Ausnahme auch hier machen, können nicht mit in Anschlag kommen.

Aber die Kosten der zweijährigen Reise, gewissermaaßen unter diplomatischer Autorität, sind so groß, daß sie die Kräfte des Vaters übersteigen könnten, der seinen Sohn bis dahin gebracht hat. Die Regierung kennt nun auch schon die Fähigkeit des jungen Menschen. Sie weiß ungefähr, was sich von ihm erwarten läßt. Hat er sich während der beiden Jahre auf der diplomatischen Akademie ausgezeichnet, so ist er es schon werth, daß sie die Reisekosten an ihn wende, wenn der Vater es nicht vermag.

Sollte unser junger Mensch wider unsere Hoffnung auf seiner Reise sich bis auf einen gewissen Punkt vergessen, so müssen wir ihn seinem Schicksal überlassen. Du wirst mich schon verstehen. Wir dürfen es nicht erwarten, daß ein

junger Mensch von drei und zwanzig Jahren auf einer Reise durch Europa, alle Schwachheiten, alle Fehltritte vermeide. Aber wäre er im Stande, so tief zu fallen, daß er den Anstand offenbar verletzte, daß er, beobachtet so zu sagen von seiner Regierung, in schmutzige Ausschweifungen versänke, daß er sich Niederträchtigkeiten zu Schulden kommen ließe — dann weg mit ihm von diesem Schauplatz! Ich mag ihn nicht zum diplomatischen Agenten.

Du wunderst Dich doch nicht über diese Strenge, lieber Bruder?

Ich gestehe Dir, sie widerspricht der gemeinen Meinung. Man sieht es leider oft genug für ein Vorrecht des diplomatischen Lebens an, ungestraft Sittenlos zu seyn. Aber ich bin sehr überzeugt, daß die Sittenlosigkeit auch hier nie ungestraft bleibt. Mehr oder weniger schadet ein gewisser Grad der Ausschweifungen jeder Art immer der Wirksamkeit des Gesandten. Er macht ihn sicherlich unfähig, seine Bestimmung ganz zu erfüllen, wenn wir davon den richtigen, den hohen Begriff haben, der ihr ei-

gentlich angemessen ist. Und wie willst Du, daß die Regierung zu einem Mann Zutrauen habe, der die Würde der Sittlichkeit und des Anstandes mit Füßen tritt? Wer sich sinnlicher Leidenschaft in dem Grade überläßt, daß er taub wird für die Stimme des Ehrgeizes, für das Gefühl, für Achtung gesitteter Menschen, der ist auch im Stande morgen das Geheimniß des Staats in den Armen einer Buhlerin zu verrathen. Auf gewisse Weise geht es eben so mit allen anderen Leidenschaften, welche eine gänzliche Unordnung des Betragens nach sich ziehen. Bei einem Trunkenbold, einem ausgemachten Spieler — und wäre er sonst der ehrlichste Mann — halte ich mein Geheimniß nicht sicher: und ich sollte ihm das Interesse des Staats anvertrauen? Nein! ich halte nichts von solchen Wagstücken. Der Mensch bleibt Mensch, unter allen Umständen. Wer einmal der Leidenschaft gegen seine Vernunft den Zügel schießen läßt, der ist seiner selbst nie vollkommen sicher. Er eignet sich nicht zum diplomatischen Agenten. Um so weniger wollen wir einen jungen Mann auf diesen Weg führen,

der schon in der ersten Probe so schlecht besteht, daß er die Rechte auf das Zutrauen der Regierung nothwendig verlieren muß.

Aber diesen Fall fürchte ich nicht. Unser junger Mensch, so unterrichtet wie er ist, so bewährt schon durch fünfjährigen Aufenthalt an einem fremden Ort, so beseelt von Ehrgeiz, von dem Gedanken an seine edle Bestimmung — ist schon über die meisten Versuchungen erhaben. Fällt er, so wälzt er sich nicht auf dem Boden: er weiß sich wieder aufzurichten. Er entgeht freilich der Strafe nicht. Die Folgen seines Fehlers treffen ihn. Ich hoffe, er wird ihn bereuen; er wird sich tief beschämt fühlen, wird lange sich nicht mit sich selbst aussöhnen können. Dann wird ihm sein Vergehen lehrreiche Warnung für die Zukunft seyn.

Er kömmt zurück. Während seiner Reise schrieb er von jedem Hauptort Berichte an das Departement. Bei seiner Zurückkunft wird er in der Kanzlei des Departements angestellt. Hat er den gerechten Erwartungen auf seiner Reise

entsprochen, sieht man bei seiner Zurückkunft, daß er vollkommen ausgebildet ist, fähig und würdig, seinen Regenten bei auswärtigen Höfen vorzustellen, so tritt er als supernumerairer Secretair bei dem Departement in Pflicht und Gehalt. Ist er bürgerlichen Standes, so wird er nun in den Adelstand erhoben, vielleicht, wie ich oben sagte, unter dem Nahmen einer ausgestorbenen Familie.

Jetzt soll er, ehe er eine auswärtige Sendung antritt, wenigstens noch ein Jahr in dem Departement arbeiten. Nun ist er reif, genug geprüft, um ihm laufende Geschäfte anzuvertrauen. Er muß sich im Chifriren üben, muß alle Arten von Aufsätze machen, die gegenwärtig vorkommen. So bald ein bestimmter Platz für ihn ledig wird, übergiebt man ihm die Correspondenz mit dem Hofe seit einer Reihe von Jahren. Er wird dadurch so vollkommen mit seinem künftigen Schauplatz bekannt, daß sein erster Eintritt in die Welt unter den glücklichsten Auspizen erfolgen muß. Und dieser Augenblick. ist so oft für unsere ganze Laufbahn entscheidend

Nach Ablauf eines Jahres würde ihm nun die erste erledigte Stelle eines Legationssecretairs ertheilt. Es stünde aber auch ihm selbst frei, als attaché einer Gesandtschaft, nach Wahl des Departements, an einem andern Ort zu leben, um dort die Erledigung einer Stelle als Legationssecretair abzuwarten. Indeß erhielte er bis dahin auf keinen Fall größere Unterstützung von dem Staat, als sein bisheriges Gehalt als Supernumerairer Secretair.

Ich wollte, jeder Gesandte sollte damit anfangen, als Legationssecretair zu dienen. Zwar ist sie nun gewiß gegründet, die Hoffnung der Regierung, daß der 26jährige Legationssecretair in jeder Hinsicht Festigkeit genug habe, um den Regenten als Gesandter zu repräsentiren. Aber es ist dennoch keine überflüssige Vorsicht, ihm noch einige Jahre zu geben, um unter den Augen eines geprüften Geschäftsmannes völlig zu reifen, um sich an Ort und Stelle eigene Erfahrungen über den practischen Gang der Geschäfte zu erwerben.

Wird er nun Gesandter, so geht er an einen andern Hof, als wo er bisher stand. Die Verhältnisse des Gesandten und des Legationssecretairs sind immer verschieden, ohne Rücksicht auf die Gleichheit des Standes. Oft können aus dem Uebergang von einem Posten in den andern Unzuträglichkeiten entstehen, die man lieber vermeidet.

Als Gesandter erhält er, ohne Unterschied, von dem Staat eine Besoldung, die vollkommen hinreichend ist, an dem Orte seiner Residenz mit Anstand verheirathet zu leben. Die Besoldungen werden freilich verschieden seyn, nach der Verschiedenheit der Preise. Man bedarf in London noch einmal so viel, als in Berlin; vielleicht in Petersburg noch einmal so viel, als in Stockholm. Aber die Besoldung darf nie geringer seyn, als was die ersten Familien des Landes in der Residenz standesmäßig brauchen. Es versteht sich, daß ich auch das Spiel mit zu den standesmäßigen Ausgaben rechne, aber nicht jene Spiele, die nur die Brüder der Zunft bei Nacht und mit einer gewissen Heimlichkeit treiben; auch

nicht Operistinnen, und ähnliche Gegenstände, die bisher, dem Himmel sey Dank, noch nirgends zur standesmäßigen Nothdurft gehören. Rechnest Du diese Rubriken ab, und bringst Du dagegen in Anschlag, daß der Staat bei der jetzigen Einrichtung doch oft genug Schulden für Gesandte bezahlt, ihnen außerordentliche Zuschüsse geben muß, oder wie die Behelfe sonst heißen — so wird die Vermehrung der Ausgabe für den Staat nicht so gar groß seyn. Und Geld geht am Ende gewiß weniger aus dem Lande als jetzt — wo die reichsten Güterbesitzer ihre Einkünfte so oft für die frivolsten Gegenstände verschwenden, zwar auf Gesandtschaften, aber doch nicht, wie es in ihrer Sprache heißt — zum Dienst des Staats.

Dann, dünkt mich, würde ich den Gesandten der Regel nach an dem Orte lassen, wo er einmal ist. Ich sehe nicht ein, warum die öfteren Veränderungen nöthig sind, sobald man einmal meistens nur geschickte Gesandten hat. Nur persönliche Unannehmlichkeiten, oder das temporaire Bedürfniß der Dienste eines Mannes vor allen

allen anderen, können Versetzungen anrathen. Jene werden hoffentlich selten eintreten, wenn die Gesandten alle ausgezeichnete Männer sind. Sie werden so wenig anderen Regierungen Anlaß zu Beschwerden geben, als sie in unangenehme Verhältnisse mit ihren Collegen gerathen. Auch der Fall dürfte sich nicht oft ereignen, daß man einen Gesandten, als vorzüglich geschickt an einen Hof senden müßte, mit dem etwa sehr verwickelte Verhältnisse eintreten. Indeß ist er doch nie ganz zu vermeiden. Auch bei der größten Sorgfalt, bei Besetzung gesandtschaftlicher Posten, ist es nicht möglich, nur gleich fähige Männer zu erhalten. Einer wird immer vor dem andern hervorragen, sey es durch höheres Talent, oder durch größere Gewandtheit, oder durch reichere Erfahrung, oder nur durch den Eigensinn der öffentlichen Meinung. Dann versteht es sich, daß man den vorzüglichsten dahin setzt, wo er am brauchbarsten für den Staat ist. So auch mit außerordentlichen Geschäften. Die Regierung muß ohne alle Nebenrücksichten den dazu wählen, der ihr der tauglichste scheint: und

kein Gesandter darf sich dem Auftrag aus anderen Ursachen, als physischen Hindernissen entziehen.

Diese Ausnahmen abgerechnet, scheinen die Vortheile einer beständigen Residenz überwiegend. Der Gesandte lernt den Hof sehr viel genauer kennen. Er ist im Stande allen Veränderungen der Regierung, der verschiedenen Partheien, des Staatssystems zu folgen. Allmählig erlangt er ein persönliches Gewicht, das seiner Regierung nothwendig vortheilhaft seyn muß. Auch wird er mit dem Lande bekannt, mit den Sitten, der Sprache, den Einrichtungen. Ist er so unterrichtet, wie wir es annehmen, so kann er der Regierung sehr nüzliche Nachrichten mittheilen über ökonomische Anstalten, über Gegenstände des Handels, über Gesetze, über Polizeiverfügungen. Auf die Weise hat die Regierung in allen Ländern vollkommen fähige Beobachter alles Guten und alles Mangelhaften. Selbst bekannt mit der Verwaltung der Staatsgeschäfte, ihrem ganzen Umfange nach, noch von der diplomati-

schen Akademie her, haben sie das Studium nachher praktisch an dem Ort ihrer Residenz fortgesetzt. Sie legen nun dem Departement fortdauernd die Resultate ihrer Erfahrungen vor, deren Werth steigt mit der Dauer ihres Aufenthalts. Auch so mit dem Ueberblick der politischen Verhältnisse. Durch einen langen Aufenthalt werden sie in den Stand gesetzt, den Zusammenhang der politischen Verhältnisse von dem Gesichtspunkt ihrer Residenz aus so treffend zu beurtheilen, daß sie, bei allgemeinen Verwickelungen der Europäischen Angelegenheiten, oft durch gelegentliche Winke dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten die interessantesten Aufschlüsse geben.

Selbst für die häuslichen Einrichtungen des Gesandten, für sein Privatleben, die Erziehung seiner Kinder — ist der fortgesetzte Aufenthalt an einem Hofe ungemein viel zuträglicher. Man knüpft Freundschaften, mancherlei Verbindungen, die so viel zur Annehmlichkeit des Lebens beitragen. Man gewöhnt sich an das Klima, an die

Lebensweise des Orts; anstatt daß die öfteren Veränderungen gerade die fruchtbarste Quelle so vieler körperlichen Leiden, so mancher ökonomischen Klagen der Gesandten werden.

Allein länger als bis zum 60sten Jahre sollte niemand einen gesandtschaftlichen Posten zu bekleiden verpflichtet seyn. Dann beginnen die Jahre, wo das Hofleben selbst dem an Höfen grau gewordenen Mann beschwerlich wird. Man hat nicht mehr die Biegsamkeit, nicht mehr die Thätigkeit, die Fertigkeit, sich neuen Formen anzupassen, die unumgänglich nothwendig ist, um an Höfen glücklich zu seyn. Diese Vorzüge wiegt kein persönliches Ansehen auf, keine Erfahrung, nicht das Andenken ehemaliger Erfolge. Die jungen Herrscher sind gewöhnlich launisch. Der alte Mann, der sich nicht mehr ganz hineinstudieren kann, muß abtreten, um nicht der Gefahr sich auszusetzen, verzogene Mienen zu sehen, wo ihn sonst zuvorkommendes Lächeln empfieng.

Den zurückkommenden Gesandten erwarte dann in seinem Vaterlande, wenn er noch dienen will, ein angemessener, ruhiger Posten; ein

Amt, wo man seine Erfahrung, seinen weisen Rath nützen kann, ohne ihm eine Thätigkeit aufzulegen, die seinem Alter nicht mehr gemäß ist. Will er nicht dienen, so giebt ihm der Staat, wenn er es verlangt, die Pension, worauf er nach solchen Diensten gerechte Ansprüche hat. Auch rechnet er mit Freuden dem Sohne das Verdienst des Vaters an, damit auch dieser ihm einst einen hoffnungsvollen Sohn darbiete, belehrt und angefeuert durch wahren Adelssinn — durch den Blick auf die Bürgertugend der Väter.

XXXV.

Rastadt, den 10. Mai 1798.

Mit dem eigentlichen Zweck meines Aufenthalts, lieber Bruder, bin ich fortwährend mißvergnügt. Oft frage ich mich selbst, mit Befremden, wie es möglich ist, daß wir noch im geselligen Zirkel unserer bitteren Lage so weit vergessen können, daß wir dann wenigstens scherzen und froh sind? Aber freilich sind wir Individuen nicht Schuld an dem verkehrten Gang, den die Friedensunterhandlungen nehmen, und der am Ende noch größeres Unglück zu prophezeien scheint.

Von Anfang des Congresses an scheint es keinem der hauptcontrahirenden Theile mit dem Frieden Ernst gewesen zu seyn. Dieß ist jetzt so allgemein anerkannt, daß die Entdeckung dem Geheimniß der Comödie gleicht. Du weißt wohl, ich würde Dir wahre Heimlichkeiten der Politik, wenn ich auch welche ergründet hätte, so wenig

mittheilen, als du sie von mir erfragen wolltest: aber das verträgt sich in jeder Rücksicht mit meiner Pflicht und mit meinen hiesigen Verhältnissen, daß ich mit Dir Betrachtungen über die Begebenheiten anstelle, die vor Jedermanns Augen liegen.

Zuerst ahndete ich schon nicht viel Gutes von Buonaparte's Abreise. Von ihm wußte man, daß er den Frieden haben wollte. Er hatte den Frieden zu Campo Formio auf eine Art geschlossen, die es genug zeigt, daß er seine Hände zu keinen Scheinverhandlungen bieten würde. Wäre er geblieben, so durfte man erwarten, daß er auch hier das Geschäft ernstlich betreiben würde.*) Seitdem er Rastadt verlassen hat, kündigt man uns unaufhörlich seine Zurückkunft an, und nimmt eben so oft die Hoffnung wieder zurück.**)

*) Die Friedensverhandlungen mit Oestreich und Großbritannien seit Buonaparte's Zurückkunft aus Egypten haben das bekanntlich vollkommen bestätigt.

**) Als ich dieß schrieb, erwartete man noch Buonaparte in Rastadt, weil der Redacteur — das

Muß man dann nicht daran zweifeln, ob er über: all wieder kommen werde, das Werk zu vollen: den, das ihm die Französische Regierung kaum beginnen ließ?

Indeß man sich noch nach Eingang der unbe: dingten Reichsvollmachten zwei Monathe lang über die Entscheidung einer freilich sehr wichtigen Frage stritt, die aber gewiß nicht in Rastadt aus: zumachen war — gieng die unwiederbringliche Zeit verloren, der einzige Moment vielleicht, den Frieden zu schließen. In der Form freilich ist nichts versehen, aber ob nicht im Wesentlichen, das ist eine andere Frage.

Ich habe es keinen Hehl — ich begreife nicht, wie ein dauerhafter Friede möglich ist, seitdem die Französische Regierung sich zu Anfang März der Schweiz bemächtigt hat. Schon die Revolutionirung Roms legte ein neues, mächtiges

damalige offizielle Journal — am 2. Mai seine bevorstehende Reise dahin ankündigte. Einige Zeit nachher erfuhren wir, daß er am 9. Mai in Toulon eingetroffen wäre.

Hinderniß in den Weg. Sie schien dem Sinn, vielleicht auch den Worten des Friedens zu Campo Formio offenbar zu widersprechen. Indeß war es dabei wohl mehr auf eine temporaire Plünderung abgesehen. Die Folgen sind nicht so bedenklich für die Ruhe Europens, daß sich nicht alles wieder in den vorigen Gang bringen ließe, nachdem jener Zweck einmal erreicht ist. Aber ganz anders verhält es sich mit der Schweiz. Hier verbreitet ein neuer Vulkan Anlagen zu Revolutionen, welche den benachbarten Gegenden drohen. Und in militärischer Rücksicht giebt der Besitz der Schweiz Frankreich ein entschiedenes Uebergewicht. Von der Schweiz aus kann es Deutschland und Italien jeden Augenblick überschwemmen. Hingegen giebt die Schweiz eine starke Vormauer gegen Feinde ab, wenn sie auch thörigt genug wären, in Frankreich einzufallen. Wird Oesterreich bei einer solchen Lage andere, als prekaire Sicherheit durch den Frieden erlangen? Kann das Reich, dessen Frieden es jetzt eigentlich gilt, Abtretungen bewilligen, welche es vor künftigen Kriegen schützen, wenn der An-

laß so leicht gefunden, der Erfolg so wenig zweifelhaft ist?

Wäre dagegen der Friede im Februar geschlossen, oder hätte man damals den Zeitpunkt der Abschließung bestimmt vorausgesehen, so blieb wahrscheinlich die Schweiz unversehrt. Man urtheile von der Französischen Regierung, was man will: es ist nicht glaublich, daß sie es wagen konnte, gegen die laute Stimme des Volks kriegerische Schritte zu thun, wenn einmal nichts weiter dem Frieden zur Vollendung fehlte. Nur der Vorwand der Ungewißheit, ob der stolze hartnäckige Feind seine Versprechen erfüllen werde, konnte Unternehmungen rechtfertigen, die auf Möglichkeiten hindeuteten, noch einmal die Waffen zu ergreifen zur Eroberung des Friedens.

Aber war es möglich, den Frieden vor Ende des Februars völlig in das reine zu bringen?

Wir wollen die bestimmte Entscheidung der Frage denen überlassen, welche die Geheimnisse der Cabinetter von Paris, Wien, Berlin und London ergründen. Uns ist es genug, aus

spätern Thatsachen Wahrscheinlichkeiten aufzusuchen. Auch solche Betrachtungen haben ihren entschiedenen Nutzen. Sie geben für ähnliche Fälle Regeln an die Hand, denen immer die Autorität der Erfahrung zu statten kömmt.

Man meint, das größte Hinderniß des Friedens liege darin, daß zwischen dem Kaiserlichen Hofe und Frankreich zu Campo Formio Bedingungen insgeheim verabredet wären, die sich nicht vollziehen ließen, ohne Genehmigung mehrerer Mächte. *) Gesetzt, das sey wirklich der Fall, so mußte beiden Theilen, wenn es ihnen anders Ernst war, daran liegen, die Einwilligung, deren sie bedurften, so schnell als möglich zu erhalten. Sie hätten zu dem Ende

*) Bekanntlich erhielt man darüber noch vor Auflösung des Congresses hinreichende Gewißheit. Ich habe indeß absichtlich in diesem Raisonnement, da ich es jetzt wieder durchsah, nichts ändern wollen. Mich dünkt, der Werth, den es etwa haben mögte, beruhet nur auf die Zeit, wo es niedergeschrieben ward: nimmt man die damals problematischen Umstände als ausgemacht an, so war es überflüssig.

gemeinschaftlich handeln müssen. Nur von ihrem Einverständniß, nur von der Schnelligkeit ihrer Maasregeln konnten sie einen günstigen Erfolg hoffen. Die Wirkung der ersten Ueberraschung ist unberechbar: aber mit jeder Zögerung, die Zeit zu Gegenanstalten läßt, vermehren sich die Schwierigkeiten. Wäre es möglich, daran zu zweifeln, so würde die Beobachtung der steigenden Gährung auf dem Kongreß die vollkommenste Gewißheit geben. Vor vier Monaten konnte man ohne alle Schwierigkeit erhalten, was man jetzt fast als Unmöglichkeit ansieht. So hätten wahrscheinlich auch Oesterreich und Frankreich gleich nach dem Frieden von Campo Formio, oder vielmehr nach der hier abgeschlossenen Convention, Maasregeln durchsetzen können, die jetzt vielleicht eine gänzliche Abänderung leiden müßten. Die Zeit bis zum Ausgang Februars schien ebenfalls hinreichend zu seyn; wenigstens ist es gewiß, daß sie durch längere Unterhandlungen nicht erreichen werden, was sie bis dahin nicht erhalten konnten.

Daher ist es kaum glaublich, daß beide Theile ihr Interesse nicht genug gekannt hätten, um es zu übersehen, wie wichtig es für sie war, den Frieden gleich zu berichtigen. Vielmehr hat man Grund zu fürchten, daß die Ansprüche von der einen oder der anderen Seite vergrößert wurden, woraus denn freilich eine Verzögerung der Unterhandlungen nothwendig folgte. Dann kann man aber sagen, daß es ihnen mit dem Frieden kein Ernst war, und darauf läuft wirklich die wahrscheinlichste Erklärung der Langsamkeit der Friedensunterhandlungen hinaus.

Das gute alte Deutsche Reich war dabei als passiver Theil freilich gar sehr interessirt: aber als activer Theil ist dessen Wirksamkeit eingeschränkt genug. Die Abtretung eines größeren oder kleineren Theils des linken Rheinufers mag wohl zu Campo Formio bereits unter Voraussetzung seiner nachherigen Zustimmung beschlossen seyn. Vielleicht vereinigten sich die Contrahenten auch darüber, daß die abtretenden Entschädigung erhalten sollten, ohne noch Maas oder Ums

fang der Entschädigung zu bestimmen. Ueber beide Hauptpunkte wäre dann in gewissem Sinn alle fernere Discussion nur noch leere Form; man könnte sagen, die Unterhändler von Reichs wegen vermögten zur Beschleunigung des Friedens im Wesentlichen nichts beizutragen.

Aber bei dem allen scheint es mir, auch das Reich hätte eilen sollen, den Frieden abzuschließen, ehe der politische Horizont, der sich schon im Dezember umwölkte, noch trüber ward.

Man wußte schon vor Eröffnung des Congresses mit ziemlicher Gewißheit, daß ein beträchtliches Stück von Deutschland an Frankreich kommen würde. Buonaparte's Aeußerungen in Rastadt, das Verlangen einer Abänderung der Reichsvollmachten bestätigten dieß noch mehr. Selbst von Entschädigungen der Erbfürsten — ich darf wohl hinzusetzen, durch Säculariſationen — redete schon das allgemeine Gerücht. Solche Gerüchte sind auch in der Politik nie ohne Grund. Sie beruhen auf die Beurtheilung der bedingten Nothwendigkeit, die jedem auf-

merksamen Beobachter einleuchtet, ohne daß er eben in alle Geheimnisse eingeweihet ist.

Also hatten die Deutschen Fürsten — ich rede nicht von denen, die näheren Antheil an der Entwickelung des Knotens nahmen — Grund genug, über jene beiden Punkte eine bestimmte Entschließung zu fassen, ihre Abgeordneten darnach zu instruiren. Sie konnten eben so gut voraus wissen, als jetzt die Erfahrung es gelehrt hat, daß sich in den bereits verabredeten Bedingungen keine Aenderung erhalten ließe. Der Congreß ward nicht unter den Auspizen eröffnet, die einen solchen Erfolg möglich machen. Die Armeen standen nicht mehr im Felde: ein Wechsel des Kriegsglücks kam nicht mehr in Betrachtung. Das Loos war schon geworfen: der Kampf war durch Uebermacht entschieden. Opfer, die das Haus Oesterreich als unvermeidlich zugestanden hatte, konnte das Reich nicht wieder zurück nehmen. Die Politik der Stände mußte vielmehr darauf gehen, den Verlust, so viel möglich, zu vermindern, die Bedingungen zu erleichtern.

Dieß, dünkt mich, ließ sich eher hoffen, wenn man eilte, die Unterhandlungen zu beendigen, als wenn man sie verzögerte. Von dem, was Frankreich ganz bestimmt verlangen würde, ließ sich ein erheblicher Abschlag mit Wahrscheinlichkeit nicht erwarten. Forderungen hingegen, die noch in dem Maaße vorgeschrieben waren, konnte man vielleicht durch weises, zeitiges Nachgeben in der Hauptsache vermindern, zum Theil sogar entfernen. Allein dieß war nur möglich in dem ersten Augenblick, wo, wenn ich so sagen darf, noch von jener Seite keine festen Umrisse vorgezeichnet waren. Gieng diese Gelegenheit verloren, lernte der mächtigere Theil erst seine Stärke, erst die Uneinigkeit des andern Theils ganz kennen, so durfte man nicht mehr auf einen so günstigen Erfolg rechnen.

Selbst der Ton der Unterhandlungen scheint nicht von der Festigkeit vorhergegangener Berathschlagungen zu zeugen, die doch für die Folgen so entscheidend ist. Der Form will ich nicht einmal erwähnen, obgleich ihre Mängel, vorzüglich

ihre

ihre Langsamkeit und Weitschweifigkeit auffallend sind. Auch die Streitigkeiten über unbedeutende Formalitäten übergehe ich gern mit Stillschweigen. Sie sollen herkömmlich seyn, und ich bin gewohnt, mich vor dem zu beugen, was hergebrachten Rechtens ist. Sogar mit dem Federkriege in mehreren der bisher gewechselten Noten wollen wir es nicht so genau nehmen. Immerhin mag die Französische Regierung über die Gründlichkeit der Deutschen Diplomatiker lächeln, die sich selbst da nicht verläugnet, wo die Unzulässigkeit aller weiteren Untersuchungen schon absprechend entschieden ist. Aus dieser Abfassung kann doch kein Nachtheil für die Sache entstehen; kein Vorwurf für die Regierungen; kein Anlaß, auf die Schwäche des Gegentheils größeren Uebermuth zu bauen.

Aber die Sprache?

Die kann ich unmöglich verdauen. Wer muß sich nicht im Nahmen des Deutschen Volks ärgern, wenn die Deputation immer von der Grosmuth und Gerechtigkeit der Fran-

zösischen Regierung spricht; wenn sie den Französischen Gesandten immer die artigsten Sachen vorsagt, indeß diese ihre Höflichkeit mit unanständiger Derbheit erwiedern, *) oft auch mit einem Spott, der das niederschlagende Gefühl über den unglücklichen Ausgang des Krieges doppelt schmerzhaft macht. Wozu denn diese Erniedrigung? Wäre es möglich, daß man im Ernst glaubte, durch diesen Ton auch nur den allergeringsten Nachtheil abzuwenden, den für Frankreich unwichtigsten Vortheil zu erhalten? Oder sollten die Concipienten sich so sehr irren in ihren Begriffen von dem diplomatischen Ton, daß sie diese Art der Urbanität für nothwendig hielten?

Nein! So weit gehen nicht die Forderungen des Anstandes in Unterhandlungen. Sie verbieten in der Regel alle starke Ausdrücke:

*) Der Ausdruck ist wohl nicht zu stark, nachdem das offizielle Französische Journal, der Moniteur, seit Buonaparte's Zurückkunft den Ton der Französischen Gesandtschaft bei den Friedensunterhandlungen zu Rastadt so scharf getadelt hat.

sie untersagen dem Gekränkten jeden lebhaften Ausbruch seiner Empfindlichkeit: sie wollen, daß man die stärksten Sachen immer in gemilderten Wendungen, in höflicheren Worten sage, die den Wunsch einer gütlichen Beilegung immer als gegenwärtig darstellen. Aber sie legen uns keine unnatürliche Verstellung auf: sie heischen nicht, daß wir das Gegentheil von dem sagen, was wir denken, wo die Aeußerungen für die Sache selbst ganz gleichgültig sind. Vielmehr erkennt man allgemein die Schriften für die ersten Muster, in welchen beide Theile eine gewisse Würde behaupten. Dieß ist auch so ganz der Natur gemäß. Wer hat noch jemals einen Streit schriftlich oder in Worten geführt, und nicht seinen Gegner mehr geachtet, wenn er eine entschlossene, als eine kleinmüthige Sprache führte? Gesetzt auch, man gewinne nichts in der Sache selbst durch den festeren Ton, so gewinnt man doch in der Meinung anderer; man erspart sich Kränkungen, wobei man nicht gleichgültig seyn darf. Wie wichtig ist nicht dieß in öffentlichen Schrif-

ten! Wer für eine Nazion redet, muß doch stets die Wirkung vor Augen haben, welche seine Rede auf den Geist der Nazion haben kann. In Deutschland zumal ist der Gemeingeist ohnehin so schwach, daß man wahrlich nicht durch solche öffentliche Demüthigungen jedem Deutschen, der sich nach einem einzelnen Staat nennen kann, es noch wichtiger machen sollte, seine Nazionalehre lieber in diesen, als in das gemeinschaftliche Vaterland zu setzen! *)

Vielleicht glaubst Du, in diesem Falle wäre doch nichts erhebliches durch die Beschleuni-

*) Ich kann, indem ich diese Stellen wieder durchsehe, nicht anders, als mit innigem Gefühl auf einen Aufsatz in Archenholz Minerva 1801. aufmerksam, worin er unter der Rubrik, Hohn im Elende, in diesem Sinn Betrachtungen über den Waffenstillstand zu Hohenlinden anstellt. So schmerzhaft die Empfindung war, welche dieser Aufsatz bei mir erweckte, so mußte ich mir doch selbst mit Ueberzeugung sagen, daß ein Waffenstillstand, wie jener, zu den unmöglichen Dingen gehören würde, wenn diese Gesinnung wirklich Nazionalstimmung der Deutschen wäre.

gung der Unterhandlungen gewonnen? kein übermüthiges Ansinnen durch die feinste diplomatische Sprache abgewandt?

Ich weiß nicht.

Mehrere Umstände machen es wahrscheinlich, daß zwischen Frankreich und Oesterreich nicht die Abtretung des ganzen linken Rheinufers verabredet war. Vielleicht wäre das Geheimniß nicht undurchdringlich gewesen. Wenigstens hätte die Abtretung eines beträchtlichen Theils der jenseitigen Rheinlande unmittelbar nach der Bekanntmachung der Französischen Friedensbasis die Sache sehr bald zur Sprache gebracht. Es ist doch möglich, daß die Französischen Gesandten erst von Rastadt aus ihre Regierung zu größeren Forderungen veranlaßten, wie sie die Stimmung der Gemüther, die Lage der verschiedenen Staaten in der Nähe sahen. Auf diesen Fall wäre vielleicht der Länderverlust des Deutschen Reichs durch eine frühere Beendigung des Hauptpunkts beträchtlich vermindert. Durch die Verzöge-

rung hingegen konnte nie etwas gewonnen werden. Die erste Ablehnung der Französischen Forderung mußte ohne allen Erfolg bleiben. Sie verrieth mehr Schwäche und Unschlüssigkeit, als Hoffnung etwas auszurichten. Unstreitig wäre man weiter gekommen mit dem Anerbieten, was nachher die Note vom 11. März gleichwohl enthielt. *) Dieß war der einzige Versuch, wovon sich etwas erwarten ließ. Aber dann mußte er gleich geschehen; nicht nachdem der unglückliche Erfolg vorhergegangener Schritte die Französischen Gesandten auch diesen schlechthin abzuweisen berechtigte. Die militärische Klugheit erfordert es allerdings zuweilen, daß man ein Land fußweise vertheidige. Aber die Diplomatie leidet nicht die Anwendung dieser Regel. Es ist sehr gefährlich, mit Forde-

*) In dieser Note suchte man noch bittweise von der Französischen Republik den Strich Deutscher Lande am Unterrhein zurück zu erhalten vom Ursprung der Roer, bis wo sie sich in die Maaß ergießt, sodann aufwärts von dem Ursprung der Nette, bis wo diese in den Rhein fällt.

rungen aufzutreten, die man nicht erhalten kann: der Erfolg ist gewöhnlich dem beabsichtigten Endzweck gerade zuwider.

Auch die Bedingungen der Abtretung wären zu Anfang Februars sicherlich vortheilhafter für Deutschland ausgefallen, als jetzt. Bekanntlich kömmt darauf bei dem Entschädigungspunct, dem wahren Gordischen Knoten, so viel an. Desto wachsamer hätte man durch Benutzung der Zeit die möglichsten Vortheile erhalten sollen. *) Der Moment dazu schien

*) Daß diese Bemerkung ihrer Folgen wegen nicht gleichgültig war, hat abermals die Erfahrung bestätigt. Bei dem Lüneviller Frieden sind in mehreren Punkten die Rastadter Verhandlungen als Richtschnur angenommen. Was man also damals für das Reich erhalten hätte, wäre ohne Zweifel Deutschland auch jetzt zu Gute gekommen. Man sollte glauben, daß die Bestimmung mehrerer in die Entschädigung einschlagender Gegenstände dadurch vortheilhafter geworden, das personelle Interesse vieler, die bei der Abtretung des linken Rheinufers verlieren, noch mehr geschont wäre.

die Abtretung der Rheinlande damals zu seyn, als sie noch einigen Anschein von Willkühr hatte. Von den achtzehn Punkten, die der deutschen Note vom 3. März als Beilage angefügt sind, waren verschiedene wirklich zu unerheblich, um bei Festsetzung der Friedensbasis in Betracht zu kommen; andere hätte man besser in dem Verfolg der Friedensunterhandlungen angebracht. Die Französischen Gesandten rügten dieß mit Recht; sie nahmen daher Anlaß, die Einleitung überall abzulehnen. Erst in der Folge ließen sie sich auf einige der erheblichsten ein, aber so, daß sie schon neue Forderungen damit verbanden. Wahrscheinlich wäre die Deputation weiter gekommen, wenn sie die wichtigsten dieser Punkte in die Abtretung selbst so verflochten hätte, daß sich die Bestimmungen nicht von dem Hauptsatz trennen ließen. Wäre dieß zu jener Zeit geschehen, so ist zu vermuthen, daß die Französische Gesandtschaft die Abtretung mit den hinzugefügten Modificationen angenommen hätte. Entstanden doch alle späteren Forderungen erst nach und nach, so wie sie

neue Hoffnungen schöpften, aus der Zögerung und den inneren Hindernissen der Unterhandlung.

Setze noch zu diesen Vortheilen die Befreiung der diesseitigen Rheinlande von den Französischen Truppen, von so manchen Requisitionen, welche die Last des Krieges noch während des Waffenstillstandes fortdauern machten. Vergebens hat die Deputation und der Kaiserliche Plenipotentiarius darüber die gerechtesten Beschwerden erhoben. Eine Regierung, die mitten im Frieden Mainz durch Drohungen, die Rheinschanze vor Mannheim sogar mit stürmender Hand wegnahm, konnte wohl auch bei so nüzlichen Erpressungen die Stimme des Völkerrechts überhören. Es gab kein anderes Mittel, sich dieser Bedrückungen zu entledigen, als Beschleunigung des Friedens; wenigstens Berichtigung der Hauptpunkte in dem Maaße, daß jeder Vorwand eines Zweifels gehoben ward.

Der Einfluß der zweckmäßigsten Form der Unterhandlungen auf ihren günstigen Ausgang ist freilich minder entschieden. Indeß halte ich

ihn um so mehr für ausgemacht, als die persönlichen Gesinnungen der Französischen Gesandten auf die Entschlüsse ihrer Regierung bedeutend einwirken mögen. Bei der Eröffnung des Kongresses mogten diese wohl ziemlich unbestimmt seyn. Es waren also die Vorstellungen ihrer Gesandten, die in Verbindung mit den politischen Aussichten sie während des Kongresses über viele Gegenstände bestimmten. Und diese Vorstellungen müssen doch wohl für Deutschland mehr oder minder günstig seyn, so wie die ganze Art der Unterhandlung ihnen von Einigkeit, Entschlossenheit und Kraft, oder von Uneinigkeit, Unschlüssigkeit und Schwäche zu zeugen schien. Auch in dem doch immer möglichen Falle, daß sich die Unterhandlungen zerschlügen, und der Krieg — wahrscheinlich durch politische Conjuncturen außerhalb Deutschland — wieder ausbräche, wäre die Führung der Unterhandlungen keinesweges gleichgültig. Es würde gewiß auf die Stimmung jeder der beiden Nazionen nicht nur, sondern selbst auf die der feindlichen einen starken Einfluß haben, ob das

Recht auch in Ansehung der Form ganz auf der einen oder der anderen Seite wäre. Diese Beurtheilung hängt aber allerdings zum Theil von der Darstellung, von dem Ton der gewechselten Schriften ab, zumal bei Franzosen, die zu jeder Zeit einen so regen Sinn für die glänzende Außenseite hatten, der sich selbst während der schrecklichen Szenen der Revolution nie ganz verläugnete.

XXXVI.

Rastadt, den 11. Mai 1798.

Was ich Ihnen über das Säcularisationsprinzip in rechtlichem Sinn sagen kann, mein lieber Freund, ist sehr verschieden von der politischen Ansicht.

Verfassungsmäßig, dünkt mich, sind die geistlichen Staaten des deutschen Reichs eben so vollkommen, als die weltlichen. Jener Regenten Anrecht beruhet auf eben so guten Gründen, als das der Erbfürsten. Die Wahl macht hierin keinen Unterschied. Ich mögte im Gegentheil behaupten, die Domkapitel, aus deren Mittel Bischöfe und Prälaten gewählt werden, hätten zusammengenommen ein stärkeres Recht auf die Regierung, als die Familien der Erbfürsten. Denn jene haben in der Regel weit mehr, als diese, aus ihrem Privatvermögen zu den Gütern beigetragen, welche jetzt,

neben den allgemeinen Anlagen, dem Regenten und den Präbendarien ihr Auskommen gewähren.

Es ist daher kein Grund vorhanden, warum die geistlichen Regierungen eher, als die weltlichen, ihre Existenz verlieren müßten, so fern man von der Rechtmäßigkeit beider redet. Sollte nach den Geboten des allgemeinen Staatsrechts ein solcher Grund eintreten, so wäre er nur in dem Willen der Unterthanen zu suchen. Die Frage dürfte aber noch sehr streitig seyn, ob die Unterthanen der geistlichen Fürsten und Stände eine Veränderung wünschen. Zwar sagt man, das Volk sey immer unverständig; es werde zudem noch bearbeitet von den Geistlichen, vom religieusen Vorurtheil. Allein Sie, mein Freund, wissen besser, als ich Ihnen sagen kann, wie selten, wie fast beispiellos es in der Geschichte sey, daß ein Volk, groß oder klein, seinen wahren Willen an den Tag gelegt habe. Fangen wir einmal an, den Vormund zu spielen, uns über die Wahrheit der Ueberzeugung, über die Gründe

der Meinung zu Richtern aufzuwerfen — wo ist dann die Grenze dessen, was das Volk wirklich wollte, und dessen, was es nicht wollte?

Auch das Nothrecht würde sich nicht weiter erstrecken gegen die geistlichen Staaten, als gegen die weltlichen.

Zuerst ist es wohl nicht ausgemacht, ob der Krieg gegen Frankreich überhaupt durch Stimmenmehrheit konnte beschlossen werden. Vielleicht verdienen die Gründe der Rechtslehrer den meisten Beifall, die behaupten, ein Krieg, wie dieser, betreffe die Rechte einzelner Stände; er könne daher denen nicht aufgezwungen werden, die nicht darein gewilligt hätten. Zwar müssen wir jetzt wohl zugeben, daß keine weitere rechtliche Folgen aus der Befugniß des Dissenses entstehen können, weil kein Stand davon Gebrauch machte — wahrscheinlich weil sie alle, bei der damaligen Uebereinstimmung Oesterreichs und Preußens, voraussahen, der Schritt würde fruchtlos seyn. Aber die Folgerung dürfen wir doch ziehen, daß alle die Stände von der Ver-

bindlichkeit, den Ausgang zu vertreten, durchaus frei sind, die sich während des Krieges genöthigt sahen, besondere Verbindungen einzugehen, eigene Veranstaltungen zu treffen, um die drohende Gefahr von ihrem Gebiet abzuwenden? Diese Verbindungen sind von allen Theilen anerkannt, von allen geachtet; Deutschland verdankt ihnen vielleicht die Rettung des Reichs von seinem gänzlichen Untergang, Europa die Aufrechterhaltung seiner allgemeinen Handelsverbindungen.

Der Verlust, den die anderen Reichsstände im Kriege erlitten, kann schwerlich für etwas anderes, als einen unglücklichen Zufall gehalten werden. Bekanntlich muß, nach den Grundsätzen des natürlichen Rechts, der Eigenthümer diesen selbst tragen. Jeder Deutsche Reichsstand ist in dieser Rücksicht als ein Staat für sich zu betrachten. Sie vertheidigen mit Grund eifrig genug die Rechte der Landeshoheit: sie können auch nicht den Folgen entziehen, welche daraus fließen, daß sie aus-

schließend das Landeigenthum haben. Der Deutsche Reichsverband begründet keine Gemeinschaft, welche einzelne Stände berechtigte, Ersatz für erlittenen Schaden zu begehren. Wäre dieß, so müßten auch Zuwüchse dem gesammten Reich zu statten kommen. Preußen und Oesterreich erwarben während des Krieges gegen Frankreich ein großes Stück von Polen. Wollen sie, das Deutsche Reich solle sie für ihre Aufopferungen von Reichslanden bei dem Friedensschluß entschädigen, so müssen sie zuvor jenen Gewinn mit in Rechnung bringen. Es wäre auffallend ungerecht, zu behaupten, jener Gewinn gehöre nicht dem Erzherzog von Oesterreich, nicht dem Churfürsten von Brandenburg, sondern dem König von Ungern und dem König von Preußen. Halfen der Erzherzog und der Churfürst den Königen jene Eroberung zu machen, so mögen die Könige nun wieder ihren genauen Alliirten Ersatz für die verlornen Reichslande geben. Das Deutsche Reich ist dazu nicht verpflichtet. Ich kann nicht einsehen, daß der Reichsverband, in Ansehung der

abge-

abgerissenen Reichslande, den übrig bleibenden Reichsständen eine andere Last auflege, als die allgemeinen Reichsanlagen für jene verhältnißmäßig mit zu übernehmen.

Wollen Sie mir dieß nicht zugeben, nicht jeden einzelnen Reichsstand selbst den Verlust durch einen unglücklichen Krieg tragen lassen, wie er den Gewinn in einem glücklichen behalten hätte — so kann ich Ihnen die geistlichen Staaten gleichwohl von Rechtswegen nicht aufopfern. Soll das gesammte Reich den Schaden ersetzen, und zwar vollständig ersetzen, so müssen wir die Schadensberechnung wie für eine Societät aufmachen. Ersatz an Land und Leuten findet alsdann nicht füglich statt. Es ist unmöglich, ein genaues Equivalent für das verlorne zu bestimmen; Land und Leute sehen sich nirgend in der Welt einander gleich. Sie können auch keinen Reichsstand verpflichten, von seinen Landen zu diesem Behuf etwas abzugeben. Hier kann nur von nutzbaren Rechten die Rede seyn, von Rechten, die einer Schätzung fähig sind. Auch

das Privateigenthum der beschädigten Reichsmitglieder gehört nicht mit in die Rechnung. Die Reichsgesetze kennen keinen Unterschied zwischen Privateigenthum der unmittelbaren und der mittelbaren Reichsbürger, wo von Abhaltung des Zufalls die Rede ist. Also wären nur die Landesherrlichen Einkünfte, die durch die Abtretung des linken Rheinufers verloren gehen, Gegenstand des Schadenersatzes. Diesen müssen dann alle und jede Reichsstände, auch die beschädigten mit einbegriffen, im Verhältniß zu ihren gegenwärtigen Einkünften in Geld leisten. Oesterreich und Preußen, letzteres zumal, würden auf die Weise sehr große Summen auszuzahlen haben, die ihre Entschädigung weit überstiegen. Aber die geistlichen Stände hätten weder größere, noch geringere Befugnisse, als alle andere. Die übrig bleibenden trügen nur nach dem allgemeinen Maasstabe zur Entschädigung bei; die abgetretenen oder verkleinerten würden entschädigt, wie die weltlichen Reichsstände. Selbst für die Domkapitel der ganz abgetretenen Stifter fände Entschädigung statt, im Verhältniß

zu der Anzahl der diesseits des Rheins übrig bleibenden wahlberechtigten Familien. Nur die Reichsstädte allein giengen gänzlich aus; auch würde der auf sie fallende Theil der Entschädigung nicht von andern Reichsständen übertragen, sondern als Verlust an der ganzen Summe gekürzt.

Freilich übernehmen wir wohl alle beide die Bürgschaft — und wenn es unseren Kopf gälte — daß ein solcher Beschluß niemals dem heiligen Deutschen Römischen Reich beigehen werde. Aber ich wage es dennoch Sie aufzufordern, mit ihrem unpartheiischen, für Recht und Geradheit so empfänglichen Sinn, mir zu sagen, ob Sie eine andere, rechtmäßige Art der Entschädigung kennen, wenn entschädigt werden soll? ob Sie den Streit, als Rechtsfrage betrachtet, anders entscheiden würden, wenn von den Ansprüchen wehrloser Privatpersonen die Rede wäre?

So leicht werden wir mit dem Punkt Rechtens fertig. Die Grundsätze des Rechts sind gottlob zwischen Staaten, wie zwischen Privat-

personen, so einfach und bestimmt, daß schwerlich zwischen unbefangenen ein Streit darüber entstehen kann. Mit der Politik sieht es anders aus. Hier, wo es auf Zuträglichkeit ankömmt, hat jeder seinen verschiedenen Maasstab, jeder sein eigenes Augenglas. Sie dürfen daher nie hoffen, entgegengesetzte Meinungen zu vereinigen. Der Schwächere giebt der Obermacht nach: aber er wird nicht überzeugt. Nur zwischen denen, die kein leidenschaftliches Interesse haben, findet eine Uebereinstimmung statt. Diese wäre man freilich wohl berechtigt für den Ausspruch der unpartheiischen Vernunft zu halten. Aber wo sind die Partheien, die Resignation genug hätten, sich dem Ausspruch solcher Schiedsrichter zu unterwerfen?

In der Säcularisationssache gewiß keine. Lassen Sie uns aber auch, um gerecht zu seyn, gestehen, daß es überhaupt äußerst schwer hält, auf keine Weise in einer Sache Parthie zu nehmen, die für das Wohl Deutschlands, für die Hoffnungen kommender Menschengeschlechter von so großer

Wichtigkeit ist. Ich selbst, so überzeugt ich bin, keinen Grund zu haben, der meinen Willen auf die eine oder die andere Seite lenkte, wage es dennoch nicht zu behaupten, daß ich in gleichem Grade frei von jedem Vorurtheil sey. Prüfen Sie desto schärfer, mein Freund, die Meinungen, die ich Ihnen schüchtern vorlege. Weiter entfernt von dem Schauplatz, wo beide Partheien für ihr Interesse kämpfen, wird es Ihnen eher gelingen, sich aller fremden Einflüsse zu erwehren.

Vorausgesetzt, daß einmal entschädigt werden soll, so halte ich allerdings die Säcularisation für den einzigen anwendbaren Weg. Die verhältnißmäßige Entschädigung durch Geld würde keiner Parthei gerecht seyn. Auch scheinen aus der Säcularisation in jeder Absicht minder bedenkliche Folgen zu fließen. Die Unterthanen, auf die jede andere Art von Entschädigung am Ende zurück fiele, werden dadurch nicht gedrückt. Gewaltsame Bewegungen sind sicherlich nicht zu fürchten, wenn man mit der nöthigen Behutsamkeit die Veränderung einleitet

und vollzieht. Selbst das Privatinteresse läßt sich damit vereinigen. Die Entschädigungsmasse ist groß genug, um allen abgehenden geistlichen Fürsten und Prälaten für ihre Lebenszeit anständige Einkünfte anzuweisen, um selbst alle Capitularen zu versorgen. Für die Reichsverfassung entstehen keine Unzuträglichkeiten aus der Einziehung aller geistlichen Staaten. Durch die Führung der Stimmen, nach ihrer bisherigen Eigenschaft, wird die Gleichheit allenthalben, selbst in der Religionsverfassung, erhalten. Sollten die wegfallenden Stimmen für die ganz abgetretenen Staaten eine Religionsungleichheit nach sich ziehen, so ließe sich dieß Uebel leicht heben, durch Vereinigung mehrerer Stimmen der Religionsparthei, welche bei der Veränderung weniger als die andere verlöre. Sie sehen, ich nehme an, daß Fürsten, deren Länder der Französischen Republik abgetreten sind, keine Stimmen mehr auf dem Reichstage für Länder führen, die Deutschland verloren hat. Die Personalisten — die Stimmberechtigten ohne Land — sind der Deutschen Staatsverfassung eigentlich

fremd; auch räth kein Grund die Beibehaltung der Stimmen an, die nun personel würden, wenn gleich die Fürsten sonst wegen anderer Länder ihren Sitz und Stimme behalten. So fern sie entschädigt werden, übertragen sie die verlornen Stimmen auf die als Entschädigung gegebenen Länder, in ihrer vorigen Religionseigenschaft. Auf diese Weise ist es gleichgültig für die Organisation des Reichstags, welche Verminderung die Zahl der Stimmen erleidet.

So, dünkt mich, hat die Politik nichts gegen die Säcularisation einzuwenden. Wir haben ja auch an dem Westphälischen Frieden ein großes Beispiel, daß die Säcularisation statt finden kann, ohne Verwirrung der Reichsverbindung, ohne Unzuträglichkeit für die Unterthanen. Ja man kann sagen, ohne gegründeten Widerspruch zu befürchten, der Erfolg jener wichtigen Veränderung habe nun seit anderthalb hundert Jahren sich im Ganzen als sehr wohlthätig bewiesen, man mag auf Oekonomie oder Kultur Rücksicht nehmen.

Aber damit ist noch nicht entschieden, ob die Politik überhaupt Entschädigung anrathe. Darf ich Ihnen meine ketzerische Meinung gestehen? Wenn die Deutsche Reichsverfassung in ihrer gegenwärtigen Form so ungefähr bleiben soll, wenn man nicht bei dieser Gelegenheit mehrere wesentliche Verbesserungen einführen will, so scheint mir das Interesse des gesammten Reichs zu fordern, daß überall keine Entschädigung gegeben werde. Klugheitsregeln und strenges Recht stimmen hier, wie mich dünkt, vollkommen überein. Der Verlust ist unglücklicher Zufall; *) er trifft seinen Mann, ohne weitere Folgen für das Reich, als die nöthig gewordene Verminderung der Reichsanschläge. Nur wenige Fürsten und Stände haben ihr Gebiet ganz verloren: für diese erlöschen natürlicherweise die Stimmen auf dem Reichstage. Die, welchen

*) Daß ich damals solche Verträge, wie die Entschädigung des Großherzogs von Toscana, und des Hauses Oranien wegen der Statthalterschaft, nicht unter die möglichen Fälle zähle, versteht sich wohl von selbst.

noch Länder diesseits des Rheins übrig bleiben, behalten ihre Stimmen nach wie vor. Namentlich ist dieß der Fall mit den drei geistlichen Churfürsten, selbst mit Speyer und Strasburg. Auf die Weise würden alle unangenehme Weitläuftigkeiten vermieden, die Gelegenheit zu unabsehbaren Streitigkeiten. Und die Unterthanen, auf deren Wünsche doch ohne Zweifel Politik und Staatsrecht vorzüglich sehen sollen, würden ohne Zweifel zufriedener seyn, als bei irgend einer Veränderung. Denn ohne eine gänzliche Reform der Deutschen Verfassung dürfte wahrscheinlich die bei weitem überwiegende Mehrheit selbst verständiger Einwohner lieber so bei einander bleiben, wie sie jetzt in Staaten organisirt sind, als anderen Staaten einverleibt werden. In allen Staaten haben sich mehr oder weniger Sitten und Einrichtungen der gegenwärtigen Form angepaßt. So lange diese in anderen benachbarten Reichslanden noch besteht, wünschen sicherlich alle, die in der nämlichen Kategorie sind, auch die hergebrachte Form zu behalten. Dieß ist namentlich der Fall in allen geistlis

chen Staaten. Und müssen wir nicht, wenn wir aufrichtig seyn wollen, gestehen, daß gewiß nur sehr wenige geistliche Staaten in unsern Tagen so schlecht regiert werden, daß die Unterthanen Grund hätten, sich lieber Erbfürsten — ich sage Erbfürsten überhaupt, nicht diesen oder jenen einzelnen Regenten — zu wünschen?

Nur dann würde ich die Säcularisation, und um des Mittels willen den vorgeschützten Zweck — Entschädigung — in politischen Rücksichten wünschenswerth finden, wenn die Säcularisation ganz allgemein wäre, wenn damit auch die Abstellung anderer, wichtiger Gebrechen der Deutschen Reichsverfassung verbunden würde.

Im Ganzen nämlich ziehe ich die Deutschen Erbstaaten den geistlichen Wahlstaaten allerdings vor. Ich will mich nicht einmal auf die Resultate berufen, welche die Erfahrung durch unpartheiische Vergleichung fast allenthalben an die Hand giebt. Mich dünkt, in der Organisation eines geistlichen Staats liegen schon Gründe genug für dieß Urtheil. Alle Mißbräuche, die in

Erbfürstenthümern statt finden können, sind in geistlichen Wahlstaaten ebenfalls möglich. Dazu kommen noch die zahlreichen, sehr erheblichen Mängel, die schon darin liegen, daß die Landesregierung an die Eigenschaft des geistlichen Standes geknüpft ist; ein Beruf, der nach der Sache der Natur, nach der Lehre des Stifters unserer Religion, mit dem Regieren durchaus nichts gemein hat. Ferner die weltbekannten Mißbräuche bei den Wahlen, die Begünstigung bald dieser, bald jener Familie, wodurch auch Deutsche Prälaten die Beispiele des heiligen Vaters in Rom nicht selten nachahmen. Verbinden Sie mit diesen Umständen noch die Hindernisse aller fortwährenden Anstalten für wissenschaftliche Kultur, Gesetzgebung, Polizei, selbst für die Industrie, welche aus einer steten Abwechslung der Regierung entstehen, wodurch Einheit des Geistes und der Grundsätze noch weit mehr zurückgehalten wird, als in Erbstaaten.

Durch diese allgemeine Säcularisation verlören zugleich jene Menge kleiner Fürsten, regie-

render Grafen und unmittelbarer Reichsritter ihre kräftigste Stütze. Jetzt geben Canonicate und Aussicht auf Prälaturen allen diesen Familien eine sehr wichtige Zuflucht bei dem oft unvermeidlichen Verfall ihrer Finanzen. Sie verschaffen ihnen auch, durch das hohe Interesse, was sie an Reichsunmittelbarkeit knüpfen, eifrige und unermüdete Fürsprecher bei den Höfen, welche sie bisher gegen jeden Angriff der gesunden Politik in Schutz nahmen. Hingegen, nach der gänzlichen Aufhebung aller geistlichen Staaten, scheint es unmöglich, daß sie ihre gegenwärtige Existenz behaupten können. Die Erbfürsten werden dann es eben so lebhaft fühlen, daß sie ohne große Schwierigkeit der unglücklichen Landeshoheit dieser kleinen Regenten ein Ende machen können, als sie lange schon die Unzuträglichkeit des ewigen Durchkreuzens ihrer Gebiete mit solchen Landesportionen empfanden. Durch sanften Zwang, wenn nicht ganz freiwillig, werden sich alle Landesherren dieser Klasse den größeren Fürstenthümern auf vortheilhafte Bedingungen anschließen, wobei sie selbst und ihre

Unterthanen in gleichem Grade gewinnen, so bald sie einmal über das unselige Phantom ihrer Regentschaft Meister sind. Auch die Reichsstädte — deren Verarmung noch ihr geringstes Gebrechen ist — werden bis auf wenige Ausnahmen, welche der Handel und Reichsversammlungen nothwendig machen, aus der Reihe Deutscher Staaten verschwinden; selbst die ausgenommenen werden ihr Gebiet auf ihre Ringmauern eingeschränkt sehen. Dann erst werden Justizpflege, und alle gemeinschaftlichen Veranstaltungen zum Besten der Polizei, des Handels, der Industrie den Umfang und die Kraft in Deutschland erhalten, welche jetzt großentheils dadurch gehindert wird, daß die Landeshoheit in so unendlich viele kleine Portionen getheilt ist, die sich unmöglich zur gleichförmigen Wirkung nach gemeinschaftlichen Zwecken vereinigen lassen.

Dann dürfte man auch in der Abstimmung auf dem Reichstage diejenigen Veränderungen hoffen, welche allein dem Deutschen Reiche, als ein Staat betrachtet, volle Kraft und Würde

geben können, sowohl gegen einzelne Reichsstände, als gegen Auswärtige. Dieser Erfolg ist nicht möglich, so lange unter den Stimmen, deren Mehrheit doch der Form nach entscheidet, so viele sich befinden, die unter kleinlichen Einflüssen stehen. Zugleich wird durch die Säcularisation der wirksamste Grund der Zwietracht und Eifersucht gehoben, die leider noch oft genug zwischen dem Protestantischen und Katholischen Theil des Reichs statt findet, und eine Trennung verursacht, welche die gemeinschaftlichen Anstrengungen des Reichs oft schwächt, oft sogar völlig vereitelt. Nur unter diesen Umständen kann das Kriegswesen im Reich eine Verfassung erhalten, die der Deutschen Reichsarmee einen solchen Fortgang sichert, daß wir, wenn ein Reichskrieg einst als wahrhaft nothwendig beschlossen würde, allem menschlichen Ansehen nach nicht wieder einen Friedenskongreß unter so traurigen Auspizen, als den jetzigen, eröffnen müssen.

Ob die Französische Regierung eine solche Veränderung der Lage des Deutschen Reichs

wünsche oder zu befördern geneigt sey, das ist freilich eine andere Frage. Schwerlich darf man von ihr kosmopolitische Gesinnungen erwarten. Die schönen Tage sind längst dahin, wo sie vor ganz Europa erklärte, niemals Eroberungen machen zu wollen. Wir wissen jetzt besser, woran wir sind. Auch werden uns jetzt ihre Gesandten hier sicherlich nicht überreden, daß sie auf Säcularisation dringen zum Besten des Deutschen Reichs. Können sie doch kaum im Gespräch eine ernsthafte Miene behalten, wenn sie sich zu solchen Versicherungen herablassen. Sie sind zu gut davon unterrichtet, daß die wahren Beweggründe ihres Eifers immer mehr bekannt werden. Jedermann weiß hier, daß sie zunächst auf diese zweite Friedensbasis bestehen, weil die Republik sonst nicht die Verträge erfüllen könnte, die sie mit Oesterreich, Preußen und anderen Deutschen Reichsfürsten geschlossen hat. Mögte nur nicht die zweite Ursache noch eben so wirksam seyn, daß dieser gefährliche Zankapfel der Regierung auf der einen Seite ergiebige, geheime Geldquellen eröffnet, indeß er ihr zugleich stets

eine erwünschte Gelegenheit giebt, die Unterhandlungen abzubrechen, wenn sie dem unwürdigen Spiel ein Ende machen will.

Wirklich steht unserem armen Deutschen Vaterlande über die Bestimmung der Säcularisation vielleicht eine gänzliche politische Trennung bevor. Nicht blos hier wird diese Frage mit Leidenschaft debattirt. Beide Theile streiten in Franken und Schwaben, der eine für, der andere wider die Nothwendigkeit dieser Maasregel mit einer Erbitterung, welche die traurigsten Folgen befürchten läßt. Es ist leider wahr, daß die Geistlichen in manchen Staaten, deren Säcularisation man besonders fürchtet, das Volk in Harnisch jagen; daß sie die Sache der Religion, das Heil der Seele als unzertrennlich darstellen, von der unveränderten Beibehaltung des Krummstabs. Auch hört man schon häufig genug reden, Vorbereitungen zu ernstlichen Maasregeln, von der Nothwendigkeit Gewalt zu gebrauchen, es sey um Säcularisationen durchzusetzen oder sie zu hintertreiben. Andere

benu-

benutzen diesen Anlaß sogar, um jene verderblichen Vorschläge einer gänzlichen Absonderung des nördlichen und südlichen Deutschlands zu erneuern, welche am Ende unabsehbare Bürgerkriege erregen würde.

Und was diese politischen Meinungen noch mehr unterstützt, was die Leidenschaft derer, die sie im Nahmen ihrer Regierungen verfechten, immer stärker anfacht — das ist hier, wie in den meisten Zwistigkeiten dieser Art — das Privatinteresse der Streitenden. Es gilt keinesweges blos die Ansprüche der jetzigen geistlichen Regenten; auch nicht besondere Rechte und Verfassungen, die in diesem oder jenem Lande durch ein undenkliches Alter geheiligt sind. Jene würden sich noch ausgleichen lassen, weil es am Ende doch nur auf den reinen Ueberschuß der Landeseinkünfte zu ihrer Hofhaltung ankommt. Hergebrachte Sitten dürften von den neuen Regenten die Schonung erwarten, welche die Klugheit gebietet, bis der wohlthätige Einfluß der Zeit nöthige Abänderungen unbedenklich macht.

Aber der unmittelbare Reichsadel, man kann sagen, der ganze katholische Adel Deutschlands, will nicht die Aussicht fahren lassen, Glanz und Reichthümer durch Präbenden zu erwerben. Die Geistlichkeit will nichts von dem Ansehen vergeben, was auf ihren Stand dadurch zurückfällt, daß er nicht blos die Schlüssel der Himmelspforten bewahrt, sondern auch an der Irdischen Regierung gleich den Kindern der Welt Theil nimmt. Noch jetzt besitzt die Katholische Geistlichkeit auf der rechten Rheinseite an unmittelbaren Reichsländern *) etwa 1300 Quadratmeilen, die von wenigstens 2,400,000 Menschen bewohnt werden, und etwa 14 Millionen Gulden einbringen. Welch ein Relief für den Esprit de Corps! welch ein kräftiger Sporn aus allen Kräften zu behaupten, daß die Katholische Kirche dahin fallen müsse mit der Säcularisation ihrer unmittelbaren Besitzungen, obgleich das Beispiel der Spanischen und Französischen Bischöfe deutlich genug das Gegentheil lehren. Aber auch auf der anderen

*) Außer diesen hat sie noch 287 Mediatstifter, deren Einkünfte 3 Millionen Gulden betragen.

Seite giebt es unter den Vorfechtern der Säcularisation blinde Eiferer, die, aus mißverstandenem Religionsprinzip, oder aus dem entgegengesetzten Esprit de Corps, tadelnswürdige Feindseligkeit gegen die Katholische Geistlichkeit einmischen. Diese unverständigen Menschen rathen unbedingt zu jeder heftigen, gewaltsamen Maasregel. Sie wollen nicht gerechte Rücksicht nehmen auf die Lagen derer, welche durch die gänzliche Umformung der bisherigen Einrichtung so hart getroffen werden. Kaum, daß sie ihnen nothdürftigen Unterhalt anweisen wollen. Für Ansprüche, die sich auf vieljährigen Genuß, auf lebenslängliche Gewöhnung gründen, haben sie so wenig Sinn als für Schonung eingewurzelter Meinungen. Natürlich vermehren sie durch dieses unkluge, lieblose Betragen die Besorgnisse ihrer Gegner in einem Grade, der selbst jede Annäherung hindert.

Sie fragen mich, mein lieber Freund, welche Hoffnungen ich mir von dem Ausgang der gefahrvollen Krise mache?

Keine.

Zu dem wünschenswerthesten Ausgang — der allgemeinen Säcularisation, verbunden mit den Verbesserungen der Reichsverfassung, wozu sie Anlaß giebt — ist noch nicht die mindeste Aussicht. *) Keine der beiden unterhandelnden

*) Jetzt, da ich diese Bogen zum Druck absende, haben sich die Umstände freilich geändert — aber wohl nur in Ansehung der Säcularisation. Nach dem Lüneviller Frieden scheint eine allgemeine Säcularisation in der That unvermeidlich, wenn anders die verabredeten Ansprüche aller Partheien befriedigt werden sollen. Die bekannte Preußische Erklärung über die Wiederbesetzung des Bisthums Münster, welcher der Kaiserliche Hof doch auf gewisse Weise Folge leistete, setzt dieß fast außer Zweifel. Allein daß dabei zugleich jene Aenderungen in der Organisation des Reichsverbandes getroffen werden, daß also die sonst möglichen guten Folgen aus der Säcularisation fließen können, wage ich nicht zu hoffen. Selbst über der Vollziehung der Säcularisation schwebt noch ein fürchterliches Dunkel. Vielleicht hat man Grund genug zu fürchten, daß am Ende die Waffen nochmals entscheiden werden. Und wenn auch für jetzt Erschöpfung oder andere politische Conjuncturen die Erneuerung des Kampfs verbieten, so ist doch kaum abzusehen, wie das Ge-

Partheien wird geneigt seyn, sie zu befördern. Die wenigen Deutschen Fürsten, die mit eignen Augen sehen, haben theils nicht Muth, theils nicht Kraft genug, eine solche Veränderung mit Nachdruck zu betreiben. In den Cabinettern der übrigen regieren Räthe, die selbst zu sehr verblendet sind von den Vorurtheilen der Adelsherrschaft und der Hierarchie, als daß sie ihre Fürsten über ihr wahres Interesse zu belehren im Stande wären. So wird die Gelegenheit verloren, die ein unglücklicher Krieg unserm Vaterlande verschafft, an innerer Macht und Glückseligkeit weit mehr zu gewinnen, als es durch den Krieg von seinem Umfange verlor, und auf diesem Wege auch den jetzigen Verlust an Menschen und Einkünften in nicht gar langer Zeit mit Wucher ersetzt zu sehen.

Auch die Entscheidung dürfen wir nicht als wahrscheinlich annehmen, die ich nächst jener für

schäft, bei der Einleitung, die es wahrscheinlich erhält, zu Stande kommen kann, ohne den Grund zu neuen, langwierigen Zwietrachten zu legen.

die beste halte, weil sie die gerechteste ist, und jener nur im Collisionsfall nachstehen muß, wegen des größeren Wohls des Ganzen. Man wird nicht von aller Entschädigung überhaupt ablassen; denn die Parthei, die entschädigt seyn will, ist bei weitem die mächtigste. Das Interesse so vieler Fürsten ist schon zu sehr hineingezogen. Ausdrückliche Verträge verbinden sie unter einander, zum Theil auch die Französische Republik, den Plan durchzusetzen.

Also man wird entschädigen, durch Säcularisationen entschädigen. Darüber ist man jetzt einverstanden; es ist durch die Deutsche Note vom 4. April mit den Französischen Gesandten definitiv verabredet. Aber über Bedingungen, Umfang, Vertheilung ist noch nichts ausgemacht. Hier sind die Partheien noch immer in dem heftigsten Streit. Fast alle, die Entschädigungen suchen, übertreiben ihre Forderungen, oft auf die lächerlichste Art. Eine Parthei will so viel als möglich säculariſiren; die andere so wenig als möglich. Diese will die großen Stifter,

nahmentlich die Churfürstenthümer erhalten wis-
sen; jene will ohne Unterschied säculariſiren,
wie es den Beschädigten am gelegensten ist.
Die einen wollen die Mediatstifter vor allen Din-
gen säculariſirt haben, damit die Entschädigungs-
masse desto weniger unmittelbare Stifter befasse;
die anderen wünschen die Mediatstifter zu erhal-
ten, um der hohen Geistlichkeit zur Schadlos-
haltung zu dienen. Jede Parthei schreiet, klagt,
drohet wechselsweise, wie die Ansichten des poli-
tischen Horizonts verschieden sind. Jeder caba-
lirt, briguirt, intrigirt, besonders um den Schutz
bald des Preußischen, bald des Oesterreichischen
Hofes. Dabei zeigen die meisten von denen,
die Entschädigung suchen, eine sehr entschiedene
Tendenz, sich durch die Gunst der Französischen
Gesandten den Weg zu Vortheilen zu bahnen,
die sie freilich sonst nicht hoffen dürften.

Wer vermag in diesem Labyrinth einen Leit-
faden zu entdecken? Wie läßt es sich voraus-
sagen — ob, in Entstehung einer gütlichen
Uebereinkunft, worauf im Ernst niemand

hofft — die eine oder die andere der beiden Hauptpartheien die Oberhand behalten werde? oder ob sich zuletzt die Unterhandlungen über diesen mächtigen Stein des Anstoßes ganz zerschlagen werden?

XXXVII.

Rastadt, den 16. Mai 1798.

Allerdings, mein lieber Sander, gehört das Schauspiel hier zu meinen liebsten und häufigsten Vergnügungen. Die Französische Schauspielkunst hat ihre Eigenthümlichkeiten, die auch mir anfangs etwas fremd vorkamen. Aber man gewöhnt sich bald daran. Dann werden sie sogar angenehm.

Vorzüglich gilt dieß von der Deklamation. In dem ernsten Schauspiel, im Trauerspiel deklamiren sie mit erstaunender Lebhaftigkeit. Nicht blos der Ton der Stimme ist äußerst stark; so stark, daß Brockmann in den Jahren, wo er noch nach unserer Meinung übertrieb, nur wie ein Knabe redet, in Vergleich gegen diese wüthenden Schreier. Auch der ganze Körper ist in Bewegung. Kopf, Brust, Arme verändern unaufhörlich ihre Haltung, wie der Schauspieler

es dem Ausdruck der Leidenschaft gemäß glaubt. Mit den Armen insonderheit sucht er immer dem Schwung der Rede zu folgen; bald durch Zusammenschlagen der Hände, bald durch die Stellung eines Arms gegen Kopf oder Brust, bald durch irgend eine andere dem Sinn der Rede analoge Bewegung. Diese Stellungen mögen zum Theil übertrieben, vielleicht wohl gar unnatürlich seyn: ich weiß es nicht. Ich bin zu fern von allen Ansprüchen auf Kunstrichterschaft, um über solche Fragen zu entscheiden. Aber soll ich nach meiner individuellen Empfindung urtheilen, so muß ich Ihnen gestehen, daß ich diese Manier im Ganzen weit besser finde, als die unserer Deutschen Schauspieler, die den Ausdruck der Leidenschaft blos durch den Accent bezeichnen. Das Schreien der tragischen Helden fällt mir noch jetzt oft genug auf, mich dünkt, hier finde ich nicht selten etwas widriges, etwas, das ich mit dem guten Geschmack nicht zu reimen weiß. Aber die Gesten sind mir — einige wenige Fehlgriffe abgerechnet, die jedem leicht auffallen — bald lieb geworden; ich würde sie jetzt ungerne vermis-

sen. Sagen Sie mir, mein Freund, ob ich fehle, wenn ich eine lebhafte Gesticulation den Regeln der Kunst gemäß glaube? Sehr lebhafte Menschen pflegen ja selbst im Umgange ihre Reden mit einigen Bewegungen zu begleiten, die man wenigstens in dem Augenblick, wo man sie anhört, nicht übertrieben findet. Ich mögte vielmehr sagen, sie tragen nicht wenig dazu bei, den Eindruck auf die Zuhörer zu verstärken. Wie sollten sie denn nicht auf dem Schauplatz zweckmäßig seyn, wo wir, wie in jeder Darstellung der Kunst, erhöheten Ausdruck der Natur verlangen? wo wir durch diese Art der Mittheilung unserer Empfindung stärker auf die Zuhörer wirken wollen?

Sollten aber auch die Stimmen hierüber getheilt seyn, so sind sie es gewiß nicht über dem Vorzug der Französischen Schauspieler in den leichten Dialog. Freilich haben wir wenige Deutsche Gesellschaftsstücke, in denen der Ton der sogenannten feinen oder großen Welt — wie Sie wollen — glücklich getroffen wäre. Die Schau-

spieldichter, wie die Romanschreiber, verfehlen ihn gewöhnlich; es ist, als sähe man es ihnen an, daß sie ihn nur aus Büchern kennen. Bei der theatralischen Vorstellung wird er dann durch die Ungeschicklichkeit der Schauspieler vollends verunstaltet. Finden Sie eine Aehnlichkeit zwischen dem Geheimenrath in Gemmingens Hausvater auf der Schaubühne, und einem gewöhnlichen Hofmann in der Residenz — den er doch auf der Bühne vorstellen soll? Wo haben wohl in der Regel Deutsche Schauspieler den ungezwungenen Anstand, die gefälligen Manieren, die geläufige Sprache, die dieser Klasse durch Angewöhnung zur zweiten Natur werden?

Nicht so die Französischen. Sey es Wirkung eines verschiedenen, im Ganzen mehr gleich geschliffenen Nazionaltons, oder größere Leichtigkeit der Nachbildung — ich habe bei den Französischen Schauspielern in der That auf der Bühne wenig Unterschied, gegen die feinste Gesellschaft genommen, bemerkt. Sprache, Verbeugung, Haltung sind bis zur vollkommenen Täu-

schung ähnlich. Dieselben Schauspieler, die in den tragischen Stücken so gewaltsam deklamiren, plaudern hier mit kunstloser Geschwätzigkeit so schnell, daß Sie oft ihre Worte aus den Mienen errathen müssen. Durch diesen raschen, natürlichen Gang werden die Gesellschaftsstücke etwas ganz anderes, als bei uns. Wie oft habe ich Sie an meiner Seite gewünscht, wenn ich mich dieses Genusses freuete! Ihrer feinen Beobachtung wollte ich es vorbehalten wissen, lehrreiche Vergleichungen anzustellen, und die Deutsche Kunst durch Einimpfen Französischer Leichtigkeit zu vervollkommnen.

Soll ich es Ihnen gestehen? Auch in dieser Rücksicht mögte ich gerne, daß wir ein Französisches Theater in Kopenhagen hätten. Vor dreißig Jahren hatten wir es; wie man sagte, ein sehr gutes. Noch jetzt, nach Verlauf einer so langen Zeit erinnere ich mich, mit großem Vergnügen, vieler Stücke, die ich auf diesem Theater im Frühjahr 1772 aufführen sah. In den Operetten glänzte besonders eine Demoiselle Oli-

vier. Am vorzüglichsten gaben sie Lustspiele. Von Moliere's und Destouches Meisterstücken sind mir, noch von jener Zeit her, anschauliche Vorstellungen gegenwärtig geblieben. Man hatte damals auch in Kopenhagen eine große Italienische Oper. Sie war mit aller der Pracht begleitet, die für diese Art des Schauspiels gehört. Mir ist aber das Andenken nur sehr schwach verblieben. Das Unnatürliche eines beständigen Gesangs, zumal der Recitative, war meinem ungebildeten, jugendlichen Gefühl so auffallend, daß ich an dem Ganzen keinen Geschmack finden konnte.

Desto mehr bedauerte ich es, das Französische Theater, das mir so lieb gewesen war, nicht mehr vorzufinden, als ich im Sommer 1783 wieder nach Kopenhagen kam. Es ward, glaube ich, noch im Jahre 1772 aufgehoben, weil man es nicht patriotisch fand, daß der König ein Französisches Hoftheater unterhielt. Dieser Grund mögte doch auf eine Residenz nicht ganz anpassend seyn. Für Gesandte und andere Fremde, deren beständig eine Anzahl

in Kopenhagen ist, scheint ein Französisches Theater eine Art Bedürfniß zu seyn. Ich habe oft Klagen darüber gehört, daß es in Kopenhagen nicht einmal ein anderes öffentliches Schauspiel gebe, als in der Landessprache, die Fremde freilich selten verstehen. Dabei behaupten ja viele Liebhaber, unser Schauspielhaus sey überhaupt zu klein für ein einziges. Wir könnten also vielleicht zwei gute Theater haben, wenn der König einen Theil der beträchtlichen Summe, welche jetzt das Dänische Theater kostet, anwendete, um eine Französische Gesellschaft auf dem ehemaligen Hoftheater zu unterstützen. Ich glaube nicht, daß es mehr als einer mäßigen Unterstützung bedürfte; durch Abonnirung der Gesandten und mancher Familien würde die Gesellschaft wahrscheinlich leicht zusammenbringen, was noch weiter zu einem stehenden Engagement nöthig wäre. Und für die Sitten hätte man von diesem Zuwachs öffentlicher Vergnügungen auch wohl keine schlimme Folgen zu fürchten. Vielleicht trüge dieß neue Theater wohl gar dazu bei, die Privattheater zu vermindern, gegen

die Rahbeck, in seinem verdienstvollen Zuschauer, *) von Seiten der Sittlichkeit so treffende Gründe anführt.

Vor der Hand würden wir uns in Kopenhagen mit einer Gesellschaft, wie die hiesige, schon recht gut behelfen. Sie soll zu den vorzüglichen Französischen Provinzialgesellschaften gehören. Auch die Revolution hat den Unterschied der Provinzialtheater und des Theaters der Hauptstadt nicht aufgehoben. Jedermann, die Schauspieler selbst, reden von diesem in einem ganz anderen Ton, als von jenen. Es gilt für den größten Lobspruch eines Provinzialschauspielers, wenn man ihn für werth hält, in Paris aufzutreten. Sollte die partheiische Vorliebe für Paris auf diese Meinung nicht etwas zu stark wirken, so mögte man in der That, nach der Vergleichung, einen unendlich hohen Begriff von den Theatern der Hauptstadt fassen.

Ge-

*) Rahbeck's Danske Tilskuer, ein sehr schätzbares, nazionales Wochenblatt.

Gewöhnlich spielt diese Gesellschaft in Strasburg. Der Entrepreneur Demery, oder Directeur, wie er sich jetzt nennt, erweiterte sie dem Kongreß zu Liebe. Er sammelte eine Anzahl der besten Provinzialschauspieler, um seine Gesellschaft so zahlreich zu machen, daß er sie in zwei Sectionen theilen konnte. Diese Sectionen wechseln jetzt von drei zu drei Wochen zwischen Strasburg und Rastadt. Wechselsweise giebt die eine Schauspiele an dem einen Ort, die andere Operetten an dem andern Ort.

Die Schauspielsection zählt mehrere vorzügliche Mitglieder. Ich nenne Ihnen nur auf das Gerathewohl, wenn Sie etwa Gelegenheit hätten, sie irgendwo auf einem Französischen Theater anzutreffen, die Herren Piccard, Simon, Clausel, und die Schauspielerinnen Legrand, Delille, Piccard und Clausel. Unter der Opersection zeichnen sich Lenoble und die ältere Hyacinthe aus. Lenoble besitzt ein außerordentliches Talent für das Komische. Er hat seine Mienen in seiner

Gewalt, wie Thering, *) dessen Spanier in dem Kaufmann von Venedig mir noch immer unvergeßlich ist. Aber er übertreibt auch, wie dieser; ein Fehler, der allen komischen Schauspielern in höherem oder geringerem Grade wie angeboren scheint. Madam Legrand gebührt, wie mich dünkt, unter allen der Vorzug. Außer dem Theater nichts weniger, als hübsch, ist ihre Figur auf dem Theater einnehmend und edel. Sie deklamirt überaus richtig; nur im Trauerspiel zuweilen etwas zu stark. Mienenspiel und Haltung sind vortrefflich. In dem Conversationston in Gesellschaftsstücken habe ich nie ihres gleichen gesehen. Dennoch findet Mamsell Hyacinthe mehr Beifall. Ich müßte sie schon deswegen nennen, weil die Aufmerksamkeit, die sie hier erregte, der Gegenstand eines nicht artigen Artikels im Moniteur ward. Aber sie verdient in der That auch von denen ausgezeichnet zu werden, die ihr keine persönliche Huldigung darbringen. Sie hat eine sehr angenehme

*) Der bekannte Veteran der Leipziger Bühne, den man noch jetzt mit Vergnügen sieht.

Stimme, viele Grazie im Gesange, ein unge-
mein belebtes, leichtes Spiel. Vergessen Sie
dabei nicht ihr hübsches Gesicht, ihre reizende
Figur, ihren gefälligen Anstand. So ungefähr
denkt man sich eine Roxolane. Ich mögte
behaupten, daß ihr die Schauspielerin, welche
ich jene Rolle hier auf dem Französischen Theater
spielen sah, wirklich glich, wenn ich der Erinnerung
nach einem so langen Zeitraum noch gewiß wäre.

Die Stücke, welche man am häufigsten
giebt, sind aus der klassischen Zeit der Französi-
schen Litteratur; meistens die von Moliere und
Destouches. Unter den neueren nenne ich Ih-
nen vorzüglich le barbier de Seville, le Maria-
ge de Figaro, worin Madam Legrand die
Gräfin, und Mamsell Delille die Süzon
gleich vortrefflich spielten; ferner la mère cou-
pable oder l'autre Tartuffe, die bekannte Fort-
setzung von jenen beiden, die doch zumal dem
zweiten nicht gleich kömmt, und les deux amis
oder le negociant de Lyon von Beaumar-
chais; le Mercure galant oder la Comédie

fans titre von Boursault; la Jeuneſſe du Duc de Richelieu oder le Lovelace françois von Dücis, aus den bekannten Memoiren des verruchten Wollüſtlings, aber bei weitem nicht, was ſich aus dieſem Stoff machen ließ; les étourdis oder le mort ſuppoſé von Andrieux; l'habitant de la Guadeloupe von Mercier; les époux réunis von Demouſtier; le père de famille von Diderot; l'honnete Criminel oder l'amour filial von Fenouillot de Falbaire; les chateaux en Eſpagne von Collin d'Harleville; la feinte par Amour von Dorat; les fauſſes Confidences und les jeux de l'amour et du hazard von Marivaux; l'amant bourru von Monvel; le ſourd oder l'auberge pleine von Desforges; le mariage ſecret von Desfaucherets; l'avocat Patelin von Brueys; la guerre ouverte oder ruſe contre ruſe von Dümaniant, im Originał weit über die Deutſche und Däniſche Nachbildung; l'écouteur oder les deux portes, und les amis de Collège oder l'homme oiſif et l'artiſan, zwei mittelmäßige Stücke von dem Schau-

spieler Piccard. Trauerspiele haben wir nur drei neue gehabt: Geneviève de Brabant von Cicile, Abufar oder la famille Arabe von Dücis, und la veuve du Malabar oder l'empire des coutumes von le Mierre; nach meinem Geschmack ist keins von ihnen vorzüglich. Die kleineren Intriguen- oder Gesellschaftsstücke, deren wir jeden Abend eines neben einer grande comédie, wie sie heißt, haben, sind mir fast alle neu. Ich will Ihnen die anzeigen, die ich gesehen habe; vielleicht soll ich Ihnen eins oder das andere davon senden. Les fausses infidelités von Barthe; Céphise oder l'erreur de l'ésprit von Marsollier; Crispin, rival de son maitre von le Sage; le legs von Marivaux; le consentement forcé von Guyot de Merville; le Tuteur und le mari retrouvé von Dancourt; la Pupille von Fagan. Diese Stücke sind, wenigstens von Französischen Schauspielern gegeben, allerliebst. Besonders habe ich le legs mehrmals mit dem größten Vergnügen gesehen, und mit immer gleichem Interesse für das feine Spiel der Madam Legrand.

Unter den Operetten gefallen mir vorzüglich Philippe et Georgette, Nina oder la folle par Amour, Alexis et Juſtine, les deux petits Savoyards, alle von d'Aleyrac; Blaiſe et Babet von Dezede; la fauſſe Magie und le tableau parlant von Gretry; la Melomanie von Champein; les prétendus von le Moine; Roſe et Colas von Monſigny. Von größeren Opern hat man gegeben Renaud d'Aſt, Azemia oder les Sauvages und Camille oder le ſouterrain von d'Aleyrac; la Roſiere de Salency, le Jugement de Midas, l'ami de la maiſon, Lesbeth, la nouvelle amitié à l'épreuve alle von Gretry; Felix oder l'enfant trouvé, le deſerteur, la belle Arſene von Monſigny; Euphroſine oder le tyran corrigé von Mehy; Lodoïska oder les Tartares und Paul et Virginie oder l'heureux naufrage von Kreuzer. Ueber die Muſik wage ich, wie Sie wiſſen, meine Stimme überall nicht abzugeben, weil ich das Kunſtmäßige zu wenig kenne; aber das Spiel darf ich Ihnen in mehreren, zumal den kleineren, Opern als ſehr naiv und unterhaltend em-

pfehlen. Auch muß ich nicht vergessen, zu sagen, daß Mamsell Hyacinthe in den größeren Opern mit solchem Erfolg spielt, daß sie durch ihre Kunst den Stücken ein Interesse zu geben weiß, das sie an sich nicht haben. Solch eine vorzügliche Rolle ist ihre Virginie, worin ich sie zuerst auftreten sah. Ich finde, daß sie ihr eben so gut gelingt, als der kleine Savoyard, wodurch sie hier den größten Beifall sich erwarb. Die letztere Rolle spielte sie auch am 29. April zum Abschiede, da sie, einige Tage nachher, sehr bedauert, nach Paris reisete, um dort auf dem größeren Schauplatz zu glänzen.

Auf die Revolution, oder vielmehr auf Veränderungen in den Sitten durch die Revolution, beziehen sich nur wenige von den neuesten Stücken. Mich dünkt nicht, daß diese Beziehungen glücklich wären, oder eine besondere Wirkung thun. In einigen Stücken, wie in Lisbeth, empfehlen sie sich keinesweges von Seiten der Moral. In anderen, nehmlich in den wenigen Schauspielen von erhabnerem Ton, die seit der Re-

volution geschrieben sind, verfehlen die Deklamationen im revolutionairen Geschmack so sehr ihres Endzwecks, daß sie das Ganze mehr herabsetzen, als heben. Entweder sind es übertriebene Gemeinplätze; nicht selten prächtig tönende Worte ohne irgend einen tiefen Sinn. Oder sie enthalten Anspielungen, die so manche widrige Erinnerungen herbeirufen, wodurch man selbst dem an sich wahren Satz abgeneigt wird. Ueberhaupt waren die Sitten der Schreckenszeit, der Nazionalton, den man damals einführen wollte, so wenig dem Französischen Schauspiel, als dem Charakter der Nazion angemessen. Jene ungezogene Freiheit, jene ungereimte Gleichheit in der Gesellschaft konnte auf dem Theater nicht bestehen. Schon das Duzen, womit sich die Französische Sprache so schlecht verträgt, ließ sich auf dem Theater unmöglich anwenden. Die ächte, ältere Comödie würde dadurch ganz unbrauchbar. Es ist schon schwer genug sich Moliere's oder Destouches's Chevalier, Marquis, Vicomte, als Citoyens ohne weiter zu denken, und ihnen dann die Eigenthümlichkeit zu

lassen, wovon jeder Franzose einen deutlichen Begriff hat, sobald er ihre ehemaligen Benennungen hört. Aber wenn diese luftigen Herren nun vollends sich mit ihrem Banquier oder ihrem Advokaten duzen, und von diesem den Bruderkuß empfangen, so kämen wir auf Harlequinaden, die den guten Geschmack untergraben müssen.

Ich weiß in der That nicht, wie sich die Schauspieler in Paris während des Regiments der Ohnehosen aus der Sache zogen. Unmöglich kann ich mir vorstellen, daß sie die alten Stücke dem damaligen Ton angepaßt haben: das Publikum hätte es gewiß nicht zugegeben. Auf der anderen Seite gefielen die Marat's, die Legendre's, die Santerre's, die Henriot's, die Collot d'Herbois, und wie die Helden der Zeit sonst heißen, sich schwerlich in einem Theater, wo eine ganz andere Sprache, als die ihrige, herrschte. Und soll ich nach den Chikanen urtheilen, die, selbst hier in Rastadt, mehrere Jahre nach dem Schreckenssystem, die Schauspieler erdulden müssen, so mag ihr Stand hart

genug gewesen seyn. In-Wahrheit es gehört zu der Characteristik der Geschichte des Friedenscongresses, daß die Französische Gesandtschaft dem Direkteur ein republikanisches Verbrechen daraus machen wollte, daß er auf seinem Anschlagezettel die Deutsche Zeitrechnung neben, oder eigentlich unter die Französische setzte; und das auf einem Anschlagezettel, dessen Rubrik das Privilegium eines Deutschen Fürsten ankündigte!

Solche Proben machen freilich eben nicht lüstern nach eigentlichen Revolutionsstücken. So viel ich weiß, sind überhaupt nur zwei bedeutende Stücke in diesem Geschmack geschrieben, und diese werden nicht einmal gewöhnlich mit gegeben. Die Zeit ist auch noch fern, wo man diese Gegenstände mit der Wahrheit bearbeiten darf, als Chenier seinen Carl 9., oder Mercier seinen Johann Hennuyer. Bis dahin können die Schauspiele weder das Interesse haben, noch die gute moralische Wirkung hervorbringen, worauf sie sonst so star-

ken Anspruch hätten. Und doch, dünkt mich, müssen die dramatischen Schriftsteller sehr vorsichtig seyn in der Wahl des Gegenstandes. Sehr viele Szenen sind zu scheuslich, als daß man sie, selbst in der besten Absicht, auf das Theater bringen dürfte. Es geht damit, wie mit gewissen unnatürlichen Lastern. Am besten, man zieht eine Decke darüber, die dem Hausen nach und nach den Gedanken an die Möglichkeit aus dem Gesicht rückt.

Sehr große Stücke hier zu geben, untersagt sonst schon das Lokal. Es ist weder geräumig noch glänzend. Der Markgraf hat dem Entrepreneur einen Theil des rechten Flügels im Schloß überlassen. Alles ward in der Eile eingerichtet. Sie würden sich wundern, daß es unter diesen Umständen so gut ausfiel. Die Franzosen besitzen in solchen Fällen eine ganz eigene Industrie. Sie wissen sich gleich zu helfen. Das kleine Lokal ist so gut benuzt, daß man nur bei wenigen Stücken ein größeres Theater vermißt. Dabei ist ihre

Maschinerie vortrefflich. Sie arbeitet mit unglaublicher Geschwindigkeit auch in dem sehr beschränkten Raum. Man versichert mich, dieß sey einer von den Gegenständen, die alle Künstler bei Französischen Theatern studieren sollten.

Für die Zuschauer ist der Platz noch überflüssig groß. Sehr selten ist das Haus halb voll, zumal in Schauspielen. Die Operetten werden weit häufiger besucht; selbst wenn Hyacinthe nicht spielt. Noch mehr wundere ich mich über die schwache Theilnahme an dem Spiel. Ich hatte mir vorgestellt, ein Publikum, das größtentheils aus dem Rastadter Corps Diplomatique besteht, müsse für die Artistes nationaux — so nennen sich jetzt die Französischen Schauspieler — mehr als irgend eines aufmunternd seyn. Nichts weniger, als das. Sie bemerken nie ein Zeichen des Beifalls. Das Schauspiel ist nicht einmal im gesellschaftlichen Gespräch an der Tagesordnung. Die beiden größten Logen, die für die Kaisers

liche Plenipotenz und die Französische Gesandtschaft bezahlen, wie man sagt, die beiden Regierungen. Von den übrigen Gesandten haben vielleicht nur zwei oder drei ganze oder halbe Logen. Viele gehen sogar nur hin der Etikette wegen. Wenn die Markgräfliche Familie zu Zeiten das Schauspiel besucht, wenn man in der Französischen Loge einen merkwürdigen Fremden sehen will, wenn eine Actrice, für die man sich interessirt, ein Benefiz hat — dann sehen Sie mehr Zuschauer, als gewöhnlich. Auf die Stücke, die gegeben werden, kömmt es meistens nicht einmal an.

Und womit, glauben Sie wohl, daß man die Zwischenzeit ausfüllt, die zur Veränderung der Decorationen und zum Umkleiden während der beiden Stücke nöthig ist — denn zwischen den Aufzügen wird der Vorhang selten niedergelassen. — Man spielt! — Ja! man spielt Pharao! und der Directeur versichert mich, er könne ohne diese Ressource nicht bestehen. Die leidige Bank ist in einem Zim-

mer ganz nahe bei dem Schauplatz etablirt. Hier finden Sie Personen vom Diplomatischen Corps, mit Bürgern, Juden, Glücksrittern aller Art, ungezogenen jungen Republikanern, Schauspielern, Bedienten ohne Livree — und was weiß ich, mit wem sonst noch in ächter Gleichheit versammlet. Manche werden schon während des Schauspiels dahin verschlagen, und können nachher den Schauplatz nicht wieder finden. Zu Zeiten dringen auch mitten im Spiel die Helden aus der Glücksbude wieder unter die Zuschauer, und stören sie, indem sie der interessantesten Szene folgen, durch das Jubelgeschrei über die Niederlage der Bank. Welche Aufmerksamkeit wollen Sie von Zuschauern erwarten, die ihre Gedanken beständig auf den Spieltisch heften?

Gleichwohl hätten viele von unseren Diplomaten Ursache genug, dem Schauspiel mit Anstrengung zuzuhören, wäre es auch nur der Sprache wegen. Ich habe die Richtigkeit

Ihrer Bemerkung, daß man nirgends eine Sprache so leicht reden lerne, als durch fleißigen Besuch des Schauspiels, auch hier bestätigt gefunden. Die Verschiedenheit der Aussprache, der rasche Gang der Rede, die richtige Deklamation mancher Ausdrücke, welche den Franzosen eigenthümlich sind, machen das Schauspiel in dieser Rücksicht selbst für die lehrreich, denen schon eine gewisse Fertigkeit im Reden eigen ist. Freilich gehören zu dem hiesigen diplomatischen Corps viele Männer, denen die Uebung in der Französischen Sprache, nach Beendigung des Congresses nicht mehr so wichtig ist. Aber die Mehrheit befindet sich in dem umgekehrten Fall. Verschiedene junge Männer befinden sich vielleicht hauptsächlich hier, um sich zu Gesandtschaftsposten vorzubereiten. Diese sollten in Wahrheit jene Gelegenheit um so mehr nutzen, je seltener man bisher bei der Bildung diplomatischer Geschäftsmänner darauf gesehen hat, ihnen die Uebung in dem mündlichen Vortrage zu ver-

schaffen, die ihnen doch, zumal in der Französischen Sprache, so nöthig ist, weit nöthiger gewiß, als die stärkste Routine im Rouge et Noir und Trente leva.

XXXVIII.

XXXVIII.

Baden, den 18. Mai 1798.

Nun habe ich denn auch alle Merkwürdigkeiten von Baden gesehen, lieber Münter. Bisher machte ich nur, meistens in Gesellschaft, kurze Spazierfahrten hieher; aber jetzt habe ich mir zwei Tage genommen, um mich mit dem Lokal genauer bekannt zu machen.

Der Weg nach Baden ist eine der gewöhnlichen Spaziertouren von Rastadt aus, und eine der angenehmsten. Es sind zwei gute Stunden; man kann wohl sagen drittehalb.

Baden liegt südöstlich gegen Rastadt, wie in einem Kessel von Bergen, an der Oelenbach oder Oosbach. Dieser kleine Fluß entspringt in den westlichen Gebirgen des Murgthals, etwas diesseits Forbach, und fällt bei Rastadt in die Murg, nach einem Lauf von etwa sechs Stunden. Auch dieser Fluß ist zu

verschiedenen Mühlen und Fabrikanlagen sorgfältig benutzt. Er kömmt etwas unterhalb Baden aus dem Gebirge hervor, wird in der Gegend von Scheuren breiter, und fließt dann stiller durch die Ebne nach Rastadt.

Gleich hinter Rastadt geht es bei dem Kreuz gerade aus, statt daß der Weg nach Strasburg rechts führt. Man kömmt durch eine kleine Hölzung nach dem Dorf Sandweyer, eine kleine Stunde von Rastadt. Hier geht eine Brücke über die Oos, die links von Rastadt kömmt. Dann hat man noch eine halbe Stunde in der Ebene bis Oos, ein großes Kirchdorf, nahe an dem gleichnahmigen Fluß. Diese Gegend heißt schon Ortenau.

In Oos trennt sich der Weg von dem nach Bühl. Dieser führt rechts auf eine Brücke über die Oosbach; nach Baden geht es links den Bergen zu. Von hier hat man noch eine gute Stunde. Der Weg wird sehr angenehm. Er windet sich in das Thal, worin Baden liegt, zwischen mäßigen Hügeln an beiden Seiten.

Man kömmt durch zwei kleine Oerter, Scheuren und Dollen. Die Hügel schmückt das schönste Grün: höher hinauf majestätische Bäume. Auf einem dieser Hügel liegt das Jagdhaus, ein herrschaftliches Gebäude, eine halbe Stunde von Rastadt. Von diesem Hause hat man eine schöne Aussicht über den Rhein weg auf den Elsaß und die Voghesen. Indeß ist der Gesichtskreis von dem Badener Schloßberge noch größer und weitumfassender. Dafür hat jene den Vorzug, daß man ihrer mit mehrerer Bequemlichkeit genießen kann. Auf das Jagdhaus führt, von dem Wege ab, eine Allee gerade den Hügel hinan. Er ist nicht sehr hoch, aber ziemlich steil; man thut nicht wohl, ihn herabzufahren, wenn die Pferde nicht sehr sicher sind.

Etwas weiter hin sehen Sie schon zur Linken die lieblichen Badener Weinberge. Unter diese mischen sich in einer zweiten Reihe höhere mit Wald bedeckte Berge; auch ragen einzelne nackte Bergspitzen hervor. Auf einer

sehen Sie die Ruinen eines alten Schlosses, wovon er den Nahmen des Schloßbergs führt. Hie und da gewahren Sie den Fluß am Fuße der Hügel zur Rechten. Fruchtbarkeit und Leben in aller Fülle ist rings um Sie verbreitet. Ich kann Ihnen nicht sagen, lieber Münter, wie reizend dieser Weg zumal im Frühjahr ist. In keiner Gegend um Rastadt genießt man der wohlthätigen Frühlingsluft so, wie in dieser. Sie bemerken fast mit jedem Schritt, wie Ihnen die wärmere Luft entgegen kömmt. Denken Sie nur! In einer Entfernung von kaum drittehalb Stunden ist in der Vegetation ein Unterschied von wenigstens vierzehn Tagen. So mächtig ist die Wirkung der amphitheatralischen Lage gegen die Sonnenseite.

Die Stadt selbst liegt ganz romantisch am Abhang eines Hügels, auf welchem oben das Schloß steht. Sie ist klein, unregelmäßig gebauet, mit schmalen Gassen. Die Häuser haben großentheils ein schlechtes Ansehen. Dieß fiel mir desto mehr auf, weil die Stadt wirk-

lich nahrhaft ist, und im Sommer von den Bädern nothwendig beträchtlichen Vortheil ziehen muß. Sonst haben mehrere von den Häusern, die den Berg heran liegen, eine sehr angenehme Aussicht.

Das Schloß ist alt, aber noch brauchbar. Es war sonst sehr gut unterhalten. Erst jetzt im Kriege hat es so viel gelitten, daß die Spuren der Verwüstung vielleicht immer bleiben werden. Im Kriege diente es zum Spital. Man zeigte mir an der einen Seite, nach dem Gernsbacher Spaziergange zu, die Zimmer, wo damals kaiserliche Offiziere lagen. Einige von ihnen sprangen im Wahnsinn herab. Sie fanden aber nicht alle gleich ihren Tod; sondern wurden zum Theil nur jämmerlich verstümmelt. Solchen Unfällen mußte doch, wie mich dünkt, durch Sorgfalt der Wartung vorgebeugt werden. Der Krieg hat ohnehin der Uebel genug, die sich nicht vermindern lassen: wo das kriegerische Getümmel nicht unmittelbar tobt, da müßte man mit desto größerer Besinnung auf Hülfe für die Leidenden denken.

Mit diesen melancholischen Betrachtungen beschäftigt, stieg ich in dem Thurm zur Rechten in die gewölbten Keller hinab.

Diese Keller werden wahrscheinlich durch den Kongreß Celebrität erhalten. Eine alte Sage giebt sie für den Wohnsitz des Vehmgerichts aus. Natürlich erregt ein so merkwürdiges Ueberbleibsel des Deutschen Alterthums allgemeine Neugierde. Auch unsere Damen theilen sie, und ich glaube nicht, daß eine von ihnen Rastadt verläßt, ohne die Rudera des Vehmgerichts gesehen zu haben.

Das Fundament trägt unläugbar das Gepräge eines sehr hohen Alters. Es ist wahrscheinlich, daß man nachher das Schloß auf dieses bauete. Die Keller mögen also wohl uralt seyn, wenn sich auch ihre erste Bestimmung nicht mehr ausmitteln läßt.

Im Eingang der Keller finden sich deutliche Spuren Römischer Bäder. Auch scheint mir die ganze Bauart Römisch zu seyn.

Nachher bekömmt jeder eine Kerze. Man folgt nun einzeln der Führerin. Es war mir, als stiege ich wieder in eine Grube des Erzgebirges; eine Empfindung, die mir noch nach zwanzig Jahren gleich lebhaft geblieben ist.

In dem Gewölbe sind fünf oder sechs Kammern. Sie haben alle steinerne Thüren, die sich öffnen und schließen, ohne daß man es sieht. Schließt sich eine solche Höllenpforte hinter Ihnen, so sind Sie ohne Rettung verloren. Sie sind nun von der Erde ausgeschlossen.

Unsere Führerin hieß uns darauf merken, mit einem Ernst, der mir auffiel. Wahrscheinlich auf meine Frage vorbereitet, gab sie auch gleich ihren zureichenden Grund an.

Vor einigen Jahren — die Geschichte ist wahr, man hat mir in Strasburg die Personen genannt — ward eine Gesellschaft in dem mittelsten Gewölbe eingeschlossen, indem die Thüre zugieng. Anfangs scherzte man über

das Abentheuer. Allein man sah bald genug die Unmöglichkeit ein, die Thüre wieder zu öffnen. Kein Schrei konnte aus dieser Gruft das Ohr eines Lebendigen erreichen. Die Kerzen konnten ihnen nicht lange leuchten. Nun giengen sie in die schrecklichste Angst über. Endlich entdeckte jemand einen Nagel. An diesem befestigte man ein Schnupftuch. Die Angst verdoppelte die Kräfte. Mit der größten Anstrengung rißen sie so die Thüre auf.

So sehr ich auch diese peinliche Lage mit ihnen theilte, so fiel es mir doch ein, daß ihre Furcht übertrieben war. Die Kastellanin war mit ihnen. Diese hätte man vermißt. Man wäre ihnen also gewiß zu Hülfe gekommen.

„Daran denkt man nicht gleich in der „Angst“ — erwiederte mir treuherzig unsere Führerin. Ich gab ihr recht; und beschied mich in aller Demuth, daß ich vielleicht in dem Augenblick eben so wenig darauf gefallen wäre, daß meine Befreiung so nahe lag.

Indeß steht seit dieser Zeit die Thüre immer aufgeklemmt, so stark gezwängt, daß man sie nur mit Mühe fortheben kann. Diese Vorsicht ist freilich sehr nöthig. Denn der Aufenthalt ist so gräßlich, die Luft so schlecht, daß eine Einsperrung von einigen Stunden schon schlimm genug seyn könnte.

Nun kamen wir in den Saal, wo das fürchterliche Gericht gehalten ward. Die Bänke sind noch wirklich da, als Nische in die Wand gehauen. Den Tisch schaffte meine Phantasie hinzu; sie besetzte ihn mit dem Rachschwerdt, mit den Insignien des Blutrichters.

Dort, hieß es, wurden die Gefangenen verwahrt; dort saßen die Zeugen. Man zeigte die Stelle, wo Gefangene und Zeugen in den Thurm hinaufgewunden wurden; eine andere, wo sie aus dem Thurm herabkamen. So verschwand ihnen das Tageslicht, und es ward ihnen wieder gegeben, ohne daß sie wußten, wie? ohne daß sie sich von dem Lokal den mindesten Begriff machen konnten.

Ja man zeigte uns den Fleck, wo der schreckliche Jungfer-Kuß gegeben ward — jene in der Hölle geborne Umarmung einer reizenden, weiblichen Figur; bei der sich in demselben Moment die Erde öffnet, Sie zu verschlingen. Wirklich war hier eine Art Figur in den Stein gehauen; und dicht unterhalb war ein bodenloser Abgrund.

Hier schauderte mir in der That. Ich vergaß meines Unglaubens. Das Gemählde jener schrecklichen Zeit stand vor meinen Augen, wie hergezaubert. Ich sah alle die Gräuel der ungezämten Leidenschaften, der rohen Sitten, der wilden Faustkriege; ich sah die bluttriefenden Hände der Vehmrichter, die bei aller eigenen Grausamkeit, bei zahllosen ungerechten Urtheilen, doch einen gewissen ehrwürdigen Sinn für Recht hatten, den Willen und die Kraft, der unterdrückten Unschuld beizustehen, den übermüthigen Bösewicht zu fällen, ohne daß ihn seine Burg, seine Vasallen, sein Mordgewehr schütze.

Sagen Sie mir doch, lieber Münter, kann man denn nicht die Geschichte der Vehmgerichte auf den Punkt einer gewissen Klarheit bringen? So oft unsere rüstigen Ritterromanfabrikanten diesen von Göthe's Meisterhand entdeckten Fund entweihet haben, so behält diese Sitte doch immer unendlich viel Anziehendes für die Phantasie. Abgerechnet auch den historischen Werth der Erläuterung, mögte ich daher so gerne wissen, wie weit Wahrheit dabei zu Grunde liegt.

Man weiß, daß ein Vehmgericht in Schwaben gewesen ist: aber den Ort weiß man nicht. Ich sehe keinen Grund, warum nicht diese Gewölbe der Ort seyn könnten?

Es ist wahr, diese undurchdringlichen Gewölbe mögen wohl zur Aufbewahrung von Schätzen im Kriege gedient haben. Aber warum nicht eben so gut in jenen Zeiten zu Sitzungen des Vehmgerichts? Das Lokal scheint dem Begriff, den wir uns davon machen, völlig angemessen. Der Einwand entscheidet nichts, daß man in einem so zugemauerten Ort, der nur

wenig Luftlöcher hat, nicht lange leben könne. Die Luftlöcher können verschüttet seyn. Auch hielten sich die Richter wohl gewöhnlich nur kurze Zeit hier auf.

Und rechnen Sie selbst die lange Sage für nichts? Wer weiß, wie hoch sie in das Alterthum hinauf reichen mag? Die Kastellanin, die uns herumführte, war noch nicht lange da. Aber sie hatte alles so umständlich von ihren Vorgängern gehört. Mit gleicher Treue wird auch sie die Geschichte wieder überliefern; unsere Söhne werden sie andächtig hören, wie wir.

Bei allem dem war es mir eine frohe Empfindung, wieder das Tageslicht zu erblicken. Die Luft schien uns doppelt wohlthätig in Vergleich mit dem schrecklichen Ort, den wir verließen.

Der Garten des Schlosses hat eine sehr gute Lage, den Hügel hinab, im stärksten Sonnenschein. Er ist jetzt einem Gärtner auf eini-

ge Jahre überlassen, blos für die Kosten der Unterhaltung. Unten liegt das Klosterhaus, wo zugleich eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen ist.

Von dem Altan des Schlosses hat man eine überaus schöne Aussicht. Sie übersehen mit einem Blick die Lage der Berge, die ringsum Baden umgeben. Diese Berge, alle verschieden geformt, alle verschieden bekleidet, geben ein prächtiges Schauspiel. Sie scheinen hier bei weitem nicht so hoch, wie sie wirklich sind, weil der Standpunkt selbst von einer mäßigen Höhe genommen ist. Vor sich haben Sie das liebliche kleine Thal, von der Oos durchwässert; die Stadt am Abhang des Hügels; in der Nähe gesegnete Weinberge. Nur an einer Seite gewahren Sie eine kleine Oeffnung zwischen den Bergen. Dieß ist der Weg nach Rastadt, den Sie mit dem Auge durch das Thal verfolgen. Allein selbst diese Ebne verliert sich gewissermaßen durch die Wendungen der Hügel. So macht diese schöne Gegend gewissermaßen ein ganz ei-

genes Ganze aus; und Sie können diese Aussicht mit keiner ähnlichen um Rastadt vergleichen. Diese Mannigfaltigkeit der Naturschönheiten erhöhet noch sehr ihren Reiz: ich zeichne sie mir so gerne bei jeder Gelegenheit aus.

Um Baden haben Sie eine Menge vorzüglicher Spaziergänge. Fast der Weg nach jedem Berge bietet Ihnen andere Gesichtspunkte dar.

Von dem Schloßgarten schlängelt sich ein allerliebster Fußpfad an der Seite des Berges hinab. Am Fuße haben Sie ein sehr kleines, reizendes Thal von dem schönsten grünen Teppich. Zur Rechten ist ein kleiner Theil der Stadt und der breite Spaziergang der Brunnengäste nach der Gernsbacher Landstraße zu. Von vorne wird das kleine, schmale Thal von Bergen eingeschlossen, der Gipfel mit Wald bedeckt, sich bald in die Wolken verlieren. Links begränzen den Horizont die sanften Anhöhen, über welche der Weg nach Gerns-

bach geht. Durch das Thal strömt der Länge nach ein rauschender Bach, den Sie hören, ohne ihn noch zu sehen.

Der Hauptspaziergang, oder die große Promenade, ist daran kenntlich, daß sie zu dem Ballhaus oder Koffeehaus führt. Sie liegt nahe vor dem Rastadter Thore seitwärts. Ich würde der an dem Gernsbacher Wege bei weitem den Vorzug geben. Jene ist schattig genug und breit; diese hat zugleich eine lachende Aussicht.

Die stärkste Quelle der warmen Bäder ist mit einem verschlossenen Eingang umgeben. Außer dieser sind noch fünf andere Quellen. Das Wasser wird aus ihnen durch Röhren in die verschiedenen Wirthshäuser geleitet. Der vornehmste Bestandtheil ist Kochsalz; es enthält auch Gyps. Das Kochsalz legt sich oft schneeweiß in ganzen Stücken da an, wo das Wasser in den Kanälen durch die Ritzen trieft. Hin und wieder findet man auch in der Höhe,

wohin der Dampf des Wassers schlägt, Zapfen dieses Salzes, die inwendig hohl sind, wie Stalactite. Man hat bemerkt, daß alles Vieh dieß Salz gern leckt; verdorben riecht es, wie faule Eier. Die Wärme ist mäßig, aber ungemein wohlthätig. Besonders hat das Wasser eine verdünnende, auflösende Kraft. Alle Quellen entspringen am Fuße des Schloßbergs, schon oberhalb der Oberfläche des Horizonts. Die Hauptquelle oder der Ursprung ist herrschaftlich. Nicht weit davon ist eine andere Quelle zum freien, allgemeinen Gebrauch bestimmt. *)

Verschiedene Inschriften in Baden bezeugen, daß Baden und seine wohlthätigen Bäder schon den Römern zu den Zeiten des Antoninus Pius bekannt waren.

So

*) Man hat über diese Bäder zwei lateinische Abhandlungen, eine von Bellon, Rastadt 1766. 8.; die andere von Haus, Strasburg 1790. 8.

So findet man im Schloßhofe eine alte Aufschrift *) neben einem in Stein ausgehauenen Neptun, mit dem Dreizack in der Hand und einem Meerungeheuer zur Seite.

Eine andere alte Inschrift, auf dem Piedestal der Säule des Mercurius auf dem benachbarten Staufenberge, beweiset ebenfalls, daß diese Gegend schon den römischen Kaufleuten wichtig war. **) Der Gott ist sehr kennbar durch seine Flügel am Kopfe und seinen Schlangenstab; die Säule aber ward schon in frühen Zeiten ver-

*) Sie ist wörtlich diese:

I N H D D
D N E P T V N O
C O N T V B E R N I O
N A U T A R U M
C O R N E L I U S
A L I Q V A N D V S
D S D.

**) Die Inschrift ist:

I N H D D
D E O M E R
C V R M E R C
C P R V S O.

stümmelt. Schöpflin fand sie auf der Spitze des Berges, wo sie lange mogte gelegen haben, da die Bauern die Gegend beim gehauenen Mann nannten. Er stellte ihr Ansehen wieder her; sie ward nun sorgfältig aufgerichtet, und bestimmt jetzt zugleich sorgfältig die Scheide der Feldmarken der angränzenden Gemeinen.

Dieser Staufenberg, oder wie er jetzt auch von dem gemeinen Mann schon häufig genannt wird — der Mercuriusberg, liegt, wie ich Ihnen vorhin sagte, gerade vor jenem Thal an dem Gernsbacher Wege. Er zeichnet sich vor den anderen Bergen, die auch mit Holz bewachsen sind, aus durch seine Höhe, und durch seine gleichsam kegelförmige Gestalt.

Der Weg, den wir nahmen, geht immer durch Holz. Wir brachten ungefähr eine Stunde darauf zu. Mir ward das Steigen, aus Mangel an Uebung, beschwerlich genug. Unser Wegweiser versichert mich, ich würde mich bald gewöhnen, ihm zu folgen. Als eine Hauptregel empfiehlt er mir, nichts um die Knie fest

zu binden. Dann will er nichts von langen Kleidern wissen. Jagdwesten sollen die bequemste Kleidung seyn. Unter den Schuhen muß man eiserne Nägel haben, wenn man die Berge besteigt. Auch soll tch mich zur Stütze bei abhängigen Stellen mit einem knotigen Stock versehen, unten mit Eisen beschlagen. Diesen setzt er mit beiden Händen in eine dem Abhang oder der gefährlichen Stelle entgegengesetzte Richtung, und so geht er mit der größten Leichtigkeit auf den schlüpfrigsten Pfaden.

Baden ist ein sehr bequemer Standpunkt zu solchen Gebirgsreisen. Man findet hier leicht Wegweiser, die der ganzen Gegend kundig sind. Dabei hat die Lage den Vortheil eines Mittelpunkts, wo sich die angestellten Beobachtungen immer vergleichen und sammeln lassen.

Ungefähr auf der Mitte des Mercuriusbergs ist ein reicher Steinbruch. Man bricht röthlichen Sandstein, der zu Gebäuden, Portalen u. d. gl. gebraucht wird. Ueberhaupt sind alle diese Berge nur Sandstein, in welchen zuweilen

Kiesel eingemischt ist. Ein Beweis, daß das Meer sie alle getragen, und nach und nach angesetzt hat. Auch erzählten die Arbeiter, daß sie oft Eindrücke und Schaalen von Muscheln und Schnecken im Gestein finden.

Sie brechen alles mit Eisen und Meissel. Wir suchten sie zu überzeugen, daß es ihre Arbeit sehr erleichtern würde, wenn sie den eisernen Keil zwischen zwei hölzerne setzten, und so darauf schlügen. Allein unsere Mühe war vergebens. In Schwaben, wie in Dänemark, bleibt der Arbeiter gern bei seinem Vorurtheil, und es gehört viel dazu, ihn eines besseren zu belehren.

Von diesem Steinbruch aus haben Sie eine treffliche Aussicht. Von dem Murgthal sehen Sie nichts, weil der Berg selbst es verdeckt. Dagegen übersehen Sie von der Linken zur Rechten die ganze Gegend bis Strasburg. Zur Linken haben Sie einen besonders schönen Gesichtspunkt auf Strasburg. Einer von der Gesellschaft nahm beide malerische Aussichten in einem concaven Spiegel von Isländischer Lava auf. Sie glan-

ben nicht, wie gut sich die Gegenstände in diesem Spiegel ausnehmen. Das Licht ist so angenehm, und so vortheilhaft für die Zeichnung. Daher sollen diese Isländischen Spiegel den schönsten Englischen geschliffenen Spiegeln für die Perspective weit vorzuziehen seyn.

So wie wir höher kamen, veränderte sich immer der Gesichtspunkt. Die näheren Gegenstände verschwinden aus den Augen, wie sich der Gesichtskreis erweitert. Wenn wir hie und da hinab sahen, so bemerkten wir das treffliche, lebhafte Grün des Grundes. Wie viele der zartesten Gräser gedeihen am besten im Schoos dieser Berge!

Die Spitze bezeichnet jene Bildsäule des Mercurius, die 1787 erneuert ward. Rund herum liegen viele Steine, von denen man fast glauben sollte, sie wären aus einem zusammen gefallenen Gebäude, einem Tempel, Altar oder dergleichen, aus dem Römischen Zeitalter.

Wir waren hier nur etwa 300 Französische Toisen über die Erdfläche erhaben. Und dennoch dünkte ich mich schon so hoch. Was für einen Begriff sollte ich mir nun von Bergen machen, die acht Mal höher sind; die eine senkrechte Höhe von 2400 Toisen haben? Ach! mein Freund, das ist das Bild der menschlichen Größe! So schwindet sie in allen Stücken gegen die Vorstellung des Unendlichen.

Doch schon von dieser Höhe war die Aussicht für unser Auge fast zu weit. Von allem, was uns zur Rechten lag, von der Gegend um Rastadt, sahen wir nichts. Der Blick verlor sich schon in die Ferne: er konnte die näheren Gegenstände wegen ihrer Mannigfaltigkeit nicht mehr unterscheiden. Aber was unmittelbar zu unseren Füßen lag, das konnten wir von der Höhe herab sehr gut übersehen. Die Stadt Baden, Lichtenthal, die zunächst umliegende Gegend nahm sich vortrefflich aus. Wie oft geht es uns mit der Anstrengung des Geistes, wie mir mit meinem blöden Auge! Und dennoch ist

in uns eine Stimme, die uns unablässig auffordert, nach der Höhe zu streben; ein unwiderleglicher Beweis, dünkt mich, daß auch wir einst für erhabnere Sphären bestimmt sind!

Diese Betrachtungen reiheten sich während des Herabsteigens an andere, welche die Gegenstände erregten, die ich auf dem Wege wahrnahm. Wir nahmen jetzt einen bequemeren, kürzeren Weg mehr zur Rechten. Diesen Weg kann man fast ganz fahren. Wir wählten ihn, um einige merkwürdige Windfälle zu beobachten.

Wir betrachteten im Vorbeigehen mächtige Tannenblöcke, die nun allmählig in Fäulniß übergehen. Das verfaulte Holz geht in Eisenerde über, und wird so wieder Mineral. Aber auf dem verfaulten Stamm wuchs wieder eine junge Tanne hervor. Der Wind hatte sie gesäet. Nichts störte ihren Wuchs; die Asche des Mutterstamms nährte sie.

An einem andern Ort sahen wir eine Fichte und eine Tanne auf einem Stamm in einander

verschlungen. Der eine Stamm war ganz gerade; der andere war von seinem Ursprung an um jenen in gekrümmter Richtung. Ein Naturforscher, der mit uns war, schrieb die Ursache den Vögeln zu.

Nun kamen wir zu den umgeworfenen Bäumen. Drei ungeheure Stämme waren in einer Direction umgeworfen. Keine menschliche Macht hätte sie entwurzelt. Da lagen sie, durch einen Stoß des Sturmwindes aus ihren Angeln gehoben. Mit dem einen waren zugleich ungeheure Steine ausgerissen. So wüthet der Sturm bis in die Eingeweide der Erde.

Aber was sind diese Revolutionen gegen die, welche in der Kindheit unserer Geschichte das Meer verursachte? Alle diese Bergmassen, worauf wir wandeln, hat einst das Meer zusammengetragen. Noch viel tiefer in das feste Land hinein, im Eichstädtischen finden sich unendlich merkwürdige Spuren ähnlicher Revolutionen. In einer andern Gegend, in ganz entgegengesetzter Richtung, bei dem Graben

eines Kanals bei Heilbronn, entdeckte man im Schoos der Erde Palmbäume. Wie können sie hingekommen seyn, als auf dem Ocean, der auch diese Fläche bedeckte?

Man versichert mich, daß der ganze Strich der Berge längs dem Lauf des Rheins sehr reich sey an solchen Merkwürdigkeiten. Sie können denken, wie begierig mich dieß auf eine nähere Untersuchung macht, von der ich mir auch durch Vergleichung mit der Naturgeschichte unseres Vaterlandes manche nüzliche Aufschlüsse verspreche.

Für dieß Mal habe ich von den Bergen um Baden nur noch einen besucht. Dieß ist der, auf welchem die Ruinen des alten Bergschlosses Baden stehen. Sie gehören zu den schönsten in ihrer Art; ausgezeichnet durch die außerordentliche Stärke der Mauern, die auf einer solchen Höhe jedem Winde, jeder Erschütterung trotzen. Es liegt etwas in diesem Gedanken an Dauerhaftigkeit, das mir auch die Trümmer der Werke unserer alten Vor-

fahren doppelt ehrwürdig macht. Ungern würde ich sie zerstört sehen: unsere Nachkommen werden doch einst darnach berechnen können, wie lange sich menschliche Werke erhalten. Auf solchen Stellen, wo diese Ruinen stehen, ist man auch ziemlich sicher, daß nichts, als die Hand der Natur sie angreifen werde: denn ihre Zerstörung durch Menschenhände würde der Arbeit nicht lohnen, wenn der Gelddurst sie auch einst beschließen sollte.

Der Weg nach diesem Berg geht an der linken Seite des Schloßbergs weg. Man geht eine starke halbe Stunde. Im Gehen hat man fast keine Aussicht, weil der Berg ganz mit Holz bewachsen ist.

Das alte Schloß lag fast auf der Spitze, nach allen Seiten so frei, daß man rings um sich her sehen kann. Mich dünkt, aus dieser Lage läßt sich schon erkennen, daß solche Bergschlösser ursprünglich Raubschlösser waren. Hier waren die Ritter vor ihren Feinden sicher,

indeß sie von ihren Thürmen aus den Weg in der Ebne übersahen, auf welchem der Kaufmann dem Flusse nachzog. Eben darum findet man so viele dergleichen Schlösser längs dem Lauf der Flüsse. Gleich als hätten von je her Aufnahme des Handels und Hinderniße mit einander in Verbindung gestanden.

Jetzt stehen noch vier Mauern von ungeheurer Dicke. Sie scheinen Ueberbleibsel des Hauptgebäudes zu seyn, das vermuthlich mit vier Thürmen versehen war. Man kann die Ruinen ohne große Mühe hinan klettern. Die Mauer ist so breit, daß man sogar oben herum gehen kann, wie auf einem Italiänischen Dache. Nur ist es nicht gar so sicher; wenigstens würde ich niemand, der irgend Schwindel fürchtet, rathen, diesen Weg zu machen, ohne sich führen zu lassen. Aber fast mögte ich Ihnen rathen, noch überdieß Ihren Führer vorher zu fragen, ob er auch selbst schwindelt. Der Rath gründet sich auf meine heutige Erfahrung. Ich bemerkte, als

sich die eine Seite durch war, bei der Biegung um die Ecke, daß meines Führers Hand zitterte. Auf meine Frage nach der Ursache, sagte er mir ganz treuherzig, daß ihn schwindelte, weil er solcher Gänge nicht gewohnt; sey; es habe aber wohl nichts zu sagen. Wirklich war auch für mich in dem Augenblick nichts weiter zu thun, als mich mit eben der Philosophie zu wafnen.

Die Aussicht oben von der Mauer ist trefflich. In der ganzen Gegend umher ist keine sonst so weit. Der Mercuriusberg und andere höhere Berge liegen nicht so günstig. Sie beschränken die Aussicht von diesem Bergschloß nur nach der Seite des Murgthals; an den übrigen ist sie frei. Besonders weit sehen Sie auf dem Rhein hinaus in den Elsaß. Strasburg ist ganz deutlich, auch das Land jenseits bis an die Voghesen. Aufwärts übersieht man Baden in der Tiefe, und den ganzen Weg von Baden nach Rastadt. Dabei hat diese Aussicht das Eigen-

thümliche, daß Sie zunächst unter sich schauerliche Abgründe haben, die an der einen Seite völlig wild sind.

An einer Ecke der Mauer steht noch ein kleines Stück eines höheren Absatzes. Ich kroch mit Mühe in ein Fensterloch, um noch weiter zu sehen. Aber die Aussicht war ganz dieselbe. Ja, als ich von meiner beschwerlichen Wanderung auf der Mauer zurückkam, fand ich, daß man fast eben so weit von dem ersten Absatz des Fundaments steht, wo jene Mauern anfangen. So oft vernachlässigen wir das Gute, was uns nahe liegt, um dem Ferneren nachzujagen, das nicht größer ist.

Nachmittags fuhr ich nach Gernsbach. Dieser Weg ist einer der schönsten, den Sie denken können. Aber man muß ihn von Baden aus machen, nicht von Gernsbach, weil die Gesichtspunkte von hier aus noch schöner sind. Man hat nur eine Stunde; dabei sehr gute Chaussee. Gleich hinter Baden geht es

den Gernsbacher Berg hinan, der ganz mit Holz bewachsen ist. Auf der Höhe werden Sie überrascht durch die reizendste Aussicht, die sich Ihnen über das Murgthal öffnet. Dieser Genuß vervielfältigt sich durch die Entwicklung der Gegenstände, die nach und nach vortreten, wie Sie den Berg herunter rollen. Man thut aber wohl, wenn man den Wagen hemmen läßt. Im Thal haben Sie nur noch eine kleine Strecke, bis eine Brücke Sie über die Murg nach Gernsbach führt.

Ich fand dieß Städtchen jetzt großentheils in der Asche. Am 24. April hat ein schrecklicher Brand 38 Hauptgebäude verzehrt. Die Noth ist sehr groß, weil der Ort stark bevölkert war. Sehr viele von den 52 Familien, deren Haabe im Feuer aufgegangen ist, sehen sich dadurch in die traurigste Lage versetzt. Indeß hat sich die Mildthätigkeit doch gleich wirksam bewiesen. Mehrere Mitglieder des Congresses eilten, Beiträge zur Unterstützung der Verunglückten zu sammeln. Ueber-

dieß ist unter öffentlicher Autorität eine Haussammlung bei den Einwohnern veranstaltet. Alle eingekommene Gelder wurden an das gemeinschaftliche Amt zu Gernsbach abgegeben, das für die zweckmäßigste Verwendung Sorge trägt. *) Dabei sorgt man mit der größten Schnelligkeit für die Wiederaufführung der Gebäude. Schon jetzt sind die Plätze gereinigt, die Baumaterialien aufgesetzt, und viele neue Gebäude schon merklich fortgerückt. Auch hier wird der Brand ohne Zweifel zur Verschönerung des Städtchens beitragen, und, wie ich hoffe, ebenfalls dazu, daß die Straßen breiter, die Häuser dauerhafter werden.

Auf dem Rückwege ließ ich den Wagen bei der Promenade halten, und verfolgte die Allee weiter nach Lichtenthal. Dieß schöne Dorf liegt sehr angenehm an der Oosbach, eine kleine halbe Stunde von Baden. Es hat eine reiche

*) Die eingekommene Summe betrug 1100 Gulden von dem Congreß, und 700 Gulden von den Einwohnern.

Bernhardiner Frauenabtei. Für die Badegäste ist dieß eine der bequemsten Spaziertouren. Die Entfernung ist nicht sehr groß, und der Weg ist vortrefflich. Zugleich sind an der Seite, dem Hügel entlangs, kleine Fußsteige für einsame Wanderer.

XXXIX.

XXXIX.

Rastadt, den 20. Mai 1798.

Als ich gestern von Baden mit einem Republikanischen Gesandten zurückfuhr, begegnete mir — was ich bisher immer sorgfältig vermieden habe — mich in eine politische Discussion einzulassen. Dieser Gesandte ist ehedem Advocat gewesen. Dennoch behauptet er eine sehr freimüthige, vorurtheilsfreie Denkungsart über alle durch die Französische Revolution umgestürzten Einrichtungen. Er spricht sehr gut, mit Einsicht und Lebhaftigkeit; dabei besitzt er die Gewandheit im Vortrage, welche bei mündlichen Erörterungen so vorzüglich wichtig ist.

Von der sehr gemischten Gesellschaft, in der wir am Himmelfahrtstage in dem großen Gasthause in Baden gespeiset hatten, nahm er Anlaß zu einigen Bemerkungen über den Einfluß der Revolution auf den geselligen Ton. Er spot-

tete selbst über die Thorheit derer, welche Freiheit in Ungebundenheit, Freimüthigkeit in Grobheit setzen. Freilich werde die gute Gesellschaft schon wieder den rechten Ton finden; aber es gehöre doch etwas dazu, damit überhaupt der Anstand wieder die Herrschaft erlange, welche er bisher vorzüglich durch den Adel behauptet habe.

Ich erwiederte darauf, — wie Du weißt, nach meiner Ueberzeugung — daß dieser Vorzug dem Adel keinesweges eigenthümlich sey; daß er auf Beziehung und wissenschaftliche Bildung beruhe, die der Adel, in Deutschland und dem nördlichen Europa wenigstens, mit allen Personen bürgerlichen Standes theile, die hinreichendes Vermögen besäßen. Diese Idee wollte ich benutzen, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Sie führte so natürlich auf die wesentlichen Veränderungen des wissenschaftlichen Geschmacks in den letzten funfzig Jahren.

Aber mein Mann lenkte ungezwungen wieder ein. Er bestand darauf, dem Adel gebühre jener Vorzug wenigstens in so weit in höherem

Grade, als er sich fast immer in den Umständen befunden habe, wo man ihn am leichtesten erwirbt.

Dieß wollte ich jetzt nicht mehr einräumen. Ich verbreitete mich über die große Verschiedenheit des Maasstabes von Vermögen im Vergleich mit vorigen Zeiten. Davon kam ich auf Revolutionen im Handel. Dieser Gegenstand war reichhaltig genug, uns während des ganzen Weges zu beschäftigen, ohne auch nur eine Erörterung politischer Meinungen herbei zu führen.

Auch dieser Versuch war vergebens. Der Republikanische Gesandte schien es sich zu bestimmt vorgesetzt zu haben, über das Adelswesen zu sprechen. Wollte er mich belehren oder ausforschen, oder wollte er mir nur seine Beredsamkeit zur Schau geben — was weiß ich es? Genug — er kam, sobald es mit Anstand geschehen konnte, auf den vorigen Gegenstand zurück.

„Wenn Sie," sagte er, „dem Adel nicht diesen Vorzug zugestehen, so nehmen Sie, wie

mich dünkt, ihm einen der wichtigsten Gründe, der sich für seine Beibehaltung anführen läßt."

„Sie wollen doch nicht," erwiederte ich scherzend, „daß ich den Adel gegen einen Repu„blikanischen Gesandten in Schutz nehme?"

„Warum das nicht? wir reden über das Problem ganz im Allgemeinen; wir vergessen beide unserer persönlichen Verhältnisse, denken nicht daran, daß Sie einer Monarchie, ich einer Republik treu und gewärtig seyn müssen."

Ich antwortete, er wäre zu gewiegt in allen Lehren der Staatswissenschaft, als daß ich ihm etwas neues sagen könnte.

„Aber lassen Sie uns doch zugeben, es hat sich in diesen Streit gegen den Adel sehr viel Vorurtheil eingemischt, sehr viel leidenschaftliche Bitterkeit. Auf die Gefahr hin, daß Sie mich nicht für aufrichtig halten, versichere ich Sie, ich bin lange bei mir selbst zweifelhaft gewesen."

„Vielleicht," versetzte ich, weil ich doch sah, daß ich nicht ganz mit Stillschweigen ausreichen

kennte — „hat ein geschätzter Deutscher Philo„soph den Streitpunkt, wenn gleich nur im Vor„beigehen, am richtigsten bestimmt. Er würde „sich, sagt er, *) noch vielleicht bedenken, ob „er den Adel, wo er nicht wäre, einführen woll„te; aber wo er wäre, würde er ihn sicherlich „nicht abschaffen.“

„Dieser Satz scheint mir doch nicht ganz rich„tig. Wenn ich den Adel nicht abgeschafft wissen wollte, so würde ich ihn auch da einführen, wo er nicht wäre. In der Bestimmung des In„teresse der Staaten giebt es in einem gewissen Sinn keinen Mittelweg. Ist der Adel mehr schädlich, als nüzlich, so muß er abgeschaft wer„den, wo er schon statt findet. Ist er mehr nüz„lich, als schädlich, so muß man ihn einführen, auch wo wir ihn noch nicht kennen.“

„Auch die politischen Regeln sind nicht so „allgemein, daß sie keine Modificationen zulie„ßen, die sich nach den Umständen richten. Es

*) Tetens in einem Schreiben an Elers in des Letzteren staatswissenschaftlichen Aufsätzen, Kiel 1791, gr. 8.

„läßt sich denken, daß man Unzuträglichkeiten und „Mißbräuche des Erbadels für bedeutend genug „halte, um lieber keine Gelegenheit dazu durch „die Einführung jener Sitte zu geben. Umge„kehrt kann die einmal eingeführte, Jahrhun„derte lang beibehaltene Sitte, so tiefgreifende „Wirkungen auf die gegensettigen Verhältnisse „der Bürger haben, daß es jetzt bedenklicher wird, „die Sitte ganz abzuschaffen, als solche Ein„schränkungen zu treffen, wodurch der Mißbrauch „so viel möglich gehoben wird.“

„Aber — die Sache philosophisch betrach„tet — glauben Sie im Ernst, daß der Erbadel ein so wichtiges Triebrad in der Staatsmaschiene sey, daß es der Mühe lohne, diese Sitte, der doch nie ganz zu vermeidenden Mißbräuche ungeachtet, zu erhalten?“

Nun konnte ich ihm nicht füglich mehr ausweichen. Tete-a-Tete in einem Wagen, stand mir kein Mittel zu Gebot, wodurch man sonst zur gelegenen Zeit eine Unterredung abbrechen kann. Keine Zwischenkunft eines Dritten, die

oft gelegen genug kömmt, ließ sich erwarten. Nicht einmal eine Veranlassung zu halten, bot sich bald genug dar, um das Gespräch noch bis dahin auf Schleifwegen herumzuziehen. Auch war der Gegenstand nicht wichtig genug, um zu einem Nothmittel — zu einer plötzlichen Uebelkeit oder dergleichen — Zuflucht zu nehmen.

„Allerdings halte ich die Idee, worauf der „Erbadel beruhet, für einen Hebel politischer „Tugenden, den Sie mit Erfolg gebrauchen „können, wo kein andrer hinreicht. Wie ge„ringe ist die Anzahl der Menschen, die nur „um des Guten selbst willen, um des ei„genen Bewußtseyns willen, Tugend mit Auf„opferung üben? Im Ganzen genommen müs„sen Sie dem Menschen Beweggründe geben, „die außer ihm liegen, um ihn zu Thaten anzu„flammen, wobei er mehr entfernte, abstracte „Vorstellungen vor Augen haben soll, als den „gegenwärtigen Augenblick. Es ist Natur, oder „eine leicht zu erregende Ueberspannung, welche „ein eingeschlossenes Corps bewegt, als Ver„zweifelte zu fechten, um einer schrecklichen Ge-

„fangenschaft, selbst mit Todesgefahr, zu entge-
„hen. Aber dazu gehört mehr, die Sache eines
„Unterdrückten gegen mächtige Minister zu vertre-
„ten, auf die Gefahr selbst mit seiner Familie
„brodlos zu werden, vielleicht vor den Augen
„der Welt sogar sich mit Schande bedeckt zu se-
„hen, bis einst die gerechte Nachwelt jenes Ur-
„theil widerruft. Um solche Tugenden hervor-
„zurufen, bedürfen Sie außerordentlicher Triebfe-
„dern. Welche wollen Sie wählen? Geld
„oder Vortheile, die einen reicheren Lebensge-
„nuß vorheißen? Sie werden damit nicht aus-
„reichen. - Ueberdieß nähren Sie dadurch nur
„die eigennützige Denkungsart, die am Ende
„alles feil macht. Wo diese herrschend wird,
„da ist aller Edelsinn verloren, weil der Meist-
„biekende immer die gerechteste Sache hat. Ganz
„anders ist es mit der Ehre, mit der allgemei-
„nen Achtung der Mitbürger. Hier sind sich
„die Begriffe aller Nazionen in einem gewissen
„Grade gleich. Noch niemals hat man gehört,
„daß eine Nazion selbst im Kriege einen Verrä-
„ther ehrte, wenn sie ihn gleich in Gold schwim-

„men ließ. Daher wirkt dieser Reiz stärker, „als jeder andere, auf edlere Gemüther. Auch „diejenigen sind für ihn empfänglich, die Reich„thümer verschmähen.“ —

„Ich verstehe Sie; und ich bin mit Ihnen einig. Die Ehre ist von allen menschlichen Begierden die stärkste, wo es Hervorbringung höherer Tugenden gilt. Darum wollen wir auch öffentliche Ehrenbezeugungen. Aber das ist nicht zu diesem Endzweck nöthig, daß der Lohn auch auf den Sohn übergehe, der sich noch nicht gezeigt hat, auf die späten Nachkommen, die vielleicht unwürdige Menschen sind.“

„Verzeihen Sie! Gerade in dieser Fort„dauer der Auszeichnung nach dem Tode finde „ich einen Zauber, der uns gleichsam über die „Grenzen der menschlichen Sphäre erhebt. Der „Wunsch, seinen Kindern Vermögen zu hinter„lassen, ist — niemand läugnet es — die „fruchtbarste Quelle des Erwerbfleißes; sie ist „ein weit kräftigerer Sporn zu unaufhörlichen „Anstrengungen, als die Sorge für eigenes Aus-

„kommen. Warum sollte es nicht eben so seyn
„mit der Ehre? Je empfänglicher ich selbst da-
„für bin, desto mächtiger muß auf mich die Aus-
„sicht wirken, die Früchte meiner ungewöhnli-
„chen Anstrengungen auf meines Namens Er-
„ben zu verpflanzen. Dieser Trieb hängt innig
„genau zusammen mit den Anlagen des Menschen
„zur Geselligkeit, die ihm die Vorsehung ohne
„Zweifel gab, um ihn der möglichsten Vervoll-
„kommnung näher zu bringen. Die ganze thie-
„rische Natur ist voll von der elterlichen Zärtlich-
„keit. Bei uns nimmt sie einen edleren Cha-
„rakter an, weil wir Vernunftfähigkeit besitzen.
„Nichts gleicht der Mühe, den Aufopferungen,
„wozu sie uns fähig macht. Keine Neigung hat
„auch wohlthätigere Folgen für die Gesellschaft.
„Was könnte uns wohl eher zur sorgfältigsten
„Erziehung unserer Kinder bewegen, als eben
„die Gewißheit, daß wir durch sie die Wohlthä-
„ter aller künftigen Geschlechter werden? daß
„mit unserem Namen dadurch stets bei dem
„Volke sich ein segnendes Andenken erhalten
„wird? Diese mannigfaltigen guten Folgen soll

„die Gesetzgebung der Nazionen zu begünstigen „suchen. Darum soll sie in dem Sohn das Ver„dienst des Vaters ehren, soll ihm gewisserma„ßen ein Creditiv geben auf ihr vorzügliches Zu„trauen, bis er Gelegenheit hat, selbst zu zei„gen, daß er des Vaters Tugend erbte.“ *)

„Wollen Sie dem Adel keine andere Rechte geben? kein Vorrecht, oder wohl gar ein aus„schließendes Recht auf die ersten Staatsämter? Keine Steuerfreiheit? Kein vorzügliches Recht als Güterbesitzer, das ihm doch das neue Preu„ßische Gesetz in so vollem Umfange einräumt?“

„Wenn ich meine Stimme geben soll — „im Ganzen nein. Der Erbadel ist weiter „nichts, als die Vererbung des Namens und „Wappens, die auch bei bürgerlichen Familien „statt findet, mit dem Unterschiede, daß an den „adlichen Namen, wenn ich mich so ausdrücken „darf, gewisse vorzügliche Ehrenrechte gebunden

*) Aus eben diesem Gesichtspunkt — aber auch aus diesem Gesichtspunkt allein — vertheidigte unser Bernstorf den Erbadel.

„sind. Was können daß für Rechte seyn? Der „öftere Zutritt zu dem Hoflager; der Vorrang „bei Gelegenheiten, wo ein Rang eintreten muß „ohne verdienstlichere Entscheidungsgründe; die „ausschließende Theilnahme an Ritterorden; viel„leicht — ich läugne es nicht — ein Vorrecht „zu gewissen Staatsämtern, beides bürgerlichen „und militärischen — unter der Voraussetzung, „daß kein geschickterer Competent bür„gerlichen Standes den Vorzug habe. *) In

*) Es könnte scheinen, als ob ich hier anderen Stellen in meinen Schriften widerspräche, namentlich der Abhandlung in meinem Archiv für Staatswissenschaft und Gesetzgebung Th. 1. (1795. gr. 8.) S. 555—558. wo ich eine absolute Gleichheit der Ansprüche auf alle Staatsbedienungen ohne Unterschied als ein Grundgesetz der Politik aufgestellt habe. Aber ich bitte die Leser zu bedenken, daß hier nicht von wirklich bestehendem Recht, sondern von zu gebenden Gesetzen die Rede ist, und daß dieses Vorrecht nicht anders vorgeschlagen wird, als im Zusammenhang mit den nachfolgenden Bestimmungen. Diese binden den Adel mehr, als es in irgend einer mir bekannten Gesetzgebung geschehen ist, an den Dienst des Staats; es ist

„diesem Falle werde ihm als Belohnung seiner „Verdienste der Adel von dem Landesherrn ertheilt. Andere Rechte will ich der adlichen Abkunft nicht einräumen, so fern ihre Ertheilung „von der Willkühr des Gesetzgebers abhängt. „Daß der Adel allein Klöster oder andere Stiftungen besitzt, daß er als Gutsbesitzer auf „Ständischen Versammlungen einen eigenen „Stand ausmacht — sind Rechte, die sich auf „Privateigenthum der Vorfahren gründen. Diese „können nicht ohne Machtsprüche aufgehoben werden, die noch keine hinreichende Noth rechtfertigt. Hingegen alle Vorrechte adliger Güterbesitzer vor bürgerlichen widersprechen durchaus „den Grundsätzen der Gesetzgebung. So wenig „Steuerfreiheit, als Ehrenrechte sollten jemals „an den Güterbesitz, geschweige denn an die verschiedene Abkunft des Besitzers gebunden seyn. „Sogar die Vorschrift des preußischen Gesetzbuchs,

daher auch billig, ihm eine auf die Weise unbedenkliche Aussicht vorzüglicher Ehrenbezeugungen als das Ziel seiner Anstrengungen zu zeigen.

„weil Sie mir diese als Vorbild nennen, kann „ich nicht gelten lassen, daß der Besitz adliger „Güter in der Regel dem Adel vorbehalten ist, „und dem Bürgerlichen nur durch besondere Er„laubniß eingeräumt wird. Solche Einschrän„kungen sind dem großen Gesetz der Staatswirth„schaft, der möglichsten Vermehrung der Produ„ction eben so nachtheilig, als der Beförderung „der Eintracht, des wichtigen Gemeinsinns „der Bürger eines Staats."

„Fromme Wünsche, mein lieber Freund, und nichts weiter! Wie in aller Welt reimen sich doch die Deutschen Gesetze, und, ich denke, wahrlich auch die in anderen Ländern, mit diesen weltbürgerlichen Ideen? Wie? Ein Erbadel ohne ausschließendes Recht auf die ersten Aemter des Staats, ohne Steuerfreiheit, ohne Begünstigung in dem Besitz der Landgüter? Für wen lohnt es sich dann der Mühe, seinen Adel geltend zu machen?"

„Für den, der Sinn hat für das Verdienst „der Vorfahren, für das köstliche Gefühl der „Dankbarkeit der Nazionen, für die Macht des

„Beispiels auf den lebhaften jungen Mann in der „Stunde der Versuchung. Billigen Sie nicht „den Familienstolz, mit dem ein später Nach„komme Sülly's auf den Verdacht der Beste„chung antworten könnte: unter den Sül„ly's war noch nie ein Schurke. O „wollte Gott, der Französische Adel hätte diesen „Geist!“ —

„Gemach! Sie werden Monarchist, ich Republikaner — und wir wollten uns beide zu Philosophen erheben.“

„Ich bitte um Verzeihung; aber Sie mö„gen einen Theil der Schuld übernehmen, weil „Sie mein Glaubensbekenntniß hervorgerufen „haben. Ich wollte sagen, der Erbadel sollte „von dem Werth, den ihm die Vorfahren bei „dem Volk gaben, einen zu hohen Begriff haben, „um seine wesentlichen Vorzüge nach eitlem Prunk „oder Geld zu berechnen. Es ist auch nicht ge„gründet, daß eigentlich die Gesetze dem Erb„adel alle jene Vorrechte geben. Fast in keinem „Lande sichern sie ihm das Recht, was er am

„höchsten schätzt, die Bekleidung der ersten Aem-
„ter im Staat. Er verdankt es den Maximen
„der Regierungen, und Schwäche und Unkunde
„allein erzeugen den Mißbrauch, daß diese Aem-
„ter in vielen Ländern hauptsächlich nach
„der Geburt, und dann erst nach Verdienst
„und Würdigkeit vergeben werden. So ist es
„auch meistens mit der Steuerfreiheit und jenen
„Ehrenrechten. Die Vorzüge, deren der Adel
„dabei genießt, sind weit minder gegründet in
„Gesetzen, als in Herkommen, das nur permissi-
„ves Recht giebt, und gleich jedem anderen Miß-
„brauch, mit der nöthigen Schonung des nutz-
„baren Eigenthums, der ausdrücklichen berichti-
„genden Verfügung weichen muß. Sie werden
„mir doch einräumen, daß man fehlerhafte Ma-
„ximen mit richtigen vertauschen kann? daß die
„Regierung vor allen Dingen offenbare Mißbräu-
„che abschaffen kann?“

„Allerdings, daß man es beides kann und soll; aber deswegen glaube ich nicht, daß es geschehen wird. Alle Ihre Cabinette sind in der

Ge-

Gewalt des Adels. Der Adel hängt zusammen, wird von einem Geist beseelt, wie die Jesuiten. Dürfen Sie es erwarten, daß die, welche im Besitz der Macht, der äußeren Ehre, der Reichthümer sind, die Pforten dieses Eldorado ihren Söhnen verschließen? Und gesetzt, eine Regierung wäre weise, wäre standhaft genug, der Stimme der Vernunft über das Geschrei des Adelsgeistes den Sieg zu verschaffen, wie wenige werden ihr folgen? Was gewinnt die sittliche Lage von Europa im Ganzen dabei, wenn ein allgemeiner Mißbrauch in einem Staat abgeschafft wird? Muß nicht vielmehr selbst jene besser unterrichtete Regierung bald genug zurücktreten, sich dem Strom der Meinung wieder anschließen?"

„Freilich scheint der Zeitpunkt noch fern zu „seyn, wo wir eine Uebereinstimmung aller „monarchischen Regierungen zu jenem Ziel annehmen dürfen; indeß wollen wir darum die Hoffnung nicht aufgeben. Der Fortschritt der Aufklärung läßt sich nicht berechnen. Unser Jahr-

„hundert ist Zeuge gewesen einer unbegreiflichen „Schnelligkeit der größten Revolutionen in Sit„ten und Wissenschaften. Eben dieß kann man „in der Politik erwarten. Die große, schrecklis„che Lehre, welche Nordamerika, Polen und „Frankreich, jedes in umgekehrtem Sinn, den „Regenten und dem Adel innerhalb fünf und „zwanzig Jahren gaben, bleibt sicherlich nicht „ohne Wirkung. Nothwendig müssen die Mon„archen einsehen, daß die Ruhe der Staaten, „des Landes Wohlstand, ihre eigene Sicherheit „davon abhängt, daß alle Aemter, die ersten „insonderheit, mit den fähigsten Männern besetzt „werden, ohne Rücksicht auf Geburt oder persön„liche Verbindungen. Auch der Adel kann es „sich nicht länger verhehlen, daß der ungestörte „Genuß seiner unschädlichen Vorzüge, selbst sei„ne Existenz unbedingt gebunden ist an die Auf„opferung eingebildeter Vorrechte, die kein Un„befangener für etwas anderes als schreiende „Mißbräuche erkennt. Der Adel wird, als ge„genwärtige Räthe der Fürsten, selbst die Hände „dazu bieten, die Regierungsmaximen bei Bese-

„tung der Aemter dem wahren Interesse des „Staats gemäßer einzurichten; die Steuerfrei„heit, die privilegirte Gerichtsbarkeit, alle an„dere die rechtmäßige bürgerliche Gleichheit belei„digende Unterscheidungen aufzuheben. Ich „denke, Sie und ich sollen es noch beide erleben, „durch Erfahrung uns zu überzeugen, wie nüz„lich der Erbadel dem Staat seyn kann, wenn „die Regierung ihn auf richtige politische Grund„sätze zurück führt.“

„Ungeachtet wir, nach dem Ausbruch der Französischen Revolution so gut, wie vorher, täglich Veranstaltungen sehen, die jenem Zweck gerade zuwider laufen? Man denkt ja an nichts weniger, als den Erbadel an die Verdienste der Vorfahren zu knüpfen. In allen monarchischen Staaten adelt man jetzt durch Stellen, dann durch Pergamente den reichen oder den begünstigten Mann, ohne daß er um den Staat auch nur das mindeste Verdienst hätte. Oder ist es Verdienst, mit einer fürstlichen Buhlerin verwandt zu seyn, die durch ihre wollüstigen Umarmungen

Freiherrliche und Gräfliche Würden nach ihrem Gefallen auswirken kann? Ist es rathsam, den reichen Kaufmann seines Geldes wegen in einen Stand zu versetzen, der nur durch persönlichen Werth für den Staat denkbar ist, und ihm so Anlaß zu geben, blos die Zinsen seines Vermögens müßig zu verzehren, anstatt es durch beständigen Umsatz im Handel zu vermehren, und es zu gebrauchen zur steten Belebung wohlthätiger Industrie? Halten Sie es für weise, mit Adelspatenten ein Gewerbe zu treiben, und jedem unbescholtenen Mann diese Waare für die bestimmte Gebühr zu überlassen, ohne an den Mißbrauch zu denken, den er oder seine Söhne damit treiben können?“

„Gewiß nicht! Dieß ist einer von den Mißbräuchen, die man durchaus abschaffen muß, „wenn der Erbadel seinem Zweck entsprechen soll. „Er wird fortgesetzt durch die Söhne aus rechtmäßigen Ehen — daß es auf den Stand der „Mutter nicht ankomme, versteht sich von selbst. „Auf ein neues Geschlecht kann er nicht kommen,

„ohne durch ausgezeichnetes Verdienst in dem „Dienst des Staats. Wer als Staatsbe„amter, sey es in welchem Posten es wolle, durch „ein einzelnes namhaftes Verdienst um den Staat, „sich so auszeichnet, daß die Regierung es angemes„sen findet, sein Andenken auch in seinen Nach„kommen zu ehren, der werde unter die Zahl der „adlichen Geschlechter aufgenommen. Auch wol„len wir dem den Adel für sein Geschlecht erthei„len, der noch nicht Gelegenheit hatte, eine „auffallende Grosthat als Staatsbeamter zu „thun, aber sich so zum Dienst des Staats vor„bereitete, oder in untergeordneten Aemtern so „bewies, daß man ihn im letzteren Falle würdi„ger als einen Adlichen findet, zu Minister- oder „Feldherrenposten, oder im ersten fähig zu Stel„len, welche die Meinung bis jetzt noch dem Adel „vorbehält. *) Dabei vergessen Sie nicht, daß „dieser Erbadel keine andere Rechte giebt, als „jene Vorzüge der Meinung, und das Vorrecht

*) Ich meinte, wie die Leser aus dem 34sten Briefe wissen, Gesandtschaftsposten, doch natürlich ohne sie zu nennen.

„zu den ersten Aemtern, so lange kein Nichtadli-
„cher der würdigere ist, und deswegen das Amt,
„so wie mit dem Amt den Erbadel erhält. Aber
„auch jene Vorzüge sollten ruhen, wenn der Adel
„sich seiner einzigen Bestimmung entzieht, um
„deren willen der Staat ihn vorzüglich ehrt —
„dem Dienst des Staats. Kein Adlicher, der
„nicht dem Staat dient, sollte einen Rang ha-
„ben: so ist es wirklich in Dänemark, dem
„Geist der Monarchie ganz angemessen. Kein
„Adlicher, der nicht dem Staat dient — dazu
„gehört freilich auch das Hoflager — kann ein
„Ordensband erhalten. Noch vielweniger muß
„der Adliche zu irgend einem Amt auf eine ande-
„re Weise gelangen, als jeder Nichtadliche.
„Dieselbe Stufenfolge, welche für diese gilt, ist
„auch für den Adel verbindlich. Es ist kein Un-
„terschied, als bei den wenigen vorbehaltenen
„Aemtern. Hier sieht sich die Regierung erst
„dann nach fähigen Nichtadlichen unter der nächst-
„folgenden Klasse der Staatsbeamten um, wenn
„sie keinen vollkommen fähigen Adlichen unter ihr
„findet. Durch diesen Vorzug lohnt der Staat,

„in sonst gleichen Fällen, ererbtes Verdienst um „der allgemeinen Nacheiferung willen. Dage„gen ist er auch zwiefach strenge gegen alle Verge„hungen, wodurch der Sprösling eines berühm„ten Geschlechts zeigt, daß er seiner Vorfahren „nicht eingedenk war. Ein jedes Dienstvergehen, „das die Absetzung zur Folge hat, würde ich auch „durch den Verlust des Adels ahnden. Wer „strafbaren Wucher treibt, wer falsch spielt, „wer einen leichtsinnigen Bankerot macht, wer „ein unbescholtenes Mädchen unter dem Verspre„chen der Ehe verführt, der verliere seinen Adel, „ohne deswegen ganz seine bürgerliche Ehre zu „verlieren. Warum kann nicht der Staat den „Beweis eines vorzüglichen Zutrauens zurück„nehmen, wenn er gleich nicht jemand alles Zu„trauens unwürdig erklärt? Der Begriff von „Vorzügen des Adels ist unzertrennlich von dem „eines ausgezeichneten Werths jedes Individs für „den Staat. Darum ruhen die Wirkungen je„ner Vorzüge, wenn der Adel sich nicht dem „Dienst des Staats widmet. Man verwirkt „den Adel nur durch Verbrechen, durch keine Art

„des erlaubten bürgerlichen Gewerbes. Aber „man genießt seiner Vorzüge nicht, wenn man „ein bürgerliches Gewerbe ergreift, oder auf „seinem Gute lebt, ohne dem Staat unmittelbar „zu dienen.“

„Demungeachtet werden die übrigen Bürger des Staats stets mit Mißvergnügen auf die Vorzüge des Adels sehen, sie stets beneiden. Es liegt zu viel widriges in dem Gedanken, daß Individuen, bei geringerem persönlichen Verdienst, durch den zufälligen Umstand ihrer Geburt, Vortheile vor anderen genießen sollen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß der Haß gegen den Adel sich jemals besänftigen lasse, so lange die Wirkung des Unterschieds fortdauert, wenn gleich in geringerem Grade, als zu der Zeit, da jener lange verborgene Haß zu einem schrecklichen Ausbruch kam.“

„Eben dieß könnte ich vielleicht mit Recht „auf den ererbten Reichthum anwenden. „Auch hier gewährt die Geburt Vortheile, die „dem Haufen unendlich mehr in die Augen fallen, „ihm ungleich beneidenswürdiger erscheinen,

„als die des Erbadels. Aber ich will diese Idee „nicht verfolgen. Sie führt auf eine zu scharfe „Untersuchung der Persönlichkeiten bei der Aufeindung des Adels. Lassen Sie mich lieber „glauben, daß die Wirkung aufhören werde mit „der bei weitem stärksten und häufigsten Ursache. „Was dem Adel den bitteren Haß der übrigen „Stände, insonderheit des Tiers-Etat, zugezogen hat, sind einige beleidigende Vorrechte, „und übermüthiges Betragen im geselligen Umgange. Jene wird man aufhören anzufeinden, „wenn das schädliche Monopol der ersten Staatsämter aufgehoben, alle beleidigende Ungleichheit abgestellt wird; wenn man offenbar selbst „die noch übrigen Vorzüge des Adels so unzertrennlich an persönliches Verdienst bindet, daß „kein verständiger Bürger mehr einen gerechten „Grund zu klagen hat. Der gesellschaftliche „Uebermuth, der lächerliche Adelsstolz, ist schon „durch die Sitten unserer Zeit, durch das erstaunende Uebergewicht des dritten Standes an „Kenntnissen, Bildung und Reichthum, so sehr „vermindert, daß man diese Thorheiten nur noch

„aus der Tradition ganz kennt, selbst da, wo:
„hin die Folgen der Revolution nur wenig ge:
„drungen sind. Noch mehr würden sich diese
„Flecken verwischen bei einer Reform des Adels:
„wesens, welche theils allen wahren Vor:
„zug nur an persönliches Verdienst bindet,
„theils dem Verdienst der Nichtadlichen, un:
„abhängig von der Zufälligkeit des Reichthums,
„völlig freie Concurrenz mit dem Adel läßt, und
„ihm die Erwerbung des Adels frei stellet. So
„erscheint mir in der That der Adel als eine dem
„Staat so nüzliche Einrichtung, daß jeder ver:
„nünftige Bürger Ursache hat, sie als Mitglied
„des Staats um des allgemeinen Besten willen
„zu lieben, zu unterstützen, gegen die Ueber:
„bleibsel des noch nicht ganz erloschenen Hasses
„zu vertheidigen. Aber sicherlich wird es dessen
„nicht lange bedürfen. Ich bin fest überzeugt,
„daß wir nicht mehr von Klagen über den Adels:
„geist, von Feindseligkeiten gegen die Adlichen
„hören werden, wenn auch nur eine Regierung
„anfängt, jenes System fest und unabänderlich
„zu verfolgen.“

„Das werde ich für unmöglich halten, bis mich die Erfahrung widerlegt. Im Gegentheil die Mißbräuche, welche bisher statt fanden, scheinen nur so tief eingewurzelt zu seyn, daß ich keine gründliche Hülfe vorausſehe, als in der gänzlichen Aufhebung aller und jeder Vorrechte, die blos auf die Geburt beruhen. Darum will ich in Republiken blos von persönlichem Adel wissen. Nur diesen kennt die Natur; er ist ihr eigenes Werk. Jeder Bürger kann ihn erwerben. Die Gesetze bestimmen die Mittel. Der Sorge der Regierung bleibt es überlassen, sorgfältig darüber zu wachen, daß der Lohn nicht ausbleibe. Die Wirkungen dieses Adels können niemand beleidigen: sie sind immer Tribut des Verdienstes. Der Bürger, dem das Gesetz diese Auszeichnung zuspricht, ist der erste bei allen friedlichen Versammlungen. Nur er hat den Zutritt zu den ersten Aemtern der Republik. Von Zeit zu Zeit wiederholt die Nazion öffentlich die Bezeugungen ihres Danks. Selbst über das Grab hinaus erstrecken sich diese Ehrenzeichen. Man sollte, wie in Egypten, jährlich

Todesfeste halten, um das Andenken der großen Männer der Republik stets gegenwärtig zu erhalten, um die Nachkommen zu ähnlichen Thaten zu ermuntern, indem man sie auf das Vorbild dieser erhabenen Muster verweiset."

Er verfolgte nun diese Idee durch alle Nüancen. Du kannst glauben, daß ich die Gelegenheit nicht unbenutzt ließ, ihn fortreden zu machen, da er glücklicher Weise einmal in den Schwung kam. Manche seiner Gedanken waren belehrend für mich; sie scheinen mir, abgerechnet von den Spielereien junger Republikaner, und dem Bombast der ersten Posaunengel der Freiheit, vieles zu enthalten, das in jedem Staat anwendbar ist. Und dann war ich des Disputirens herzlich müde; ich schätzte mich glücklich, unsere Unterredung auf eine Art zu beendigen, die für ihn auf gewisse Weise verbindlich war.

Wirklich bestärke ich mich täglich in meiner alten Abneigung gegen politische Dispüten. Man richtet fast nie etwas dadurch aus. Jeder ist von seiner Meinung so eingenommen, hängt

ihr aus so überwiegenden persönlichen Gründen an, daß man an keine Ueberzeugung denken darf. Nicht einmal bis zu einem redlichen Zweifel bringst Du Deinen Gegner. Er ist nur darauf bedacht, Dich zu widerlegen, nicht Deine Gründe in ihrer ganzen Stärke zu untersuchen. Gewöhnlich hört jeder Theil nur sich selbst. Während der andere spricht, denkt er nur auf seine Antwort. Also nicht Wahrheitsliebe, sondern Eitelkeit ist die Triebfeder der Disputen. Wir wollen glänzen durch unsern Verstand, unsern Witz, unsere Kenntnisse. Uns lüstert nach dem Triumph, unserer Meinung wenigstens in der Unterredung den Triumph zu verschaffen. Wehe dem Gegner, der dieß übersieht, der nicht weiß unserer Eitelkeit zu schonen. Es ist ein gefährlicher Sieg, der in Debatten über politische Meinungen. Man gewinnt seinen Gegner nie; man erbittert ihn nur, beseelt ihn zur Rache. Wie oft leidet dann der Dienst unter dem Manne! Die geheime Geschichte der Verhandlungen giebt hier Resultate, über deren Ursachen man erstaunen muß. Darum habe ich es mir früh zu einer

strengen Regel gemacht, nie in politische Disputen einzutreten. Selten äußere ich mich bei Verschiedenheit der Meinungen weiter, als es nöthig ist, um die der anderen kennen zu lernen. Habe ich dieß erreicht, so suche ich auf eine gute Art nachzugeben. Und selbst wenn der gänzliche Widerspruch eine solche Ausgleichung unmöglich macht, treibe ich doch den Streit nie weiter, als es der Anstand unumgänglich befiehlt. Den Sieg wünsche ich so wenig, daß ich nicht einmal daran denke. Wer sollte nicht auch in Privatverhältnissen fremder Eitelkeit, auf Kosten seiner eigenen, schonen, wenn man weiß, daß die Folgen für Dienstgeschäfte nicht gleichgültig sind?

XL.

Rastadt, den 22. Mai 1798.

Urtheilen Sie von meinem Erstaunen, lieber Freund, als ich Ihren Namen mit unter den Geiseln fand, welche die Franzosen zur Sicherheit der aufgelegten Kriegssteuer von Bern nach Hüningen bringen wollten! Wie freuete ich mich, daß ich Sie sicher wußte, fern von dem Schauplatz der schrecklichen Verwirrung, die der unglücklichen Schweiz bevorsteht!

Die Absicht der sogenannten Befreiung der Schweiz hat sich nun so deutlich entwickelt, daß niemand mehr ungewiß darüber seyn kann. Den Befreiern genügt es keinesweges, daß beiläufig die befreiende Armee mit allen Bedürfnissen reichlich versehen wird, daß die privilegirten Geldvögel, die sie unter dem Namen der Commissaire aller Klassen begleiten, sich hier mit neuem Raub sättigen. Sie nehmen den Befrei-

ten auch alles Geschütz und Munition aus ihren Arsenälen, damit man sie nicht weiter mißbrauchen könne. Zugleich wollen sie die Gelegenheit nicht unbenutzt lassen, auch die öffentlichen Kassen auf eine kurze Zeit zu füllen.

Man hat schon am 8. April eine Kriegssteuer ausgeschrieben; aber, wie es sich versteht, unter verhöhnender Maske. „Es wäre ungerecht,“ versichern die Repräsentanten der Französischen Regierung in der Schweiz, Lecarlier und der Obergeneral Schauenburg, „und den „Grundsätzen der Französischen Regierung zuwi„der, wenn die ganze Schweiz die Kriegssteuer „bezahlen sollte, welche man Frankreich als „Schadloshaltung schuldig wäre. Die Französi„sche Regierung verwechsle nicht die Verblendung „der Völker mit den Ungerechtigkeiten und den „Verbrechen der Regierungen. Die erforderliche „Schadloshaltung falle also einzig auf diejenigen, „welche zur schweizerischen Oligarchie gehörten. „Nur diejenigen sollten die Kriegssteuer tragen, „welche die Regierungsstellen bekleideten, welche

theils

„theils für sich, theils durch den Einfluß derjenis
„gen, die mit ihnen gleiche Meinungen und
„Vortheile hatten, und die Ursache des Kriegs
„waren. So werde derjenige, welcher Nas
„tur und Freiheit liebe, der stille Lands
„mann, nicht verbunden seyn, den Ertrag seines
„Schweißes herzugeben, um die Schuld der Olis
„garchie zu bezahlen; so werde der nüzliche Bürs
„ger, dessen thätige Betriebsamkeit für die Bes
„dürfnisse seiner Mitbürger sorgt, nicht Gefahr
„laufen, seines nothwendigen Eigenthums bes
„raubt zu werden, während der stolze und treulos
„se Aristokrat sich über dessen Noth freuen würde.“

Sehen Sie da den Grund, lieber Bonstets
ten, warum auch Ihr Vermögen an die Französ
sische Regierung steuren muß. Sie gehören zu
den stolzen und treulosen Aristokraten, weil Ihre
Familie von der Klasse der Berner Patrizier ist.
Beugen Sie sich im Staube; leiden Sie reues
voll für Ihre unwillkührliche Schuld; verehren
Sie anbetend die gerechten Strafgerichte der
Götter der Erde!

Indeß erforderte eben dieser rege Sinn für Gerechtigkeit auch Zwangsmittel gegen die, welche seiner Stimme nicht sogleich folgten. Die Contribution ist auf die kleine Summe von 15 Millionen Französischer Livres angesetzt für die fünf verderbten Cantone Bern, Freiburg, Slothurn, Luzern, Zürch; dann noch eine Million für das Stift zu Luzern, die Abtei St. Urban und die Abtei Einsiedeln. Zwar Luzern und Zürch sind nie im Kriege mit der Französischen Republik gewesen; Zürch hat sogar, seiner Gelehrigkeit wegen, noch neuerlich Belobungsschreiben von dem Obergeneral erhalten. Allein an der Contribution müssen sie doch Theil nehmen, um ihre aristokratischen Gesinnungen abzubüßen. Die Stifter bedürfen überdieß einer Züchtigung wegen ihres Aberglaubens. Nach diesen Grundsätzen ist die Schatzung vertheilt; man vermuthet, daß auch zwischen ihrer Strafbarkeit und dem Vermögen ein Verhältniß statt finde. Daher bezahlt Bern 6 Millionen, Freiburg 2, Solothurn 2, Luzern 2, Zürch 3 Millionen; Einsiedlen allein so viel, als die

beiden anderen Stifter zusammen. In den Cantonen bezahlen blos die alten Regenten, ihre Familien, und die Sekelmeister der Regierungen. Die Verwaltungskammern bestimmen den Betrag für jeden Steuerpflichtigen; aber sie haften alle in Masse. Für Bern, als den strafbarsten und reichsten Canton, gilt keine Reklamation; in den vier anderen will man zu einer richtigeren Vertheilung gnädig die Hand bieten. Doch, wohl verstanden, keine Einwendung kann die vorläufige Bezahlung der beiden ersten Termine aufhalten, die vermuthlich zum Sold der Freiheitsarmee bestimmt sind. Innerhalb drei Monaten muß die ganze Summe in fünf gleichen Terminen bezahlt seyn; der erste schon fünf Tage nach der Verfügung, der zweite fünf und zwanzig Tage nachher.

Sollte die Bezahlung auf den bestimmten Termin zurückbleiben, so wird gehörige Strenge gegen die Steuerpflichtigen gebraucht. Schon in der Verordnung sind zwölf Geiseln genannt, die man aus Bern abführen soll, und

acht aus Solothurn. Unter den Bernern sind Sie, die Rathsherren Erlach, Manuel, Tscharner, der Schweizer Gesandter hier in Rastadt war, Diesbach, Wurstemberger; dann Mülinen, Schultheiß, Mattervil-le, Landvogt von Vevay, Groß, Landvogt zu Königsfelden, Brunner, Landvogt von Wimmis, Diesbach von Carouge, Landvogt von Frinnisberg, Fischer, Venner. Am 14. April hat man diese Männer wirklich nach Hüningen abgeführt; so viel wir wissen, waren die eilf alle zur Stelle.

An eben diesem Tage giengen die letzten Wagen mit dem Berner Schaz nach Frankreich ab. Es waren überhaupt 360 Centner große Thaler. Man berechnet die ganze Summe, die bei dem Abgang der alten Regierung noch in dem Schatz war, auf $7\frac{1}{2}$ Millionen Schweizer Livres. Dieser, durch das Gerücht noch sehr vergrößerte, Schatz; ist denn der einzige unmittelbare Gewinn, den das Französische Directorium von der Eroberung der Schweiz hat. Das Directo-

rium hat ihn sich zugeeignet, ohne einmal einen Grund anzugeben. Man hat die Regierung mit dem Staat verwechselt; das Staatseigenthum weggenommen, als Eigenthum der abgehenden Regierung. Aber es giebt Handlungen, worüber unser eigenes Gefühl so bestimmt abspricht, daß wir auch nicht nach der Rechtmäßigkeit fragen. *)

Zu allem Ueberfluß gaben auch die Französischen Machthaber in der Schweiz schon vorläufig zu erkennen, daß ihre Regierung eben so liebreiche Absichten mit den Lasten der übrigen Cantone hatte, gegen welche sie doch kein Kriegsrecht anführen konnte. Lecarlier kündigte eben

*) Noch einer der neuesten Französischen Schriftsteller — hierin gewiß ein unpartheiischer Zeuge — Dümas in seinem Precis des envenemens militaires de 1799 N. XI. XII. gesteht geradezu, das Französische Directorium habe durch sein Verfahren mit der Schweiz Europa in dem Grade wider sich empört, daß es von dem Augenblick an die allgemeine Meinung ganz wider sich gehabt habe. Ich werde im Verfolge Gelegenheit finden, zu zeigen, daß dieß auch von Frankreich selbst galt.

in jener Beschatzungsverordnung zugleich an, man werde in den Cantonen Solothurn, Freiburg, Luzern und Zürch zur Verification der öffentlichen Fonds und Kassen fortschreiten, und nach der Verification das Gehörige bestimmen. Diese Bestimmung konnte wohl nicht anders ausfallen, als wie seine Nachfolger sie wirklich ertheilten — daß alle öffentlichen Kassen der Französischen Republik gehörten.

Urtheilen Sie, ob diese Maasregeln die neue Helvetische Constitution bei den Cantonen beliebt machen konnte, die sie noch nicht angenommen hatten? Wäre auch nicht der Fanatismus gewesen, nicht Anhänglichkeit an den alten Schweizersinn genährt durch Isolirung, nicht das Gefühl des Mißverhältnisses einer nach Französischem Zuschnitt gemodelten Constitution — die kleinen Cantone hätten wahrlich Ursache genug gefunden, sich in dem Schicksal der größeren zu spiegeln, um ihre äußersten Kräfte anzuwenden, nicht darin verflochten zu werden.

Vergebens erließen die Helvetischen gesetzgebenden Räthe, gleich nachdem sie sich organisirt hatten, schon am 19. April, eine Ermahnung an die Cantone Glaris, Zug, Schwyz, Uri und Unterwalden, sich an die Constitution anzuschließen; vergebens hatte der Obergeneral Schauenburg einige Tage vorher, am 13., eine drohende Proklamation abgegeben, und zur Unterstützung derselben eine Sperre verfügt; vergebens forderte Lecarlier sie am 11. April mit rührender Beredsamkeit zur Vereinigung mit dem übrigen Helvetien auf, indeß er zu eben der Zeit die auffallendste Wirkung der bisherigen Ungleichheit, den Berner Schaz nach Frankreich wandern machte.

Diese einfachen, eigensinnigen Bergbewohner fanden keinen Geschmack an hochtrabenden Deklamationen. Zwar beschloß selbst die Versammlung der demokratischen Cantone am 31. März zu Brunnen die Constitution bei ihren Landesgemeinen zu empfehlen: aber die entschiedene Mehrheit erklärte sich, Unterwalden ob

dem Wald ausgenommen, in allen Cantonen das wider. Unterwalden unter dem Wald verwarf die Constitution am 9. April in einer feierlichen Volksversammlung, welche durch alle religieuse Gebräuche geheiligt ward. Glarus erklärte am 15. April „aus wichtigen Gründen, besonders „wegen Mangels hinlänglicher Einkünfte, die „Constitution nicht annehmen zu können, sondern „bei der bisherigen einfachen und ländlichen Re„gierungsform zu verbleiben, die ja weder ari„stokratisch noch oligarchisch wäre, sondern das „Erwählen und Entsetzen gänzlich in die Gewalt „des sämmtlichen Volks stelle, in der Hoffnung, „daß ihnen desfalls niemand eine andere Staats„verfassung aufbürden, noch in ihrem friedlichen „Thale in der Ruhe stören werde.“ Zugleich vereinigte man sich unter Abschwörung eines feierlichen Eides, die mit der Väter theurem Blut erworbene Freiheit, mit Leib, Gut und Blut bis auf das äußerste zu vertheidigen.

Wirklich rüsteten sich diese Cantone zur Vertheidigung. Zuger Truppen rückten in die freien

Aemter ein. Am 26. April fiel bei Dottikon das erste Gefecht gegen die Freiämter vor; am 28. besetzten sie die Cantone Rapperswyl. Nun führten sie gegen Lucern eine von jenen Unternehmungen aus, die uns recht lebhaft den ehemaligen Zustand der Schweiz zurück rufen. Sie überfielen die Stadt unvermuthet. Nach einer Aufforderung, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen, worin sie zugleich bittere Klagen führten über die gegen sie angelegte Sperre, schloß man am 20. April eine Kapitulation ab. Die Stadt sollte die Sperre aufheben, Besatzung von Landleuten aufnehmen, dem Volk die Wahl der Verfassung frei stellen, keine fremde Truppen zu Hülfe rufen, Kanonen und Kriegsvorräthe ausliefern, endlich für Kriegskosten 10000 Gulden und eben so viel an Früchten zahlen. Durch diesen glücklichen Erfolg aufgemuntert, wollten sie auf Aarau gehen, um die neue helvetische Regierung in ihrem Sitz aufzuheben. Sie rechneten dabei auf die thätige Mitwirkung eines großen Theils des Cantons Bern.

Aber der Französische General ließ ihnen nicht Zeit, ihre Plane zur Reife zu bringen. Indem er am 27. April alle Cantone nochmals aufforderte, sich in Güte zur Annahme der Constitution zu verstehen, indem das helvetische Directorium am 30. April eine Proclamation zur Empfehlung der neuen Ordnung der Dinge an alle Bürger Helvetiens erließ — traf der General zugleich ernstliche Anstalten, die Cantone zu umringen. Die Franzosen besetzten am 27. April Zürch; von dort aus lieferten sie den verbündeten Truppen am 30. Gefechte bei Rapperswyl, Wollrau und Richterswyl. Zugleich besetzten sie Zug, und nahmen Luzern wieder ein. Nun sah sich Zug, zum Widerstand zu schwach, genöthigt, die Constitution anzunehmen. Auch mit den Glarnern, die schon über den Brünig in das Hasler Thal gedrungen waren, schlossen die Franzosen den 2. Mai einen Waffenstillstand, worin ihnen eine Bedenkzeit zur Annahme der Constitution gelassen ward.

Andere Colonnen rückten aus Zürch am 2. Mai, unter Schauenburgs Anführung, gegen

die Truppen von Schwyz und Unterwalden, die sich in ihren Bergen entschlossen vertheidigten. Eine dieser Colonnen eroberte am 3. Mai das verschriene Einsiedlen. Die Bewohner waren alle entflohen, wie es heißt, mit ihren Schätzen; zur gerechten Schadloshaltung wanderte aber das wunderthätige Marienbild zu den Berner Bären nach Paris. Nicht so glücklich scheinen die anderen Colonnen gewesen zu seyn. Man weiß nur aus Französischen Zeitungen, daß am 2. und 3. Mai hartnäckig bei Rothturn, Arth und Schindallegi gefochten ist. Ueber den Ausgang sagen sie blos, wie gewöhnlich, daß die Tapferkeit der Freiheitsarmee endlich den Sieg erhalten habe. Auch lassen sie eine große Anzahl fanatischer Feinde auf dem Platz bleiben. Aber bei dem allen hat man hier Nachrichten, daß Schauenburg am 4. Mai mit den kleinen Cantonen eine Convention geschlossen hat, worin sie die neue Constitution nur unter gewissen vortheilhaften Nebenbedingungen annehmen. Dieß Factum wird außer Zweifel gesetzt durch ein selbst in unserem Wochenblatt bekannt gemachtes Schrei-

ben des Generals von 6. Mai. Er entschuldigt darin die strengen Maasregeln gegen Einsiedeln, und das conventionswidrige Vorrücken der Französischen Truppen auf einigen Punkten. Jenes, sagt er, sey als gerechte Strafe des verderblichen Fanatismus der Mönche schon vorher beschlossen gewesen: dieses wäre nur dadurch veranlaßt, daß seine Befehle wegen des Vergleichs noch nicht allenthalben bekannt seyn konnten. Uebrigens versichert er die Versprechungen genau zu erfüllen, die er im Namen seiner Regierung eingegangen sey. Eine solche Sprache würde er gewiß nicht führen, wenn er nicht seinen Gegnern einen rühmlichen Vergleich zugestanden hätte.

In St. Gallen, Toggenburg, Sargans und Appenzell ist die Constitution endlich auch eingeführt; aber auch nicht ohne große Schwierigkeiten. Schauenburg hatte diesem Bezirke schon am 5. April befohlen, die Constitution innerhalb zwölf Tagen anzunehmen; sonst würde er gegen sie, als Mitschuldige der Schweizer Oligarchen strenge Maasregeln neh-

men. Dabei machte er, in dem beliebten Ton der Französischen Manifeste, die Regierungen persönlich verantwortlich für alle Verzögerungen; auch sollten sie mit ihrem Leben haften für alle Verletzungen der öffentlichen Ruhe oder Gewaltthätigkeiten gegen andere Cantone, wenn sie nicht auf eine authentische Art beweisen könnten, daß sie alles mögliche zur Verhütung der Unordnungen angewandt hätten. Ungeachtet dieser Drohungen, selbst nach einer wiederholten nachdrücklichen Aufforderung vom 13. April, verwarfen die Gemeinden von Appenzell, außer Rhoden und St. Gallen, am 22. April die Constitution ausdrücklich. Erst nach der Unterwerfung von Zug entschlossen sie sich zum Nachgeben; doch eben so sehr wegen innerer Partheien, als aus Furcht vor äußerem Zwange. Es ist jetzt klar genug, hätten diese Gegenden Zeit gehabt, ihren Widerstand zu organisiren, wären sie nicht durch den ganzen Geist ihrer Verwaltung abgehalten, kräftige Maasregeln zugleich schnell zu ergreifen, so würde Schauenburg mit seiner Armee, selbst nach der Eroberung Berns, die Schweiz nicht bezwungen haben.

So wie nach und nach die Constitution der neuen Republik eingeführt ward, lößten sich die Versammlungen auf, welche in den einzelnen Cantonen die veränderte Ordnung der Dinge eingeführt oder begünstigt hatten. Zuerst legte am 30. März die provisorische Nazionalversammlung des Leman ihre Gewalt nieder, gesegnet von sehr wenigen, verflucht von vielen, verabscheuet von dem größten Theil der Schweiz, als das vorzüglichste Werkzeug der Unterjochung der Schweiz. Am 14. April hob sich die Zürcher Cantonsversammlung auf, nachdem sie in einem weit besseren Geist, als man nach den vorhergegangenen Umständen erwarten konnte, die neue Ordnung ohne gewaltsame Störungen der öffentlichen Ruhe befördert hatte, wie die Abänderung nicht mehr in ihrer Macht war. Auch die Baseler Nazionalversammlung gieng am 18. April aus einander; die älteste von allen Versammlungen in diesem Geschmack, beseelt großentheils von wahren Freunden der Freiheit, denen es aber an Einsicht und Weltkenntniß fehlte, um die Gefahren zu erkennen, denen sie unwissend ihr Va-

terland Preis gaben, indem sie es auf eine höhere Stufe des Glücks zu erheben trachteten.

Genf, mein guter Freund, das schöne, einst so blühende, glückliche Genf, dessen frühere Leiden während der Revolution Sie so treffend geschildert haben *) — hat nach der Revolution der Schweiz seine politische Existenz ganz verloren. So sehr auch die Moralität schon gesunken war, durch die schrecklichen Szenen, welche Bösewichter oder tollkühne Schwärmer hier als Nachäffer der Französischen Revolution bewirkten, so hatte dennoch die Mehrheit der Bürger einen Freiheitssinn, der sie wieder zu einer weisen Verfassung führen konnte. Selbst die Revolution der Schweiz verminderte diese Hoffnung nicht. Sie versprach vielmehr der Verfassung der Stadt eine kräftigere Guarantie, weil sie der ganzen Schweiz, als ein Staat betrachtet, mehr Energie geben konnte. Aber so wollte es nicht die Französische Politik. Am 15. April rückte eine Französische Besatzung in Genf ein, um die Ruhe in der

*) Deutsches Magazin B. XIV. S. 450—470.

Stadt zu erhalten, indeß man auf Anleitung des Französischen Residenten berathschlagte über die Zuträglichkeit der Vereinigung mit Frankreich. Natürlich nahmen die Berathschlagungen nun einen raschen Gang. Schon am 26. April ward der Reunionsvertrag mit der Französischen Republik unterzeichnet.

Inzwischen hatten sich, der Ochsischen unveränderten Constitution gemäß, die gesetzgebenden Räthe und das Directorium der Helvetischen Republik zu Aarau constituirt. Am 12. April traten die Deputirten der zehn Cantone Aargau, Basel, Bern, Freiburg, Leman, Luzern, Oberland, Schafhausen, Solothurn, Zürch, auf dem Rathhause zusammen. Der älteste unter ihnen, Jakob Bodmer von Stäfa, Canton Zürch, forderte sie auf, sich zu constituiren, und sich zu dem Ende einen Präsidenten und fünf Schreiber zu wählen, um die Vollmachten zu untersuchen. Der Antrag ward einmüthig angenommen. Zum ersten Präsiden-

ten

ten erwählte man Ochs von Basel. Die Secretaire untersuchten die sämmtlichen Vollmachten, und verfertigten ein Verzeichniß der anwesenden Mitglieder. Dann trennten sich auf des Präsidenten Vorschlag sogleich die Mitglieder des großen Raths von denen des Senats. In dem großen Rath übernahm Gysendörfer von Basel den Vorsitz, in dem Senat Bodmer aus Stäfa; beide als älteste Mitglieder. Man wählte in jenem zum ersten Präsidenten Kuhn von Bern; zu Secretairen Zimmermann von Bruck und Sokretan von Lausanne. In dem Senat ward Ochs der erste Präsident; Sekretaire Usteri von Zürch, Pfyffer von Luzern, Müret von Morges. Nun vereinigten sich beide Räthe, um die helvetische, eine, unzertheilbare, und demokratisches präsentative Republik sogleich auszurufen. Ochs machte dieß dem versammelten Volk von einem Fenster aus kund. Alle Gegenwärtigen schrieen: es lebe die helvetische Republik. Man hatte dafür gesorgt, daß ein Grenadier

Corps einige Salven geben konnte; auch wurden verschiedene Kanonen abgefeuert.

Das, mein lieber Freund, ist die Geschichte der Gründung Ihrer neuen Republik. Die Formalitäten scheinen mir keine üble Auspizen zu geben; sie sind einfach, wie ich mir den Charakter der Republik denke. Mögte nur nicht innere Zwietracht auf der einen, fremder Einfluß auf der anderen Seite Sie auf Abwege führen! Schon die erste Zuschrift an das helvetische Volk, die in Gemäßheit jener Proklamation von beiden gesetzgebenden Räthen erlassen ward, scheint mir nicht populär zu seyn, in dem Geschmack, den Sie mir von den Schweizern gaben. Ich lege sie Ihnen an. Sagen Sie selbst, ob sie nicht zu weitschweifig ist, zu sehr geformt nach dem Muster der Französischen Aufsätze dieser Art, die der Erfolg doch billig keiner werdenden Republik empfehlen sollte.

Eins der ersten Geschäfte des großen Raths war schon in der Sitzung vom 14. April die Be-

stimmung der grünen, rothen und strohgelben Farben zu Nazionalkokarden. Man hätte diese Spielerei entbehren können, wenn sie nicht etwa durch eine Kokardenantithese rathsam ward. Doch was sollen wir die Kokarden schelten, da die Freiheitsbäume in der Tochter-Republik, wie in der Mutter-Republik gepflanzt werden? Lassen Sie uns nur hoffen, daß beide, Kokarden und Freiheitsbäume, auch nicht verhältnißmäßig gegen Frankreich, mit Blut getränkt werden.

Die zweite Sorge der Räthe war die Wahl des Direktoriums. Beim Vorschlag für die erste Direktorstelle gab die absolute und geheime Stimmenmehrheit im großen Rath am 16. April Legrand von Basel, Pfyffer von Luzern, Glaire von Lausanne, Bay von Bern, Oberlin von Solothurn. Von diesen wählte der Senat Legrand mit 20 Stimmen. Zur zweiten Directorstelle schlug abermals der große Rath außer jenen vier noch Barras von Freiburg vor. Der Senat wählte Glaire mit 22 Stimmen. Dann schlug der Senat zur dritten

Directorstelle vor Pfyffer, Ochs von Basel, Bay, Oberlin und Rhan von Zürch. Unter diesen wählte der große Rath Oberlin mit 60 Stimmen. Auch zur vierten Stelle schlug der Senat die vier übrigen vor und Meyer von Arbon. Der große Rath wählte Bay mit 68 Stimmen. Ochs hatte beide Male nur 2 Stimmen. Den Vorschlag zur fünften Stelle gab der große Rath auf Pfyffer, Barras, Bodmer von Stäfa, Augsburger von Höchstetten und Hemmeler von Aarau. Die Wahl des Senats fiel auf Pfyffer mit 31 Stimmen. So war das Directorium bereits am 18. April gewählt; wenige Tage nachher trat es in Wirksamkeit. Zu seinem Generalsecretair wählte es Monsson von Morges. Ich habe Ihnen diese Details mitgetheilt, weil es Ihnen angenehm seyn muß, die Gesinnung der gesetzgebenden Räthe aus den Wahlen der Personen zu beurtheilen. Auch mir, als einem Fremden, war es auffallend, daß Ochs so wenige Stimmen erhielt: dieß ist, dünkt mich, unter diesen Umständen kein günstiges Zeugniß für seinen reinen Patriotismus.

So viel wir hier erfahren, haben beide, die gesetzgebenden Räthe und das Directorium, mit rühmlichem Eifer und dabei mit bedächtlichem Sinn in vollkommener Eintracht daran gearbeitet, die neue Regierung zu organisiren, alle Cantone und Distrikte der Schweiz unter ihr zu vereinigen, und der Constitution so viel möglich die Gemüther zu gewinnen. Erhebliche Zwiespalte sollen sich bisher in den gesetzgebenden Räthen noch nicht gezeigt haben. Indeß darf man bei der bekannten Stimmung der Gemüther, und nach allem, was vor Einführung der Constitution vorhergegangen ist, wohl nicht hoffen, daß das immer so seyn werde. Alles kömmt also darauf an, ob die gemäßigten von Anfang an die Oberhand behalten. Dieß scheint das einzige Mittel zu seyn, den verderblichen Wirkungen des Partheigeistes vorzubeugen.

Vielleicht vereinigt für jetzt ein gemeinschaftlicher Druck die Gemüther so genau, daß sie darüber aller Uneinigkeiten unter sich desto eher vergessen. Diese Bedrückung ist um desto schmerz-

hafter, weil sie einzig Folge der neuen Ordnung der Dinge ist. Auch hat man leider nur wenig Hoffnung sie abzuwenden. Ich fühle es für Sie, mein Freund, wie sehr ich Sie betrübe, indem ich Ihnen dieß sage. Aber ich halte es doch für besser, Ihnen das Uebel schon von ferne in seinem wahren Umfang zu zeigen.

Sie errathen, daß ich von den Französischen Expressungen reden will: aber Sie lassen sich noch nicht träumen, daß ich auch über den unverschämtesten, beleidigendsten Ton klagen muß, den jemals ein Sieger gegen den Ueberwundenen geführt hat. Und hier, heißt es doch, ist von Ueberwundenen gar nicht die Rede. Die Schweizer sind nicht besiegte Despotensklaven; nein! sie sind verbrüderte Republikaner, ächte Freiheitssöhne, denen die neuen Befreier nur den bisher beschränkten Genuß ihrer alten Freiheit völlig wieder vindiciren!

Schon vorhin habe ich Ihnen im Vorbeigehen von Lecarliers Nachfolger gesprochen. Dieser, in seinem Fach unerreichbare Mann, ist der

tugendsame Rapinat, ominösen Nahmens. Sie werden sich nicht wundern, wie er zu seiner Stelle kam, wenn Sie erfahren, daß er der Schwager des rechtschaffenen Directors Rewbel ist. Nun werden Sie auch begreifen, warum der Ehrenmann — was noch nie bei einem Obercommissair der Fall war — von dem Französischen Directorium mit aller bürgerlichen, politischen und Finanzobergewalt in Helvetien bekleidet ist, so weit sich solche auf die Angelegenheiten der Französischen Republik bezieht. Das heißt mit anderen Worten, er ist zu Helvetiens Robespierre geeignet, wenn er es so gut fände.

Am folgenden Tage nach dieser unbeschränkten Bevollmächtigung erklärte er dem Helvetischen Directorium, es müßte sich lediglich auf die innere Verwaltung des Staats einschränken; übrigens habe es blos das Recht, Vorstellungen gegen Maasregeln zu machen, welche dem Wohl der Schweiz schädlich seyn könnten. Nach der Versicherung ihrer Ergebenheit gegen die Französische Republik und den Grundsätzen ihrer Regie-

rung dürften die Directoren keine Verfügungen treffen, welche den Absichten der Französischen Regierung zuwider wären; sie müßten sich begnügen, Vorstellungen zu thun, die allein zulässig wären.

Um dieß zu verstehen, müssen Sie wissen, daß zuerst der Untergeordnete des Rapinat, der Commissairordonateur Rouhiere, dem Directorio wiederholte Ursachen zu Beschwerden gegeben hatte. Dieser Geldschneider verkaufte die Sammlung der Werkzeuge zur Stückgießerei in Bern, auch die Waffen und das Eisen aller Art aus dem Zeughaus von Solothurn um einen Spottpreis. Darüber führte das Directorium am 6. Mai nachdrückliche Klagen bei Rapinat und dem General Schauenburg. Man achtete so wenig darauf, daß am 7. Mai Französische Truppen die Thore von Luzern schlossen, fünf Personen in ihren Häusern in Verhaft nahmen, und dann sowohl die öffentlichen Kassen, als die der frommen Stiftungen versiegelten. Das Directorium wandte sich desfalls abermals an Rapi-

nat mit einer dringenden Vorstellung, und auf diese war es, daß er in seinem Zorn jene Zurechtweisung dem Directorium zukommen ließ.

Das Directorium beantwortete sie mit edler Standhaftigkeit. Es habe seine Macht aus der Constitution; durch diese allein werde sein Wirkungskreis bestimmt; nur der gesetzgebende Rath könne von dessen Grenzen reden. Das Französische Vollziehungsdirectorium habe die Constitution gegeben; des Commissairs Pflicht sey es, in der Schweiz das Werk und den Willen seiner Regierung zu ehren, welche das Helvetische Directorium beschütze. Wäre es der Wille seiner Regierung, das Directorium zu erniedrigen und es auf die Geschäfte einer Verwaltungskammer einzuschränken, so müßte er seine Vollmachten vorzeigen, welche dem Directorium ganz unbekannt seyen. Bis dahin erachte es sich nicht allein berechtigt, sondern auch verpflichtet, sich allen willkührlichen und unterdrückenden Schritten zu widersetzen, welche die Wirkung der vorhergehenden Erklärungen und der spätern Verab-

redungeu mit dem Französischen Directorium zerstören müßten.

In dem ersten Rath hielt der Präsident Huber am 17. Mai über diesen Vorfall eine Rede, die ich Ihnen ganz hersetze.

„Als gestern der Brief des Fränkischen Com„missairs, welchen das Helvetische Directorium „den Gesetzgebern mitgetheilt, in unserm großen „Rath verlesen ward, so erfolgte Stille des Gra„bes in der Versammlung. Sie war eine Wir„kung des Erstaunens und des Unwillens. Ein „einziges Mitglied begehrte das Wort, und ver„langte den Druck und die Einrückung in das offi„zielle Blatt des Raths. Ohne Zweifel glaubte „dasselbe, die bloße Bekanntmachung des Briefes „werde hinreichend seyn, um der ganzen Nation „die Empfindung mitzutheilen, welche dessen An„hörung bei ihren Stellvertretern bewirkt hatte. „Auch ich habe Erstaunen und Unwillen mit Euch „getheilt. Ich habe die letzte Empfindung zu un„terdrücken getrachtet, um über den Inhalt des „Briefes ruhig nachdenken zu können. Aber je

„mehr ich nachgedacht habe, je weniger hat mei„ne Verwunderung nachgelassen. Mein Erstau„nen dauert noch.“

„Wenn in dem Schreiben vorgebracht wird, „unsere Regierung habe keine andere Gewalt, „als die Republik zu verwalten, so habe ich mir „gerne vorgestellet, man verwechsle den Aus„druck Verwaltung mit dem Worte Regie„rung. Wenn man zu der nämlichen Regie„rung sagte, sie solle sich blos auf Vorstellungen „beschränken, so sagte ich zu mir selbst: man „will wohl dadurch nur zu verstehen geben, daß „auf Beschlüsse der Regierung der großen Nazion „es schicklich sey, zuerst Vorstellungen zu machen, „wie es zwischen unabhängigen Regierungen, „die in gutem Vernehmen stehen, gebräuchlich „ist. Wenn man unserm Vollziehungsdirecto„rium die Lehre giebt, es sey den Grundsätzen „der Fränkischen Regierung unterworfen, so „habe ich diese Erinnerung für einen Pleonas„mus angesehen. Denn, welches sind die „Grundsätze der Fränkischen Regierung? Es

„sind die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit,
„der Unabhängigkeit und Souveränität der Völ-
„ker, der Einheit und Unzertheilbarkeit der Staa-
„ten, der repräsentativen demokratischen Verfas-
„sung, als der vorzüglichsten.“

„Aber wir können es uns nicht verhehlen.
„Der Inhalt sowohl, als der Ton und die Aus-
„drücke des Schreibens sind so beschaffen, daß
„sie der Helvetischen Nazion Besorgnisse erwe-
„cken, und den gerechten Verdacht erregen müs-
„sen, man führe Eingriffe in ihre Unabhängig-
„keit im Schilde. Ferne sey von uns der Ge-
„danke, das Fränkische Directorium hege solche
„Gesinnungen! Das kann niemals seyn. Es
„wäre ganz den Grundsätzen und der Verfassung
„der großen Nazion zuwider; zuwider ihrem
„Vortheile, zuwider den Absichten ihrer Regie-
„rung. Wie? die Glieder dieser Regierung,
„die seit der Morgenröthe der Revolution die un-
„versöhnlichsten Feinde der Tyrannei und Anarchie
„gewesen, die eifrigsten Beförderer der Republik,
„die unerschütterlichsten Stützen der auf die wah-

„ren Rechte des Menschen gegründeten Verfas-
„sung vom Jahr 1795? Sie, welche vor ganz
„Europa, in Gegenwart aller Heere der gegen
„sie coalisirten Monarchen, die Unabhängigkeit
„der Völker erklärten? Sie, welche die tapfern
„Vertheidiger der Freiheit über den Jura und
„die Alpen gesandt, um uns dem Joch der aris-
„stocratischen Tyrannei zu entziehen? Sie, die
„um unsere Vereinigung und Unabhängigkeit zu
„beschleunigen, uns zum Vereinigungspunkt ei-
„ne Verfassung an die Hand gegeben, welche,
„ungeachtet einiger Unvollkommenheiten, alle
„Grundsätze der Freiheit und Gleichheit, der
„Einheit der Nazion, und der repräsentativen
„Demokratie enthält, die wir einmüthig ange-
„nommen und beschworen haben? Wie, sage
„ich, diese Retter ihres Vaterlandes, diese Hel-
„den der Menschheit könnten auch nur den Schat-
„ten eines Gedankens haben, der unserer Unab-
„hängigkeit zu nahe treten würde? Die Voraus-
„setzung eines Eingriffs in dieselbe wäre so wohl
„dem Zweck, als der Würde unserer Sendung
„durchaus zuwider. Was wären dann die
„Schweizer?“

„Es giebt nur drei Categorien, unter wel„che wir zu setzen sind. Entweder sind wir ein „Theil einer freien Nazion; oder wir sind Un„terthanen; oder wir bilden selbst ein freies, „unabhängiges Volk. Welcher Republik sind „wir denn einverleibt? Sklaven sollen und wol„len wir noch weniger seyn; vor Monaten erst „haben wir unsere Fesseln zerbrochen! Dank „dem edelmüthigen Beistand des großen Volks! „Die Helvetische Nazion hat ihre Freiheit „wieder erworben. Das Volk hat sie in seinen „Urversammlungen ausgeübt, indem es die neue „Verfassung angenommen, seine Gewalt uns über„tragen, uns hieher gesandt, seine Stelle zu „vertreten. Was war hier unsre erste Handlung? „War es nicht die feierliche Erklärung der Unab„hängigkeit der Helvetischen Nazion? Wer „waren die nächsten Zeugen dieser Handlung? „Waren es nicht unsre Brüder und Beschützer — „die Franken? Und die erste Stimme, die „sich hier im Tempel des Vaterlandes erhob, war „es nicht die einhellige Stimme des wärm-

„sten und aufrichtigsten Danks gegen unsere „Befreier?“

„Ich verlange demnach, Bürgerrepräsen„tanten! daß Ihr den Beschluß faßt, das Hel„vetische Directorium einzuladen, eine offene „und freundschaftliche Erläuterung über die be„sorglichen Ausdrücke, welche der Brief des „Fränkischen Commissairs enthält, zu begehren. „Die Antwort kann nicht anders, als unserer Er„wartung gemäß, das heißt beruhigend, aus„fallen. Wäre das Gegentheil möglich — „dann, ja! dann sehet, Bürger, diesen Ring. „Auf ihm ist der Denkspruch eingegraben: Frei „leben oder sterben! Dieser Ring ist von „meinem Finger nicht gekommen seit dem Jahre „1789, seit dem Zeitpunkt, in welchem der schö„ne Denkspruch aller guten Franken Wahlspruch „ward. Dieser Wahlspruch ist eben so wenig, „von dieser Zeit an, einen Augenblick aus Euern „Herzen gewichen, das bin ich überzeugt! Wohl„an denn, Brüder! liebe, theure Brüder! Hört „noch ein Wort, ein Wort aus meinem Herzen „gesprochen! Sollte es je geschehen, daß Ge-

„walt einen Eingriff in unsere Unabhängigkeit „wagte; sollte es geschehen können, daß Uebers„macht unsre Freiheit hemmte — dann, wenn „ich den Vorsitz unter Euch hätte, würde ich ab„wehren: Sterben wir? Ja oder Nein! „Ich! ich stimmte dann zum Tod fürs Vater„land! Es lebe die Freiheit und Unabhängigkeit „der Helvetischen Nazion! Ueberleben müsse „sie von uns Keiner!“

Das, mein Freund, sind die Resultate der neuen Helvetischen Freiheit, welche gewaffnete Befreier ihnen brachten und handhaben. Solch eine Sprache, wie hier der Präsident Huber, müssen jetzt die Männer führen, welche aus treuherzigem Unverstand eine Verbesserung ihrer Landesverfassung durch Hülfe der Franzosen bewirken wollten. Muß man ihnen nicht das: O Israel, das sind Deine Götzen! mit vollem Recht zurufen? Und dennoch sind sie so tief verstrickt in der einmal einstudierten Sprache, daß sie noch immer von Freiheit, Gleichheit und Menschenrechten reden, wo der unbefangene Menschenverstand nur Unterdrückung, Raubgier und

Tyran-

Tyrannei sieht. Die armen Betrogenen! Was wird es ihnen noch kosten, ehe die Binde ganz von ihren Augen fällt! Wie tief muß der wahre Menschenfreund, in welchem Lande er auch lebe, über eine solche Täuschung trauern; wie innig muß er ihre Folgen beseufzen! Beurtheilen Sie darnach, mit welchen Empfindungen ich morgen meine Schweizer-Reise antrete.

XLI.

Freiburg, den 23. Mai 1798.

Sie haben Recht, lieber Brun, daß der gerade Weg von Rastadt über Schafhausen der nächste nach Zürch ist. Ich hätte dann nur $5\frac{1}{2}$ Meile bis Offenburg, $13\frac{1}{2}$ Meile bis Schafhausen und $4\frac{1}{2}$ Meile bis Zürch; zusammen $23\frac{1}{2}$ Meile. Wenn ich über Stuttgard gehen wollte, so wären es 34 Meilen, nämlich 11 bis Stuttgard, $18\frac{1}{2}$ von da bis Schafhausen und $4\frac{1}{2}$ bis Zürch. Ueber Basel hingegen wären es $22\frac{1}{2}$ Meile bis Basel und 8 Meilen von Basel bis Zürch; also $30\frac{1}{2}$ Meile. Anstatt gerade auf Offenburg über Bühl zu gehen, kann man auch durch einen kleinen Umweg Strasburg mitnehmen; man hat alsdenn bis Offenburg 10 Meilen, nämlich 7 bis Strasburg und 3 bis Offenburg. Aber für dieß Mal werde ich keinen von diesen Wegen wählen. Ich will mir einen Schleifweg aufsuchen. Weil meine Zeit so äußerst kurz zugeschnit-

ten ist — denken Sie nur vier Wochen von Rastadt bis Genf und wieder zurück — so muß ich wohl auf alle Vortheile bedacht seyn. Im Vertrauen auf mein Reisebuch, *) will ich Schafhausen zur Linken liegen lassen, und durch das Frickthal gerade auf den Lägerberg bei Regensberg gehen. Von diesem Berge aus soll man eine vorzüglich schöne Uebersicht einer beträchtlichen Strecke der Schweizer Ebne haben. Darum ist es mir gleich bei meinem Eintritt in die Schweiz vorzüglich zu thun; ich hoffe dann, die einzelnen Gegenden desto besser vergleichen zu können. Ja, was meinen Sie? ich habe mir sogar bestimmt vorgenommen, am Sonnabend den 26. die Sonne auf diesem Lägerberg aufgehen zu sehen. Zwar weiß ich nicht genau, wie weit der Weg ist; auch nicht, ob ich allenthalben gute Beförderung finden werde. Aber ich verlasse getrost mich auf mein gutes Glück. Daß ich dabei auf kleine Hindernisse gefaßt bin, versteht sich

*) Nachrichten für Reisende in der Schweiz nebst einer neuen Karte 1796 gr. 8.

von selbst. Wie könnte man wohl durch die Schweiz reisen, ohne Abentheuer? zumal wer, wie ich, ganz allein reiset, und des Landes ganz unkundig.

Um mich auf jeden Fall so frei als möglich zu machen, nehme ich weder Bedienten, noch Wagen, noch Koffre mit. Mein ganzes Gepäcke besteht in einem kleinen Felleisen, das sich allenfalls zu Pferde oder auf dem Rücken fortbringen läßt; und in einem Kästchen, das mein Schreibzeug, vier Reisebücher, und einige Kleinigkeiten zum täglichen Gebrauch enthält. So ausgerüstet, kann es mir ziemlich gleichgültig seyn, ob ich Chaisen oder Pferde bekomme oder nicht. Allenfalls ergreife ich meinen Wanderstab, begleitet von einem Boten, der mir mein Felleisen von einem Ort zum andern trägt. Fast vermuthe ich, daß ich bald genug zu diesem Ausweg greifen muß. Denn hier giebt man mir keine weitere Anleitung, als bis nach Rheinfelden. Wie ich von da fortkomme, ohne in der gewöhnlichen Poststraße zu bleiben, mag ich selbst zusehen.

Bis hieher bin ich schon übel genug gefahren. Ungeachtet ich einmal einen unglücklichen Versuch mit den gemietheten Chaisen gemacht hatte, ließ ich mich dennoch wieder verführen, eine Chaise bis Offenburg zu nehmen. Dort wies man mir einen Wirth an — ich glaube, es war in der Krone — der mich eben so gut bis Freiburg befördern würde. Wirklich hätte ich dadurch Zeit gewonnen; in dieser Voraussetzung ließ ich mich in den schlimmen Handel ein. Aber ich bin so dafür bestraft, daß ich mir vorgenommen habe, nimmermehr wieder die Post vorbeizugehen, wenn die Reise eilt.

Von Rastadt bis Offenburg *) gieng es wirklich so schnell, als ich erwartet hatte. Dens

*) Oerter Sandweier, Os, Sinzheim 2 Stunden, gegen über ein Bergschloß der Kniebis, Steinsbach, ein Städtchen 3 St. Bühl Station 4 Stunden; Ottersweier 1 St., Saßbach 1 3/4 St., Achern 3 St., Frutenbach 3 1/2 St., Oensbach 4 St., Renchen 5 St., alle drei bischöflich Strasburgisch, Appenweier Station 5 Stunden; Niedersand, Offenburg Station 2 Stunden. Dieser Weg ist auf der Specialkarte von Dewarat unrichtig abgelegt.

noch nahm ich nach Bühl einen Umweg über Baden, der wohl eine Stunde beträgt. Gerade zu hat man nur zwei Stunden bis Sinzheim; über Baden sind es drei. Man hat von Baden nach Sinzheim eine starke halbe Stunde. Die kleinere Hälfte ist ein Feldweg, der von Baden aus links den Bergen zu führt; nachher schlägt dieser Weg in die große Chaussee von Rastadt. Bühl ist ein gut gebaueter Marktflecken von etwa 1500 Einwohnern. Ich sage gut gebauet; aber nach hiesiger Landessitte. An unsere Holsteinischen Häuser müssen wir dabei nicht denken. Der Unterschied ist, selbst im Verhältniß zu der übrigen Wohlhabenheit, so auffallend, daß ich noch immer nicht die Ursache völlig einsehe.

Die Gegend um Bühl wird das Bühler Thal genannt, von einem Bache, der sie durchströmt und nachher in den Sulzbach fließt. Es ist eine sehr fruchtbare Ebne, an Bergen gelehnt. Nicht weit von Bühl ist ein ziemlich beträchtliches Eisenbergwerk; nahe dabei die Schmelzhütte. Kurz hinter Bühl fängt der Oberländer

Boden an, einer der vorzüglichsten Deutschlands. Weinwachs, Kornbau, Viehzucht sind gleich vortrefflich. Man zieht ihn noch der goldnen Aue an Fruchtbarkeit vor. Aber so reich, als in den Marschen, sind doch die Erndten nicht; auch sind die Weiden nicht so fett, wenn gleich die Kräuter schmackhafter seyn mögen. Ich kann Ihnen nicht helfen, lieber Brun! bisher habe ich keinen Boden gesehen, der so vielfach die Saat zurückgäbe, als die Marschen. Sagen Sie mir nur nicht, daß sich Vaterlandsliebe in dieß Urtheil mischt: ich bin ja sonst nicht so für die Marschen und ihre Lebensweise eingenommen, daß ich sie blos als den Wohnort meiner Vorfahren über alles andere erheben sollte.

Nahe vor dem nächsten Dorfe, Ottersweier, sehen Sie wieder Ruinen eines alten Bergschlosses. Diese Schlösser müssen sehr häufig im Badenschen gewesen seyn. Sie beweisen, daß sich die alten Ritter in der Gegend besonders wohl gefielen. Vielleicht belehrt uns noch ein Alterthumsforscher, daß sie auch auf schöne Aussichten

hielten. Dann hätten sie allerdings Grund gehabt, sich hier anzubauen. Die Gegend um Bühl gehört gewiß zu den schönsten im Lande. Selbst die Berge sind fruchtbarer, als an der anderen Seite nach dem Murgthal hin. Man behauptet auch, die Bergluft wäre hier vorzüglicher. Nach der Gesichtsfarbe zu urtheilen, möchte ich dieß fast glauben. Sogar bei der Durchreise fällt das blühende Ansehen der Landbewohner auf. Die Bäuerinnen besonders schienen mir sehr wohlgebildet.

Eine Viertelstunde vor dem Dorf liegt eine einsame Kirche, die Lindenkirche. Hier geht zur Linken ein Weg nach dem warmen Bade Hueb. Es ist nur ein einzelnes Haus in einem kleinen Thal, umgeben ringsum von mäßig hohen Bergen. Bühl ist nur $\frac{3}{4}$ Stunden entfernt; Ottersweier liegt ganz nahe. Dennoch hat die Gegend und die Wohnung den Charakter der vollkommensten Einsamkeit. Die Luft ist vorzüglich gesund. Das Wasser soll sehr wohlthätig seyn für Nervenschwäche, auch für Gicht-

schmerzen. Es wundert mich daher, daß dieß Bad nicht mehr besucht wird; ich zweifle sogar, ob es allgemein bekannt ist. Sonst ist die Einrichtung des Badhauses überaus gut, und dabei so wohlfeil, wie nicht leicht an einem andern Orte. Das Haus gehört dem Markgrafen, der es verpachtet; die umliegende Gegend ist Oesterreichisch.

Ringsum bieten die benachbarten Berge angenehme Spaziergänge dar. Schade nur, daß die Gallerie vor dem Hause, von der man eben den schönsten Gesichtspunkt auf die Gegend hat, zu einem Gebrauch verbauet ist, wozu man wohl einen anderen Fleck wählen konnte. Nun muß man die Aussicht von einem der umliegenden Berge nehmen. Zu den vorzüglichsten gehört die von den Ruinen des Schlosses Wildeck, wahrscheinlich die Ueberbleibsel eines Thurms. Der Berg, wo es stand, liegt links gegen Hueb, aber rechts von Baden. Sie sehen von hier besonders über den Rhein weg nach Strasburg. Der höchste der Berge dieser Gegend ist kennbar an seinem kahlen Kopf, der sich über den Wald

erhebt. Von dort haben Sie eine weite Aussicht in den Elsaß, über die große Rastadter Ebene und alle umliegenden Berge.

In Ottersweier ist ein öffentliches Schul- und Erziehungshaus für Mädchen. Ueberhaupt fand ich den Unterricht in dieser Gegend, die ich von Rastadt aus öfterer besuchte, unerwartet gut. Alle Bauern können lesen; die jüngeren ohne Ausnahme, zum Theil auch die älteren, können sogar schreiben. Es ist eine sehr gute Menschenklasse. Sie sind fleißig, gutmüthig verträglich.

Zur Linken von Bühl, etwa eine gute halbe Stunde, liegt an einem Bache, in einer lieblichen Ebne von Hügeln umgeben, das Dorf Offenthal. Hier wächst ein vorzüglicher rother Wein. Man bekömmt ihn aber selten ächt. Wenn Sie die Weinberge sehen, so begreifen Sie leicht, daß sie unmöglich so viel Wein hervorbringen können, als man unter diesem Nahmen verkauft. Geht es doch so in allen Weinländern.

Das Kirchdorf Saßbach ist berühmt durch Türenne's Grabmahl. Dieser große Feldherr ward hier am 27. Jul. 1675 während des Recognoscirens erschossen. Erst lange nachher ließ der jetzige Kaiserliche Generalmajor von Klinglin an diesem Orte eine Pyramide von Sandstein errichten. Späterhin führte der Bischoff von Strasburg, Cardinal Rohan, zu dessen Gebiet das Dorf gehört, ein marmornes Denkmal auf. Das Denkmal ist schon zerfallen. Die Pyramide steht noch; ein kleiner dreieckter, röthlicher Stein. Er hat die einfache Inschrift: ici fut tué Turenne; an den beiden anderen Seiten stehen ungefähr dieselben Worte in Deutscher und Lateinischer Sprache. Seit dem Kriege wollen die Franzosen auch dieß Andenken eines ihrer ersten Helden verherrlichen. Moreau stellte bei seinem letzten Rheinübergang eine Ehrenwache dabei. Den folgenden Winter arbeiteten Ingenieure an einem prächtigen Denkmal. Der Grund ist schon über die Erde hinaus; er wird aber zugedeckt, um nicht durch die Witterung zu leiden.

Diese Merkwürdigkeit gehört zu denen um Rastadt, die nicht leicht ungesehen bleibt. Gesetzt auch, man besuchte den Stein, nur um ihn gesehen zu haben, so ist doch etwas edles in der Meinung, welche diesen unwillkührlichen Zoll für die Tapferkeit fordert. Man konnte mir in der ganzen Gegend nicht genug erzählen von dem Enthusiasmus, womit die Franzosen, Offiziere und Gemeine, die Ruhestätte ihres grand Turenne besuchten. Traurig hingegen sagte mir in Hueb ein Oesterreichischer Invalide, viele von den Officieren, unter denen er diente, hätten sich schon gehütet, beim Recognosciren ihr Leben zu wagen. Er meinte, sie ließen es lieber dabei bewenden, was sie beiläufig erfahren könnten, ohne dem Feind zu nahe zu kommen.

Das Grabmal ist nicht weit von der Landstraße. Sie gehen bei dem Pfarrhause von der Landstraße ab, um den Kirchhof herum. Dann führt Sie, wenn Sie einige Stunden Zeit haben, ein schöner Fußsteig durch fruchtbare Gefilde und Waldung nach dem Dorfe Obercapel.

Es liegt ungemein schön in dem schmalen Capel-Thal, wodurch die Acher strömt. In der Nähe haben Sie wieder mehrere interessante Ruinen von Bergschlössern. Berge von ungleicher Höhe und Form, aber alle fruchtbar oder mit trefflichem Holz bewachsen, umgeben Sie von allen Seiten. Sie haben alle eigene Nahmen. Die höchsten sind der Robbenkopf und der Brosmat. Mich dünkt, wenn ich eine solche Gegend ansehe, daß es unmöglich seyn muß, den Bergkrieg zu führen, ohne die genaueste Achtsamkeit auf die Lage und Beschaffenheit der Berge. Darin eben, behauptet man, bestehe eine vorzügliche Kunst der Franzosen. Sie sollen unermüdet seyn, sich zu unterrichten. Durch Hülfe der vielen Deutschen bei ihrer Armee können sie von den Einwohnern sorgfältige Erkundigungen einziehen. Diese sammlen und combiniren sie mit dem Schnellblick, der ihnen so vorzüglich eigen ist. Geschickte Offiziere versichern mich, daß ihr ausgezeichneter Erfolg in dem Bergkriege großentheils aus dieser Ursache zu erklären sey.

Von Capel gehen Sie über Wald: Ulm und quer über mäßige Berge, die beständig mit Thälern wechseln, nach Oensbach, wo Ihr Wagen Sie wieder erwartet. Sie können auch von Wald: Ulm über einen Bergrücken, der von zwei Armen der Acher umflossen wird, auf Achern gehen. Hier zeigt man Ihnen am Ende des Dorfs in der St. Nicolaus: Kapelle den Ort, wo Turenne's Eingeweide unter dem Horn des Altars begraben liegen. Aber ich weiß schon, Sie haben nicht Lust, so weit von dem Wege sich zu entfernen. Sie werden sich lieber wieder bei dem Kirchhof einsetzen, und durch das Defilé über Achern nach Renchen fahren. Durch Achern fließt der Fluß gleiches Nahmens. Er entspringt auf einem Berge, nicht weit von dem Rummelsee, der daher Acherſprung genannt wird. Dann fließt er durch Lichtenau dem Rhein zu.

Renchen ist sehr berühmt in der Kriegsgeschichte. Es liegt an dem Flusse Renchen, der im bischöflich Strasburgischen Gebiet zur

Linken vom Kniebis entspringt. Bei Oberkirch wird er beträchtlich breiter. Dann theilt er sich in zwei Arme, die beide mit vielen Krümmungen in den Rhein fließen. Der rechte fließt durch Renchen; der linke durch Bischofsheim zum Steg. Dieser Fluß bildet durch seine Lage zwischen Bergen und Waldungen eine militärische Position, die für den Besitz von Schwaben sehr wichtig ist. Eben hier standen im Jahre 1675 Türenne und Montecuculli einander so lange gegen über. Auch entschied hier die Schlacht vom 28. Jun. 1796 für das weitere Vordringen der Armee des General Moreau.

Bis Saßbach haben Sie die Berge immer ziemlich nahe zur Linken, zur Rechten die Ebne. Hinter Saßbach entfernen sich die Berge etwas. Dann kommen sie wieder näher. Aber bald verlieren sie sich in sanfte Hügel, mit Wein und Korn bedeckt. Der ganze Weg ist Chaussee. Hinter Achern haben Sie einen erhöheten Damm, mit kleinen Zuggräben an beiden Seiten.

Bei Appenweier wird sehr viel Tabak gebauet. Kehl ist nur zwei Meilen entfernt. Man nimmt daher oft von Rastadt aus diesen Weg nach Strasburg, um zugleich in Saßbach Türenne's Grabstätte zu sehen. Beide Wege sind gleich weit; aber der über Appenweier ist nicht zu jeder Jahrszeit so gut, als der über Stolhofen.

Nun kommen Sie in eine weite Ebene. Sie sehen die Berge nur von Ferne am Ende des Horizonts. In dieser fruchtbaren Gegend liegt Offenburg, eine freie Reichsstadt von etwa 500 Häusern und 4000 Einwohnern. Sie gilt für die Hauptstadt der Landvogtei Ortenau, deren Mittelpunkt sie ausmacht. Die Landvogtei gehört dem Hause Oesterreich, das in dieser Eigenschaft Schutzherr der Stadt ist. Der Landvogt wohnt auch in der Stadt auf dem sogenannten Königshof. Diese Landvogtei ist der nördliche Theil des Breisgau's. Sie liegt zwischen den Flüssen Schutter, Kinzig und Renchen, von den Gebieten anderer Reichsstände vielfältig durch-

durchschnitten. Der Nahme ist aber der ganzen Gegend gemein, vom Rhein an bis an den Schwarzwald. Das Hanau-Lichtenbergische zur Rechten am Rhein, und das bischöflich Strasburgische zur Linken gegen den Schwarzwald zu, werden mit darunter begriffen.

Vor der Stadt fließt die Kinzig vorbei. Dieser Fluß entspringt in den Gebirgen des Breisgau's, und fließt durch Hasbach und Gengenbach nach Offenburg; von dort bei Kehl in den Rhein. Von ihm hat das Kinzinger Thal seinen Nahmen; eine fruchtbare, ziemlich lange Ebne, von Bergen an beiden Seiten umgeben.

Offenburg hat drei Thore, das Bühler, das Freiburger und das Kinzinger. Aus dem letztern geht der Weg nach dem Kinzinger Thal. Man rechnet den Anfang desselben von dieser Seite bei Hasbach, fünf Stunden von Offenburg. Der Weg nach Strasburg und Rastadt geht aus dem Bühler Thor; jener links, dieser rechts. Aus dem Freiburger Thor gehen die beiden Heerstraßen nach der Schweiz. Die eine nach Basel,

die andere nach Schafhausen. Diese führt über Steeken, Hausach, Hornberg, Schiltingen, Villingen, Donaueschingen und Blomberg.

Dieser Lage verdankt die Stadt einen grossen Theil ihrer Nahrung. Sie ist ein Hauptdurchzug für Frachtgüter. Ueberdieß treibt sie einen starken Kornhandel. Sie hat eine große und sehr ergiebige Feldmark. Besonders ist die Waldung ansehnlich. Sie erstreckt sich auf 3 bis 4 Stunden weit. In den letzteren Jahren sind 12 bis 1500 Faden Holz für Rechnung der Stadt daraus verkauft. Auch der Weinbau ist beträchtlich. Es giebt weiße und rothe Weine; unter den letzten wird der Zeller vorzüglich geschätzt. Sie sehen, ich unterlasse nicht, mich immer nach den Weinen zu erkundigen. Ich freue mich, dieß für den Lebensgenuß so angenehme Produkt in allen Gegenden, wo das Klima es zuläßt, verbreitet zu sehen, und fast allenthalben auch eine vorzügliche Art heimisch zu finden.

Offenburg hat, wie Sie wissen, während der Revolution im Anfange viel gewonnen. Es war ein Lieblingsaufenthalt der Emigranten zu der Zeit, wie sie noch viel baares Geld hatten. Auch nachher erlangte es durch den Krieg manche Vortheile, die kaum durch die Contributionen erschöpft sind. Die Städte, mitten im Kriegstheater, leiden eigentlich am wenigsten durch solche perioische Ausleerungen. Sie haben Gelegenheit sich zu erholen; das meiste von dem Gelde wird wieder innerhalb ihrer Mauern ausgegeben. Kömmt es gleich oft in unrechte Hände, so verbreitet es sich doch nachher in Kanäle, wo die Betriebsamkeit Vortheil davon hat. Wäre dieß nicht, so müßten diese Städte bei weitem ärmer seyn, nach so starken Zahlungen an die Französische Armee, als sie in der That sind.

Zufällig hat Offenburg noch den Vortheil gehabt, daß es seiner Lage wegen oft das Hauptquartier beider Armeen war. Vielleicht hat dieß dazu beigetragen, daß man so wenig Spuren von der Zerstörung des Krieges sieht. Die Stadt

ist überhaupt ziemlich gut gebauet; ich habe sogar bemerkt, daß viele Häuser in der neueren Zeit verschönert sind. Auch die schönen Alleen rings um die Thore, das Denkmal des Wohlstandes seit Jahrhunderten, waren unversehrt. Eben so die gepflasterte Promenade in der Stadt. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie wohl mir ein solcher Anblick thut. Wenn man so viele Verheerungen durch den Krieg gesehen hat, so freuet man sich doppelt, Beispiele zu sehen, daß sie nicht immer nothwendiges Gefolge des Krieges sind.

Bis Freiburg hatte ich noch $7\frac{1}{2}$ Meilen postmäßig, eigentlich nur 7 Meilen. *) Diese

*) Oerter: Hofwihr 1 St., Schopfen 1 1/2 St. Friesenheim Station 3 Stunden; Dinglingen 1 St., Meitersheim 1 1/2 St., Kippenheim 2 St., Ettenheim 2 1/2 St., Rindsheim 3 St., Herboldsheim 4 St., Kenzingen Station 5 Stunden, postmäßig 3 Meilen; Hecklingen 1 St., Köndringen 2 St., Emmendingen Station 3 St.; über die Els, dann ein Ort vom Wasser 1/4 St., Langendenzlingen 1 St., Gundelfingen 2 St., Zähringen 2 1/2 St. an einem Berge mit den Ruinen des in der

müßte ich nothwendig bis Nachts zurück legen, wenn ich übermorgen am Fuß des Lägerbergs schlafen will. Ich habe denn auch meinen Vorsatz erreicht; aber auf Kosten meines Wagens und für ungeheure Trinkgelder. In Offenburg bekam ich richtig wieder eine Chaise, bespannt mit 2 Pferden, die eine schnelle Fahrt verhießen. Diese Erwartung ward auch erfüllt. Innerhalb zwei Stunden war ich in Kippenheim, drittehalb Meilen von Offenburg. Aber hier konnte ich für kein Geld eine Chaise erhalten. Mein Kutscher von Offenburg hatte seine Pferde so angestrengt, daß sie ruhen mußten. Pferde zum Reiten waren auch nicht zu haben. Schon machte ich mich gefaßt, die drei Stunden bis zur nächsten Station zu Fuß zu gehen, nachdem ich einen Boten zu Pferde vorausgeschickt hatte, in Kenzingen und Emmendingen Postchaisen zu bestellen, als ich eines Leiterwagens habhaft ward. Auf diesem Fuhrwerk kam ich, in Gesellschaft einiger Weinfässer, zwar sehr unsanft gerüttelt, aber

Badenschen Geschichte so berühmten alten Schlosses, Freiburg 3 Stunden.

doch eine Stunde früher in Kenzingen an, als wenn ich gegangen wäre. Glücklicherweise fand ich in Kenzingen meine Chaise schon vor dem Posthause. Ich stieg ein, ohne etwas zu genießen. Auch in Emmendingen durfte ich mich keinen Augenblick aufhalten, um Freiburg noch bei Tage zu erreichen.

Man zahlt auf den Stationen der Reichspost 1 Gulden 15 Kreuzer für das Pferd, dem Postillion 10 Kreuzer gesetzmäßiges Trinkgeld und 1 Gulden die Station für die Chaise. Jetzt muß man an den Orten, wo die Franzosen standen, 1 Gulden 30 Kreuzer für das Pferd zahlen, weil die Postmeister behaupten, des theuren Futters wegen, zu dieser Erhöhung berechtigt zu seyn. Auch an den Trinkgeldern verlangen die Postillione eine verhältnißmäßige Erhöhung. Alle diese Umstände in Anschlag gebracht, können Sie jetzt keine Meile in einer Postchaise unter 3 Gulden machen. Mit der Beförderung bin ich ziemlich zufrieden. Die Chaisen sehen schlecht genug aus; sie sind aber nicht so unbequem.

Indeß wenn sie auch schlechter wären, so würde man nicht viel von den Beschwerden empfinden, weil der Weg so vortrefflich ist. Die schönste Chaussee, die Sie sich denken können. Man begreift kaum, wie sie jetzt in so gutem Stande seyn kann, da so oft Kriegsvolk und grobes Geschütz, wenigstens über einige Strecken, zogen.

Aus Offenburg geht eine steinerne Brücke über das Hauptwasser der Kinzig; nachher kommen Sie noch über einen Arm. Dieser Fluß dient auch zum Holzflößen, bis Strasburg, und noch weiter den Rhein hinab. Die anstoßenden Gegenden treiben ansehnlichen Holzhandel mit Brettern, Dielen, hölzernen Schindeln, die man auf den Dächern der Bauerhäuser allenthalben unter die Dachschindeln legt.

So wie Sie aus der Allee vor der Stadt kommen, nähern Sie sich links den Bergen. Der Weg geht aber über eine so hohe Ebne, daß Sie keine Aussicht haben. Zur Rechten ist das Feld zuweilen durch Gebüsch umgränzt; auch schimmern hie und da in weiter Ferne die Elsaßer

Berge hervor. Zur Linken geben Ihnen die Berge, mit Wein und Obst bedeckt, einen lieblichen Anblick. Alles trägt das Gepräge der größten Fruchtbarkeit. Auch sehen Sie deutliche Spuren einer starken Handarbeit, die nur bei einer sehr großen Bevölkerung möglich wird. Dahin gehört besonders die Abwässerung des Landes, die mir in großer Vollkommenheit getrieben scheint. Sehr vielfältig füttert man das Vieh auf dem Stall, besonders im Badenschen. Die Bauerhäuser sind beträchtlich geräumiger und ansehnlicher, als an der anderen Seite von Rastadt. Doch sind sie, wie dort, verhältnißmäßig hoch, weit höher, als in unseren Gegenden. Die Leute schlafen unten, und verwahren im oberen Stock ihr Korn. Das Taglohn ist höher; als ich es bei der starken Bevölkerung erwartet hätte. Der Arbeiter bekömmt außer der Kost 24 Kreuzer den Tag. Das ist ungefähr das Taglohn, was man um Kopenhagen vor zehn Jahren gab; jetzt ist es freilich gestiegen.

Bei Friesenheim lassen Sie zur Rechten ein schönes Kloster liegen, Schuttern. Hier ers

weitert sich die Ebne auch zur Linken. Die Residenz des Bischofs von Strasburg, Ettenheim, liegt links in einer sehr angenehmen Gegend, an einem mit Wald bewachsenen Berge. Bei Rindsheim kommen Sie höher hinauf an den Bergen. Der Weg ist angenehm; aber die Aussicht beschränkt. In der Nähe von Herboldsheim ist ein ergiebiger Steinbruch. Von hier an bis über Emmendingen hinaus wird viel und sehr guter Hanf gebauet.

Zur Rechten von Ettenheim liegt auf einem Felsen das Schloß Mahlberg, wo der Badensche Landvogt wohnt. Die Aussicht muß sehr schön seyn. Etwas unterwärts liegt, auch noch auf der Anhöhe, das gebauete Städtchen Mahlberg; um den Fuß des Berges, auf welchem das Schloß steht, ein großes Dorf Mahlberg unter der Burg. Beide sind in Kippenheim eingepfarrt, ein Marktflecken, der gegen 2000 Einwohner hat. Diese Gegend macht eine eigene Herrschaft aus, die der Markgrafschaft Baden incorporirt ist. Sie gehört zu den fruchtbarsten Bezirken des Oberlandes.

Kenzingen ist Oesterreichisch. Sie kommen aber bald wieder in das Badensche, welches bis eine halbe Stunde vor Freiburg geht. Hinter Kenzingen kömmt man in nicht großer Entfernung dreimal über die Els. Dieser Fluß entspringt in den Gebirgen zur Linken, die das Kinzinger Thal einschließen, und fließt in vielen Krümmungen vor Waldkirch vorbei, nachdem er bei Kändringen die Treisan aufgenommen hat, dem Rhein zu. Er nimmt mehrere kleine Flüsse auf, die sehr zur Fruchtbarkeit der Ebne beitragen. In der Nähe von Hecklingen sieht man Ruinen eines alten Bergschlosses. Bei Kändringen haben Sie die Berge, wie einen Zirkel, um den halben Horizont vor sich. Emmendingen liegt überaus schön am Fuße. Rechts erweitert sich die Ebne. Nur sehr in der Ferne sehen Sie die Elsaßer Berge. Zwischen diese treten noch kleinere in mannigfaltigen Gruppen. In der Nähe von Emmendingen zieht sich rechts ziemlich nahe an der Stadt ein angenehmer junger Wald. Auch zeigte man mir nicht weit von Emmendingen das Schlachtfeld, wo Erzherzog

Carl am 19. October 1796 über Moreau siegte, und ihn nöthigte, seinen Vorsatz aufzugeben, sich über Freiburg eine Verbindung mit Kehl zu öffnen.

Emmendingen ist eine nahrhafte, gut gebauete kleine Stadt an der Els. Sie gehört zu der Markgrafschaft Hochberg, einem Oberamt der oberen Markgrafschaft. Die Gegend ist sehr fruchtbar, die Lage reizend. Um die Stadt herum schöne Alleen. Von der Höhe, welche den Weg herab führt, sehen Sie zur Rechten jenseits die Els, welche dem Rhein zufließt. Hinter Emmendingen ragt der majestätische Kandel hervor. Dieser Berg unterscheidet sich von allen andern durch seine Höhe und rundköpfige Gestalt. Man sieht ihn deutlich schon eine halbe Stunde hinter Kändringen; nachher den ganzen Weg bis Freiburg. In der Tiefe am Flusse sind die schönsten Wiesen hingestreckt, die man sich denken kann. Seit ich aus Holstein bin, habe ich kein so großes Vieh gesehen, als hier und bei Freiburg.

Hinter Emmendingen eröffnet sich zur Linken eine treffliche amphitheatralische Aussicht auf die mannigfaltig schattirten Berge des Schwarzwaldes. Diese haben Sie vor sich den ganzen Weg über bis Freiburg, das sich, am Kandel gelehnt, sehr schön in der Ferne zeigt.

XLII.

Lörrach, den 24. Mai 1798.

Wie bedauere ich es, lieber Sander, daß ich auf meiner Reise so eilen muß! Die mannigfaltigen Schönheiten der Natur gehen vor meinem Auge vorüber, wie die Bilder einer Zauberlaterne. Kaum kann ich die eine im Fluge haschen, so zieht die folgende den Blick eben so ganz auf sich. Es ist wahre Arbeit, sich die Erinnerungen nachher zurückzurufen und zu ordnen. Zwar habe ich für Sie eine reiche Ausbeute von dem heutigen Tage; aber wie viel vorzüglicher würde sie seyn, wenn ich Zeit gehabt hätte, noch sorgfältiger zu sammeln!

Von Freiburg konnte ich nur das Aeußere sehen. Die Stadt ist mäßig groß, gut gebauet, besser, als eine in der Gegend. Sie hat ungefähr 1000 Häuser und 9000 Einwohner. Ehedem war sie stark befestigt. Ihr Nahme kömmt

oft vor in der Kriegsgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts. Dieser Ruhm wird immer theuer erkauft; man sieht noch traurige Spuren ausgestandener Belagerungen. Seit der Eroberung durch die Franzosen im Jahre 1745 sind die Festungswerke grösstentheils geschleift. Nur Wälle und Mauern hat sie behalten; auch stehen nahe an dem Thore nach Emmendingen noch Kasernen. Aber man rechnet nicht mehr auf ihre Vertheidigung gegen feindliche Heere. Dafür geben die Wälle, bepflanzt mit Wein, einen schönen, mir neuen Anblick. Um die Stadt herum finden Sie schattigte Alleen, Landhäuser, die von Wohlstand zeugen; nach allen Seiten schöne Gegenden.

Die Menschen, die ich auf den Gassen sah, fielen mir im Ganzen auf durch ihre schöne Bildung; besonders die Frauenzimmer. Ihre Tracht ist verschieden von der im Badenschen. Die Haare hängen lang herunter in Tressen. Statt der Mütze tragen sie ein Band oder Tuch von verschiedenem Zeuge. Sie haben auch offe-

ne, schwarze Nachtkappen, unter denen die Haare hinten dicht aufgesteckt sind.

Alle Lebensmittel sind vorzüglich gut; Brod, Fleisch, Gemüse, Wein. Verhältnißmäßig sind auch die Preise wohlfeil. Dabei sieht man den Einwohnern an, daß sie mit ihrer Lage zufrieden sind; mehr, als ich es noch irgendwo fand. Man sagt mir, dieß sey ein ausgezeichneter Charakter der Oesterreichischen Unterthanen. Ist dieß, so gereicht es eben so sehr zum Lobe der Regierung. Der Breisgau besonders, dessen Hauptstadt Freiburg ist, soll sich vor anderen glücklich fühlen. Hier giebt es keine Mauthen, keine von jenen Einschränkungen, die zuweilen in dem Hauptstaat statt finden. Alle Gewerbe, alles Verkehr genießt der größten Freiheit. Die Abgaben sind sehr mäßig. Der Geist der Regierung ist hier, wie überall in den Oesterreichischen Staaten, milde, ohne in Schwäche auszuarten. Der Breisgau hat auch seine eigene Landstände: Prälaten, Ritterschaft, Städte und Cameralherrschaften. Man hält hier, wie

fast allenthalben, sehr über diesen Vorzug. Ich will nicht entscheiden, ob mit vollem Recht. Wo ist wohl eine solche Organisation der Stände, welche für eine wahre Repräsentation des Volks gelten könnte? Lassen Sie uns mehr sagen — wo wäre sie wohl möglich nach unseren Verfassungen?

Freiburg ist der Sitz der Vorderösterreichischen Regierung und Kammer; einer Universität; eines Akademischen Gymnasiums. Die Universität ward schon 1450 gestiftet. Ich weiß nicht, ob sie sich jemals sehr ausgezeichnet hat. Fast sollte man vermuthen, daß, nicht in der Katholischen Religion an sich, aber in dem Kirchenwesen, in der früheren Erziehung der Jugend, selbst in der damit zusammenhängenden Einrichtung katholischer Universitäten etwas liegen muß, was der Verbreitung des philosophischen Geistes in den Wissenschaften überhaupt im Wege stehe. Sonst müßte eben ein Ort, wie Freiburg, zu den vorzüglichsten Lieblingssitzen der Musen gehören, weil Klima und Gegend der

Leb-

Lebhaftigkeit des Geistes in so hohem Grade günstig sind.

Das merkwürdigste Gebäude der Stadt ist der Münster oder der Dom. Ich hatte aber nicht Zeit es zu besehen. Der Thurm ist von eben der Bauart, als der Strasburger; auch fast eben so hoch. Die Aussicht muß vortrefflich seyn. Sie reicht weit in den Elsaß.

Aus den vier Thoren gehen eben so viele Hauptstraßen. Dem, wodurch ich herein kam, steht das Mühlheimer gerade gegen über. Aus dem Thor zur Rechten geht es nach dem Rhein und Breisach; aus dem zur Linken nach Neustadt und durch die Hölle in den Schwarzwald. Von diesem schauerlichen Bergpaß habe ich einen ziemlich anschaulichen Begriff bekommen, aus zwei Gemählden, die mein Wirth — zum Mohren — in seinem Saal den Reisenden zu Liebe aufstellt. Ich finde diese Wirthspolitik sehr richtig; und mich dünkt, ich würde sie jedem künftigen Besitzer des Mohren empfehlen. Natürlich interessirt es den Reisenden, Prospecte und Zeich-

nungen von den nächst umliegenden Gegenden zu finden. Der Wirth, der ihm die Aufmerksamkeit beweiset, dafür zu sorgen, kann unbedenklich einige Groschen mehr anrechnen. So sieht er seine Auslage bald reichlich erstattet; überdieß kann er sicher auf Empfehlung rechnen.

Wenn ich recht unterrichtet gewesen wäre, so hätte ich von Freiburg gerade auf Waldshut gehen sollen. Von dort hätte ich, so leicht wie ich equipirt war, auch nach Bruck kommen können, wohin ich jetzt doch muß; dadurch hätte ich eine beträchtliche Strecke Weges erspart.

Aus Mangel an gehörigem Unterricht blieb ich auf der Baseler Straße bis Kalteherberg. *)

*) Oerter: Wolfenweiler 1 1/2 Stunden, Norschingen 2 St., Krozingen Station, 3 Stunden oder postmäßig 4 Stunden; Heitersheim 1 St., Seefeld 1 1/2 St., Bückingen 2 1/4 St., Hügelsheim 2 3/4 St., Mühlheim Station, 3 Stunden, postmäßig 4 Stunden; Auggen 1 St., Schlingen 2 St., Kalteherberg 3 Stunden, postmäßig 4 Stunden. Von Kalteherberg hat man noch 5 Stunden oder 1 1/4 Post bis Basel.

Ich hatte bis dahin 6 Meilen; doch legte ich mit einer Postchaise den Weg auf der trefflichen Chaussee ziemlich schnell zurück.

Hinter Freiburg geht es links über die Treisam bei den Vorgebirgen des Schwarzwaldes weg. Das Dorf Hasle bleibt rechts nahe bei Freiburg liegen. Ueberhaupt sieht man mehrere Dörfer in dieser äußerst angebaueten Gegend. Schon beim Durchfahren bemerkt man allenthalben Zeichen der größten Fruchtbarkeit. Insonderheit sieht man Spuren von mühsamer Handarbeit, die freilich den Ertrag des Bodens erstaunend erhöhen muß. So sah ich um Freiburg Weiber und Kinder mit der Hand Unkraut aus dem Weizen lesen. Wenn ich das könnte, rief ich mir selbst zu, wie wollte ich dann meinen Hof bei Kopenhagen nutzen:

Auf diesem Wege kömmt man durch Eimeldingen, und läßt seitwärts die Ruinen des Schlosses Friedlingen liegen, wo Prinz Louis von Baden am 14. October 1702 gegen den Französischen General, Marschall von Villars, verlor.

aber dort würde ich ein Arbeitslohn zahlen müssen, das den Gewinn verschlänge.

Jetzt hatte ich dicht vor mir den Heilberg, einen hohen Berg, von einer sonderbaren Gestalt. Er hat gleichsam einen Hut auf, der mit Holz bewachsen ist. An diesen Berg lehnt sich das mit Holz umgebene Schloß Bogsweil. Zur Rechten fließt der Rhein in einer nicht sehr weiten Entfernung. Die Gegend ist überaus angebauet. Man sieht zwischen dem Wege und dem Elsaß die Hügel bei Alt-Breisach. Sie sind nur mäßig: hinter ihnen erheben sich die Elsaßer Berge in mannigfaltigen Gestalten.

Hinter St. Georg wird die Aussicht zur Rechten besonders schön. Zur Linken wird sie eingeschränkter. Das Amphitheater verliert sich immer mehr; man fährt nur an einfachen Bergen hin. Doch hat man von einem Berge bei Wolfenweiler eine überaus schöne Aussicht. Rechts sieht man in den Elsaß; links bis an den Schwarzwald über das Amphitheater der Zwi-

schenberge weg; vor sich eine lachende Ebne bis Mühlheim; rückwärts über Freiburg hinaus auf andere Berge des Schwarzwaldes, die dort den Horizont in einem halben Mond beschließen.

Bei Norschingen sind Sie in einer Linie mit Alt-Breisach. Es zeigt sich, bei einer weiten Oeffnung des Thals bis zum Elsaß und dessen Bergen, hinter den Zwischenbergen. Offendingen bleibt rechts liegen. Hier sehen Sie am Wege, unmittelbar bei dem Geleise, zwei Galgen, als Portale gestaltet, einen steinernen und einen hölzernen. Der Anblick ist gerade an diesem Fleck doppelt widerlich; weil Ihre Freude über die fruchtbare, schöne Gegend durch keinen Gedanken an Wildheit gestört wird, die vielleicht Verbrechen veranlassen oder begünstigen, und Strafen erfordern könnte. Eben ein solcher Galgen steht wieder eine kleine halbe Stunde vor Krozingen. Nachher sieht man keinen weiter.

Etwa eine halbe Stunde von Krozingen öffnet sich das Thal links. Der Weg zieht sich nach einer Krümmung etwas weiter von den Ber-

gen. Hier liegt in einer trefflichen, fruchtbaren, mit Obstbäumen bedeckten Ebne Heitersheim, ein großer, sehr gut gebaueter Flecken mit dem Johannitermeister = Schloß und einem schönen Garten. Der Ort ist der Länge nach am Fuß eines Berges hingestreckt, an welchem sich eine Hölzung herauf zieht. An der anderen Seite des Weges ruht Ihr Auge auf einer eben so fruchtbaren Ebne. Sie geht bis an den Rhein; in der Ferne begränzen sie Elsaßer Berge. Jenseits des Rheins sehen Sie Colmar, Breisach, viele andere Kirchen. Auch zur Linken haben Sie über die Ebne hinaus eine Bergreihe; aber in der Nähe. Man nennt diese Berge schon Schwarzwald. Sie gränzen aber nur daran, und dienen gleichsam zum Vorgebirge.

So geht der Weg eine halbe Stunde fort bis zu einer protestantischen Kirche mit einem offenen Thurm. Sie gehört zu dem Dorf Seefeld, welches rechts liegen bleibt. Von dem Thurm haben sie eine reizende Aussicht über Heitersheim, Krozingen und rückwärts auf die Ber-

ge, die sich im halben Mond herumziehen. Zur Linken wird sie durch die Berge begränzt. Unter diesen ist der Albertsberg der höchste. Ich bestieg ihn, um die schöne Gegend vollkommen zu übersehen. Wirklich sieht man links, auch vor sich und rückwärts viel weiter, als von dem Kirchthurm in einem halben Mond. Besonders schön ist links das Amphitheater der Schwarzwaldberge, die nach zwei nebeneinander ab- und aufgehenden Bergrücken gleichsam eine Parallellinie bilden.

Hinter Seefeld wird das Thal enger; man nähert sich den Bergrücken. Drei viertel Stunden von Seefeld liegt im Thal, an die Bergreihe gelehnt, das Dorf Buckingen. Es geht der Länge nach fast bis an den Weg, zu einem Wirthshaus Brückle, das sich wenigstens durch seine Außenseite sehr empfiehlt. Der Wirth hat zugleich eine beträchtliche Gipsfabrik, die ein Wasserrad treibt. Hier wird der Weg etwas hügelicht, doch nur in sanften Abwechslungen. Der Boden ist allenthalben trefflich. Hie und

da finden sich Spuren der Handarbeit, die alle Feldarbeit durch Werkzeuge so weit übertrifft. Wo der Waizen ganz ausgezeichnet stand, da hatten Menschenhände das Unkraut ausgepflückt. Sogar die Wiesen schienen mir mit gleicher Sorgfalt gereinigt zu seyn. Von Seefeld aus wird der Boden fast noch besser. Man sieht nun viele Weinberge, die sehr gute Frucht geben. Hier geht das Badensche wieder an, bis eine Viertelstunde vor Basel. Das Land gehört größtentheils zu der Herrschaft Badenweiler, theils auch zu der Herrschaft Rötteln; zwei Oberämter, die den fruchtbarsten Strich des Oberlandes ausmachen. Badenweiler insonderheit ist verhältnißmäßig die beste Besitzung. Hier wächst auch bei Laufen und an mehreren Orten der beste Markgräfler Wein. Dieser Wein, lieber Sander, ist so wohlthätig, daß ich mich wundere, ihn nicht bis in unsere Gegenden verbreitet zu sehen. Er übertrifft, nach meinem Geschmack, den Rheinwein, der nicht ein gewisses Alter erreicht hat; denn jener hat mehr Feuer, und nicht die Säure, die so leicht den Magen beschwert.

Eine Viertelstunde von Müllheim kömmt man nahe an einem Berg herum zu dem einzeln stehenden Hause, wo die Post ist. Ich hatte geglaubt, von hier gerade auf Waldshut zu gehen, und von dort auf Bruck in der Schweiz. Dieser Weg muß nach den Karten wenigstens zwei Meilen näher seyn. Allein die Poststraße wollte es nicht so. Ich mußte über Kaltenherberg nach Lörrach gehen. Der Postmeister gab mir dafür zu meinem Trost die Belehrung, mich an Hauptörtern sorgfältiger nach den Postcoursen zu erkundigen, ehe ich mich auf Seitenwege begäbe.

Im Müllheimer Posthause aß ich zu Mittag mit einer Gesellschaft Emigranten; wie es schien, von allen Ständen und von verschiedenem Glaubensbekenntniß. Zu einer anderen Zeit hätten sie mich vielleicht gut genug unterhalten; eben die verschiedene Zusammensetzung dieser Gesellschaft hätte mir Anlaß gegeben zu interessanten Vergleichungen. Aber heute war ich in einer so üblen Stimmung gegen Emigranten, daß mir alles von der schwarzen Seite erschien.

Auf dem Wege nach Müllheim sah ich in der Thüre eines schönen Bauerhauses ein Mädchen stehen, deren Wuchs und Bildung mir auffiel. Ueber ihr Gesicht war ein Anstrich von Melancholie verbreitet, der noch mehr Interesse für sie einflößte. Unwillkührlich gleichsam erkundigte ich mich nach den Bewohnern des Hauses. Mein Postillion erzählte, sie wäre eines sehr reichen Mannes Tochter. Bis vor einigen Jahren war sie ein gar liebes, heiteres Geschöpf. Da kam ein Obrist des Conde'er Corps in das Haus und stahl ihr Herz. Erst zu spät entdeckte er ihr, daß er verheirathet sey. Zu gewissenhaft, ihn zu heirathen, riß sie sich von ihm los. Seitdem verweint sie den Frühling ihres Lebens. Viele rasche, wackere Freier bewerben sich; sie will keinen heirathen. Vergebens thut der alte Vater alles, was der einzigen Tochter Freude machen kann. Sie nimmt an nichts Theil, und sehnt sich nur nach dem Augenblick, wo der Tod sie abruft.

Unstreitig hat sich diese Geschichte tausendmal zugetragen, und wird sich noch tausendmal

zutragen, ohne alles Zuthun der Conde'er. Allein jetzt knüpfte sich bei mir an der Theilnehmung für das leidende Mädchen eine bittere Erinnerung des Ungemachs, das die Französischen Emigranten unserm armen Vaterlande zugefügt haben. Zumal die Emigranten von den Jahren 1789 und 1790; vielleicht kann man sagen, sie allein.

Ich will nicht erwähnen, daß ihnen hauptsächlich der ganze Revolutionskrieg beizumessen ist, daß es noch sehr zweifelhaft scheint, ob dieser unselige Krieg, ohne ihre Eingebungen, jemals ausgebrochen wäre. Diese Schuld theilen sie mit allen Verfechtern der Adelsherrschaft, an Höfen, in den Cabinettern der Regenten Europens. Jetzt kann man es dreist sagen, nachdem die schreckliche Erfahrung durch Ströme von Blut in allen Welttheilen erkauft ist — nur die Vorspiegelungen dieser bethörten Menschen riefen den Krieg hervor, mit allen seinen Greueln. Nur durch den allgemeinen Widerstand, den sie bewirkten, nahm die Französische Revolution den grausamen Charakter, die verderbliche Wendung,

von der man jetzt erst mit so vieler Mühe etwas zurück kömmt. Und wer vermag es zu berechnen, was für Unglück noch ferner aus dieser Quelle fließen kann, bis die Regenten endlich einsehen lernen, daß ihr unmittelbares Interesse nicht minder, als das Wohl der Völker ihnen die unumgängliche Pflicht auflegt, den politischen Wirkungskreis nur nach dem Talent zu bestimmen?

Aber abgerechnet auch, was Deutsche und Emigranten gemeinschaftlich verschuldet haben, so bleibt die Strafbarkeit der Emigranten allein immer noch groß genug. Sie hatten auf die Sitten in mehr als einer Rücksicht den verderblichsten Einfluß. Diese Menschen gehörten größtentheils zu den verdorbensten des Adels und der Geistlichkeit in Frankreich. Mehr oder weniger theilten sie alle die Vergehungen ihres Standes, welche hauptsächlich die Revolution hervorgerufen hatten. Keinesweges gebessert, verließen sie Frankreich mit denselben Vorurtheilen, beseelt von denselben Leidenschaften, von der Hoffnung, bald zurückzukehren im Glanz der alten Herrlich-

keit, wenn alles wieder hergestellet wäre, sey es durch Reaction von innen oder durch äußere Gewalt. Für die Beraubungen während ihres Aufenthalts in Deutschland halten sie sich, so viel möglich, schadlos durch Uebermuth, durch Hohn der dummen und unbehobelten Deutschen, durch Ausschweifungen jeder Art. In diesen wurden sie Lehrer. Sie machten die Deutschen bekannt mit Verfeinerungen, gewöhnten sie an eine Schaamlosigkeit, die ihnen bis dahin fremd gewesen war. Die traurigen Früchte reiften nur zu bald. Schändliche Krankheiten wüthen fürchterlich, wo diese Unholde ihr Wesen trieben; das Familienglück ist für unsere Generation fast in allen Häusern zerstört, die sie aufnahmen; die Erziehung ist für die nächsten Geschlechter verdorben. Gleichwie in Lichtwehrs Fabel die Bahn der Laster eine tiefe Spur auf dem Erdboden bezeichnet, so scharf abgeschnitten sind durch jene Verwüstungen die Spielkreise der Emigranten.

Und ihr Uebermuth! Es ist unglaublich, wie weit sie ihn trieben, so lange sie noch die mits

gebrachten Schätze mit vollen Händen ausstreuesten. Nicht die Geringschätzung des Engländers gegen erkaufte ausländische Soldaten ist zu vergleichen mit der Behandlung, welche von diesen eingebildeten Flüchtlingen die Deutschen erdulden mußten, die ihnen eine Freistätte zugestanden. Glauben Sie ja nicht, daß nur der Bürgerliche, nur der sogenannte gemeine Mann, von den hohen Adlichen so zurückgesetzt ward! Nein! Kein Adel in Deutschland war alt und berühmt genug, um mit den großen Französischen Nahmen in eine Linie zu kommen. Und was hatten vollends die Deutschen, das mit dem Sang des Bourbons sich messen konnte? Der Prinz von Condé bedachte sich sehr lange, ob es ihm anständig wäre, dem regierenden Markgrafen von Baden bis an die Treppe entgegen zu kommen, als dieser ihm in seinem eigenen Schlosse zu Rastadt, wo er als Gast aufgenommen war, einen Besuch abstattete.

Was ist gegen diese Unverschämtheit, gegen jene verfluchten Denkmäler ihres Aufenthalts,

das Gold, was sie in den ersten Jahren und bis zum Ausbruch des Krieges spendeten? Es ist wahr, sie verschwendeten ungeheure Summen; aber sie brachten kein Gedeihen. Nur der geringste Theil kam in die Hände des arbeitsamen Erwerbers. Bei weitem das meiste ward ausgegeben für Gegenstände eines unsinnigen Luxus, oder an unglückliche Verführte, die bald von ihren Verführern auch leichtsinnige Verschwendung lernten. Bringen Sie nun in Anschlag, wie sehr eine solche Vermehrung des umlaufenden Geldes dem Nahrungsfleiß schadet, der ersten Quelle des Nazionalreichthums, so werden Sie mir leicht gestehen, daß Deutschland, selbst in ökonomischer Rücksicht, mehr Verlust, als Gewinn von dem Aufenthalt der Emigranten hatte, ohne noch daran zu denken, daß die Französischen Heere bei ihrem Vorrücken die Gegenden am härtesten mitnahmen, wo jene am längsten gewesen waren.

Die Einwohner scheinen dieß auch jetzt allenthalben zu fühlen. Anfangs mogte ihr glänzender Aufzug, ihr anmaßendes Wesen den ge-

meinen Mann blenden; nachher wurden sie ihm nur desto verächtlicher. Selbst die Franzosen, die als Feinde kamen, sind bei weitem nicht so verhaßt, als diese unverschämten Gäste. Es gehörte wirklich Deutsche Gutmüthigkeit dazu, um in der Folge den Verarmten hülfreiche Hand zu leisten, die, während ihrer kurzen Verschwendung, ihre Gäste so herabwürdigend behandelten. Aber indem man dem Leiden abhalf, vergaß man nicht die Schuld des Leidenden. So viel Edelsinn dürfen wir von Menschen überhaupt nicht erwarten. Die Emigranten mußten nun manche Demüthigung erfahren, die ihnen ohne ihren Leichtsinn völlig unerträglich gewesen wäre. In den spätern Zeiten litten darunter noch manche Unschuldige, die Frankreich während des Schreckenssystems und der nachfolgenden Despotie aus Ursachen verließen, die von jenen sehr verschieden waren. Ganz der gewöhnliche Schwung leidenschaftlicher Urtheile. Sie kennen kein Maas, keinen Mittelweg; sie verdammen in Masse, ohne auf die verschiedene Beschaffenheit der Bestandtheile Rücksicht zu nehmen.

Mir selbst, lieber Sander, gieng es heute Mittag ungefähr so. Jene Erzählung des Postillions brachte mir auf einmal alles nachtheilige ins Gedächtniß, was ich nur immer in Rastadt von Emigranten gehört hatte. Ich ward so unwillig, daß ich an der gesellschaftlichen Unterredung fast keinen Theil nahm. Auch trennte ich mich, so bald wir gespeiset hatten. So gerne ich sonst in Gesellschaft reise, so machte ich doch jetzt auch den kleinen Weg nach Badenweiler lieber allein, als mit solchen Gefährten.

Badenweiler liegt eine Stunde von dem Posthause. Man fährt links durch den Marktflecken Müllheim. Der Ort ist groß, sehr gut gebauet; die Einwohner scheinen vorzüglich wohlhabend zu seyn. Man findet in der Gegend einen Thon, der vortreffliche Oefen giebt. In Müllheim ist eine starke Fabrikation davon, welche einen Theil des Landes versieht. Sonst treiben die Einwohner starke Viehzucht. Auch von dem trefflichen Wein der umliegenden Gegend wird eine beträchtliche Quantität hieher gebracht.

Der Ort ist der Sitz des Oberamts, und der Hauptort der Herrschaft Badenweiler.

Im Durchfahren fiel mir die Schönheit der Frauenzimmer auf. Bei einem üppigen Wuchs und feinen Gesichtszügen, haben sie eine zarte Farbe, die selbst der Feldarbeit trotzt. Und sie tragen Strohhüte, lieber Sander, die große Aehnlichkeit haben mit denen in unserem Geburtsort. Sie wissen, wie sehr ich an solchen vaterländischen Erinnerungen hänge: Sie können glauben, daß mir die Müllheimerinnen auch um deswillen noch liebenswürdiger schienen.

Am Ende des Orts sah ich ein Bauerhaus, das selbst unsere Marschhäuser an Eleganz übertrifft. Es ist ein massives Gebäude, zwei Stock hoch: nach der Landessitte weiß, mit blaßrothen Fensterrahmen und Portalen. Vor den Fenstern allenthalben grüne Jalousien; an der Mauer rund herum ein fein gearbeitetes Gitterwerk.

Natürlich mußte der Besitzer reich seyn; denn die Bauern wissen noch nirgends von dem

Luxus in Palläſten zu wohnen für das Geld ihrer Gläubiger. Er iſt es auch wirklich; dabei iſt er nicht ſtolz, und trägt ſich wie andere. Aber man ſagte mir, er wäre bei weitem nicht der reichſte der Gegend. Es ſoll hier Bauern geben, die anderthalb bis zwei Tonnen Goldes beſitzen. Sie geben ihren Töchtern ſogar wohl hunderttauſend Gulden zum Brautſchatz. Das wäre denn wieder eine Aehnlichkeit mit unſerem Vaterlande. Aber ich kann mir nicht vorſtellen, daß die Beiſpiele ſolcher ſteinreichen Bauern dort ſo häufig ſind, als bei uns. Denn ich finde doch nicht einen ſo hohen Grad von Wohlhabenheit bei den Bauern überhaupt; und dieſen ſetzen jene voraus, wenn ſie nicht mir gleichſam für ganz außerordentliche Erſcheinungen gelten ſollen. Uebrigens dürfte auf den verhältnißmäßig ſo beträchtlich größeren Wohlſtand der Bauern in dem Oberlande doch wohl das Steuerſyſtem einen Einfluß haben. Sie zahlen weder Acciſe, noch Zoll, noch Kopfgeld, noch Vieh- oder Häuſerſteuer, ſondern nur Grundzins und Fruchtzehnten. Auch iſt hier Kauf und Verkauf, Aus-

und Einfuhr vollkommen frei. Auf gewisse Weise kann dieß Beispiel für das physiokratische System zeugen, so weit nämlich es blos auf Landdistrikte seine Anwendung finden soll.

Hinter dem Flecken fährt man in einem fruchtbaren Thale etwas Bergauf nach dem Dorf Unterweiler; dann noch höher nach Badenweiler. Seitwärts von Badenweiler liegt links das Dorf Oberweiler. Badenweiler ist ein ansehnliches Dorf in einem kleinen romantischen Thal, über jenem ersten Thal, eingeschlossen an der einen Seite von drei Bergen, der Klemme, dem Schwarzen und dem Hünerstall, an der anderen von dem Blauen. Ich werde Sie nachher mit diesen Bergen genauer bekannt machen. Vorläufig sage ich Ihnen nur, um Ihnen einen Begriff von der Perspective zu geben, daß die Fläche mit dem schönsten Rasen bedeckt ist, daß auf den Bergen wieder Weiden von anderem Grün mit Gehölz abwechseln, daß der Blaue bis an seinen Gipfel mit majestätischer Waldung besäet ist. Dieser Berg giebt den Ein-

wohnern alles Holz, dessen sie bedürfen. Sie holen es mit Ochsen, die den steilen Berg mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit herabschleichen.

Die große Merkwürdigkeit des Orts ist das altrömische Bad, eines der best erhaltenen Ueberbleibsel dieser Art. *) Ein Mauermann fand es im Jahre 1784 mit Erde verschüttet, als er in der Wiese nachgrub. Zum Andenken ist noch ein Baum auf dem Gemäuer stehen geblieben, über den die Balken des Daches mit gelegt sind. Der Markgraf ließ nämlich ein Dach darüber bauen, und es an den Seiten mit Bretern verkleiden. Sonst hat man nichts weiter gethan, als den Schutt wegzuräumen. Dieses kostbare Werk des Alterthums wird also ganz in seiner unverfälschten Gestalt mit der größten Sorgfalt erhalten.

*) Herr von Mechel in Basel hat den Grundriß in Kupfer stechen lassen, und der Kirchenrath Preuschen in Karlsruhe hat eine eigene Beschreibung davon herausgegeben.

Es sind zusammen vier große Bäder, acht kleine, drei Schwitzbäder, zwei Ankleidezimmer; alle an und neben einander. Die Tritte, worauf man in das Bad geht, sind noch ganz erhalten. So auch ein in zwei Stücken gebrochener Stein, die in einander passen, mit der Inschrift Dianae abnubae. Unten geht ein gewölbter Gang durch, um das Wasser abzuleiten. Ein ganz trockenes Gewölb, worin man bequem geht. Bis an die Mitte ist die Richtung gerade; dann zieht es sich links, bis zur Oeffnung, wo wieder eine Treppe herauf führt. Man kann hier herauskommen, wenn man Licht mit sich nimmt. In der Mitte ist es jetzt mit Balken gestützt.

Ein Aufseher hat den Schlüssel zu dem Gebäude. Er zeigt es mit der Vorliebe, die Sie bei diesen Leuten gewöhnlich finden. Aber er übertrifft seine Amtsbrüder an Fühlbarkeit für die Theilnehmung der Besuchenden. Ich gewann sein Herz durch die Aeußerung meiner Zufriedenheit über die sorgfältige Erhaltung. Nun klagte er mir, mit großer Lobhaftigkeit, daß er so man-

che Noth im Kriege gehabt habe. Die Kaiserlichen ließen einmal ihre Pferde an den Seiten stehen. Glauben Sie mir, diese Entweihung wird er lange nicht vergessen. Ueberhaupt habe ich im Badenschen viele Klagen über die Kaiserlichen gehört; nicht sowohl über Soldaten, als über Offiziere. Es scheint fast, daß die Franzosen, auf besonderen Befehl ihrer Generale, schonender verfahren sind. Möglich aber auch, daß man jene strenger richtete, weil sie für Freunde und Beschützer galten, diese für Feinde.

Die Quelle von Badenweiler soll noch nicht hinlänglich untersucht seyn. Sie ist laulicht; das Wasser schmeckt sehr mineralisch. Das Wasser geht aus 18 bis 19 Oeffnungen. Auch hier sind vier Wirthshäuser, wohin die Quellen geleitet werden; zu jedem 2 bis 3 Quellen. Sonst soll der Ort im Sommer sehr häufig besucht seyn. Jetzt klagten die guten Leute, daß ihnen der Krieg sehr geschadet habe.

Der Markgraf hat ein Haus, das am Hügel heran liegt, und wohin auch eine Quelle geht.

Es hat vor sich eine Wiese, und eine angenehme Aussicht. Ehedem war hier das Amt, das nun nach Müllheim verlegt ist.

Nicht weit davon liegt das alte Schloß ziemlich hoch. Die Gemäuer haben sich noch erhalten. Man sagt, wenn der Krieg nicht gewesen wäre, habe der Markgraf es wollen aufbauen lassen.

Auf die vordere Mauer kömmt man ohne große Beschwerde. Dann erkletterte ich eine Spitze gegen Nordosten. Mein Führer hieß mich in einer Ecke niedersitzen. Er hatte einen Enthusiasmus für die Schönheiten der Gegend, der auch meinen Genuß sehr erhöhete. Wie selten ward es mir so gut, einen Begleiter zu treffen, der meine Fragen mit Interesse beantwortete; geschweige denn einen, wie diesen, der meinen Blick selbst leitete. Was ist die Ursache, lieber Sander? Gewöhnt man sich so an eine schöne Gegend, daß die Gewöhnung den Sinn dafür abstumpft? oder ist das rege Gefühl für diesen Reichthum der Natur nur ein Geschenk

an wenige, abhängig von einer besonderen Organisation?

Mein Führer theilte auf gewisse Weise diese Bemerkungen. Auch er wunderte sich, daß selten Reisende sich von ihm bis auf diese Spitze begleiten ließen. „Und doch," sagte er treuherzig, „hat der liebe Gott die Gegend so lustig gemacht, „um uns zu freuen. Hier kann man alles Leid „vergessen, was der Krieg mit sich bringt."

Wirklich ist der Gesichtspunkt trefflich. Sie haben zwei ganz verschiedene Gegenden vor sich.

In Südwesten, eine große, weite Gegend, aus der Sie kamen. Nur in dem Winkel, der nach Osten herum geht, ist sie begränzt durch die drei großen Berge, die ich Ihnen vorhin nannte: den Schwarzen, den Hünerstall, die Klemme. In der Tiefe haben Sie die Dörfer Oberweiler und Müllheim. Weiterhin scheint sich die Fläche wieder zu heben. Sie sehen den Rhein, die Straße nach Basel, die fruchtbaren

Gefilde des Elsaßes, Colmar, in der äußersten Ferne die Voghesen.

Hingegen in Nordosten ist der Horizont eng, beschränkt den Blauen und die kleineren Berge zwischen ihm und der Klemme. In dieser Tiefe liegt der Ort Badenweiler und Niederweiler in der schönsten Wiese, die man sehen kann. Alle diese Berge sind mit Wald bewachsen. In dem Blauen deutet eine kahle Stelle auf Silber- und Bleierzgruben. So ist es allenthalben; wo Erz bricht, da wächst keine liebliche Hölzung. An dieser Stelle sind drei Gruben. Das Erz wird auf einer Hütte, eine Viertelstunde von da geschmolzen. Es wird meist nach der Schweiz, insonderheit nach Bern, als Glätte geliefert. Die Berner holen es selbst ab. Ich wundere mich fast, daß die kostbare Zugutemachung sich lohnt; der Centner hält nur drei Loth Silber.

Auf dem Blauen sehen Sie eine kleine runde Spitze sich in hellerem Grün erheben. Dieß ist der Hochblaue, ein prächtiger, ungeheuer großer Berg. Man hat zwei Stunden hinauf

zu gehen; aber man kann auch fahren bis ganz zu dem obersten kahlen Fleck. Mein Führer konnte mir nicht genug erzählen von der weiten Aussicht. Besonders, sagte er, wäre es ein Anblick, einzig in seiner Art, die Sonne aufgehen zu sehen, wie sie den Elsaß und die gegen über liegenden Berge bestrahlte. Diesen Weg muß man um zwei Uhr antreten. Ich gieng sogleich mit mir zu Rath, ob es nicht möglich wäre, mir diesen Genuß am folgenden Morgen zu verschaffen. Aber der Aufschub meiner Reise um einen Tag hätte den ganzen Plan verrückt. Die Kürze der Zeit zwang mich, ihm getreu zu bleiben.

Dafür tröstete ich mich mit der Hoffnung, dieser interessanten Gegend einen anderen, eigenen Besuch zu widmen. Mein Begleiter vermehrte die Lust dazu, durch die Herzählung mancher Gegenstände, mit denen er mich dann erst bekannt machen wollte. So sagte er, der Hochblaue wäre noch nicht der höchste Berg. Dieser heißt Belgen. Er liegt vier Stunden Weges von Müllheim; doch ist die Entfernung in gerader Linie bei weitem nicht so groß. Man

fährt durch Müllheim nach Oberweiler; dann in das Gebirge hinein, immer Bergauf und Bergab. Nach anderthalb Stunden kömmt man zu dem Ort Zirsik, einem Gute, das der Markgraf niedergelegt hat. Jetzt wird es von sechs Bauerfamilien bewohnt. Von hier sind es noch drittehalb Stunden bis an das Dorf Neuweg, am Fuße des Belgen. Dann gehen Sie noch zwei Stunden bis zu der höchsten Spitze. Dieser Berg ist nur bis an die Mitte bewachsen; nachher wird er kahl.

Im Heruntergehen von den Trümmern des Badenweiler Schlosses bemerkte ich auf dem Schloßberge ein kleines, rundes Lusthaus. Dieß ist das Ziel eines viel besuchten Spaziergangs der Brunnengäste. Man hat von hier fast dieselbe Aussicht, als von den Mauern des Schlosses; nur ist sie nicht so weit.

Wo es Bergab geht, sieht man nun schon vom Wege aus den Rhein gleichsam im Durchschnitt der großen Ebne, die zwischen den Bergen sich eröffnet. Dieser Gesichtspunkt giebt

wieder neue Parthien, von eigenthümlicher Schönheit.

Als wir die Wohnung meines Führers wieder erreicht hatten, mußte ich noch meinen Nahmen in ein Buch einschreiben, das er allen Fremden vorlegt. Ich erstaunte über die Menge derer, welche das Römische Bad seit vierzehn Jahren besehen hatten. Selbst bei dem flüchtigsten Durchblättern drängten sich mir mannigfaltige Betrachtungen auf, über die Verschiedenheit der Menschen, die hier neben einander ihren Nahmen aufgezeichnet hatten.

Besonders hieß mich der Buchbewahrer die Handschrift des General Moreau bemerken. Er besuchte den Ort in einer sehr kritischen Zeit; zwei Tage vor der Schlacht bei Emmendingen am 19. October 1796, wodurch er genöthigt ward, sich weiter gegen Basel zurück zu ziehen.

Ich will Ihnen doch die Worte herseßen, wie ich sie in meiner Schreibtafel aufzeichnete.

Tout cede au tems: de ſon bras deſtructeur
Il renverſe à la fois la chaumière et le trône,
L'humble rateau, la ſuperbe couronne
Tombent en gémiſſant dans ſes gouffres d'horreur.

Mais vous monumens reſpectables
De la grandeur de nos ayeux,
Souſtraits au voile impénetrable,
Qui vous derobait à nos yeux,
Vous vivrés dans notre mémoire
Et rappellerés aux Germains,
Qu'il faut, en conſervant les traces de leur gloire,
Aimer la république, imiter les Romains.

Unter dieſen Zeilen ſtanden ſechs Nahmen: Millet, Fr. Marchand, N. Marchand, Delanneau de Verſailles, Deputé de Seine et Oiſe, P. Moreau Morlaix, Deputé du Finisterre, Durier de Turcoin, Deputé du Nord. Alsdann noch zwei Zeilen: Tous au Service de la Republique Françoiſe à Badeweiler le 26. Vendemiaire an. 5. 17. Octob.

1796. Nur diese Zeilen sollen von Moreau seyn: die Inschrift war von einem seiner Begleiter.

Auf demselben Blatte stand nachher von einer anderen Hand, unterzeichnet Millet folgendes: Qual' noms sensibile non arrossirà col' „veder' a canto dei monumenti rispettevoli del- „la Romana Maëstade le Scritte prove della paz- „zia, dell' incredibile Malvaggità, e del vano „orgoglio dei Francesi, che ardiscono ancora „ferbar questo nome, doppoi desordini e le „sciagure nei quali hanno gettate la loro pa- „tria." Den Commentar erlassen Sie mir wohl; er macht sich von selbst. Indeß führte mich dieser Zug auf mancherlei Nebenbetrachtungen, die mich während des Rückweges bis Müllheim ausschließend beschäftigten.

Der Weg nach Kalteherberg ist wie der vor Müllheim; zuweilen sieht man Berge vor sich, die den Horizont etwas beschränken. Bei Schliengen geht es einen ziemlich hohen, gerade vor liegenden Berg hinan. Von diesem

hat man rückwärts eine treffliche Aussicht über das im Thal in der Tiefe liegende Schliengen, und einen Abschnitt der Ebne bis an die Elsaßer Gebirge und den Rhein. An den übrigen Seiten wird der Horizont im halben Zirkel begränzt durch die waldbewachsnen Berge.

Nun geht es in einem herunter nach Kalteherberge. Dieß einzelne Haus liegt in einem Thal zwischen Bergen, aber doch viel höher als Schliengen. Hier hatte Moreau drei Tage sein Quartier, als Erzherzog Carl ihn bei Schliengen am 24. October 1796 angriff. Die Kaiserlichen griffen den Berg hinauf an. Sie verloren viele Leute, aber die Franzosen mußten dennoch weichen. Moreau beschloß nun bei Hüningen über den Rhein zu gehen. Man versicherte mich, Mangel an Munition habe zum Theil diese letzte Niederlage verursacht.

Rund um Kalteherberge liegen Berge. Der höchste unter ihnen ist die Pritsch, über welchen man nach Basel kömmt. Alle Berge, wel-

che man auf diesem Wege zur Rechten hat, hängen mit der Bergstraße in einer Kette zusammen. Sie gehen, gewissermaßen als eine Fortsetzung derselben, von Frankfurt aus immer zur Rechten herunter bis Basel. Dagegen machen die Berge, welche von Rastadt aus, und seitdem immer zur Linken liegen, eine ganz andere Familie aus. Diese gehören zum Schwarzwald und ziehen sich fast von den Harzgebirgen aus bis am Rhein herunter. Jene zur Rechten sind viel fruchtbarer, nicht so hoch und nicht so waldreich, als diese.

Hinter Kalteherberg geht es erst einen kleinen Berg hinauf an der Baseler Straße. Nachher liegt der Weg nach Lörrach zur Linken ab.

Von Kalteherberg bis Lörrach sind vier kleine Stunden. *) Der Weg ist fortdauernd

*) Oerter: Mappach 1 St., Schalpach zur Linken 2 St., Rimmingen 3 St., Dumringen

schöne Chaussee. Die Berge, die sonst links waren, kommen nun zur Rechten. Dagegen haben Sie zur Linken ein mäßiges Amphitheater von nicht sehr hohen, lieblichen Bergen mit Waldung und Wein.

Nicht weit hinter Rimmingen kommt man zu dem hohen Dumringer Berg. Entlangs dem Berge geht es gerade hinauf. Von der Höhe haben Sie eine schöne Aussicht. Dort reicht sie nicht weit. Der ganze Horizont ist umgränzt durch weit höhere Berge, an denen Ihr Auge wie in einem Amphitheater hinaufblickt.

Wenn Sie den Berg hinunter sind, sehen Sie Dumringen gerade vor sich. Sie hören einen Waldstrom rauschen; aber Sie sehen ihn nicht. Dieß macht, zumal in der Dämmerung, einen ganz eigenen Eindruck.

3 1/2 St., Lörrach 4 Stunden. So rechnet die Post; sonst sind es eigentlich nur drei Stunden.

Rückwärts überschauen Sie die Gegend, woher Sie zunächst kamen. Auch hier wird der Horizont durch Berge geschlossen, aber in weiterer Entfernung.

Der Fluß bei Dumringen ist ziemlich breit und reißend. Er heißt die Wiese. Sein Ursprung ist ein Brunnen im Schwarzwalde bei St. Bläsi. Dann strömt er durch Waldberge und fällt bei Basel in den Rhein.

Von Dumringen aus sind Sie plötzlich in eine ganz andere Gegend versetzt. Auf der ganzen Reise sah ich keine, wie diese. Alle große Szenen sind verschwunden. Sie fühlen Sich einsam; beschränkt auf den Zirkel der nächsten Dörfer.

Hinter Dumringen kommen Sie in ein ganz enges Thal. Nach einer kurzen Strecke geht es über eine sanfte Anhöhe in ein größeres Thal. In mäßiger Breite ist es von beiden Seiten umgeben von Hügeln, bewachsen mit den lieblichsten Reben. Das Thal zeigt Ihnen

die Vegetation in der größten Vollkommenheit. Die Hügel verschließen Ihnen den Gesichtskreis über das Thal hinaus. Alles ruft Ihnen zu: Genieße des Lebens, Freund! und grüble nicht!

XLIII.

Regeneberg, den 25. Mai 1798.

Ich schreibe Ihnen aus der Schweiz; aus Ihrem Vaterlande, mein geliebter Freund! Tausend Erinnerungen an unsere Gespräche in Rastadt, *) auf meinem einsamen Spaziergange, und an dem comfortable tea-bourd in meinem Arbeitszimmer durchströmen meine Seele. Sie werden es nicht wollen, daß ich Ihnen alle meine Empfindungen in ihrer vollen Stärke schildere. Es würde Sie und mich zu sehr bewegen. Aber ich kann es auch nicht über mich erhalten, gegen Sie von dem Eindruck zu schweigen, den der Anblick der französirten Schweizer auf mich

*) Herr von Bonstetten aus Bern, den die Leser wahrscheinlich aus seinen Schriften kennen und lieben, besuchte mich in Rastadt im April 1798 auf seiner Reise nach Kopenhagen. Er brachte bei mir etwa vierzehn Tage zu, die ich allerdings zu der angenehmsten Zeit meines Aufenthalts in Rastadt rechne.

machte. Was ich thun kann, um nicht zu stark zu schreiben, ist, daß ich suche zu vergessen, daß Sie selbst ein Schweizer sind. Ich will Sie nun einmal für meinen Landsmann nehmen, und Ihnen schreiben, wie anderen Freunden in Kopenhagen. Lesen Sie dann gleich Beschreibungen von Gegenden, die Ihnen besser, als mir, bekannt sind: so werden sie doch immer das Interesse für Sie haben, was wir so gerne in der Ansicht eines Freundes an einem Gegenstand finden, der uns am Herzen liegt.

Lörrach, eine kleine Stadt an der Wiese, mit einem Schlosse, ist der Sitz des Oberamts Rötteln. Die Stadt ist gut gebauet und überaus nahrhaft. Eine beträchtliche Indienne-Manufactur giebt Armen und Kindern, auch in der umliegenden Gegend, Gelegenheit zu einem erheblichen Nebenverdienst. Die Zeit erlaubte mir nicht, sie zu besehen. Ich mußte mich sehr früh auf den Weg machen, um in einem Tage hieher zu kommen.

Man rieth mir in Lörrach über Rheinfelden nach Zurzach zu gehen, das seiner Messen wegen so berühmt ist. Der Weg macht 9 Meilen, und noch $3\frac{1}{2}$ bis Zürch. Zurzach hätte ich bequem heute Abend erreicht; dann wäre ich ebenfalls Morgen Mittag in Zürch gewesen. Aber ich verwarf diesen Plan, weil ich mir nun einmal vorgesetzt habe, morgen früh die Sonne vom Lägerberg aufgehen zu sehen. Ich blieb also nur bis Rheinfelden *) auf der Straße; nachher nahm ich einen Feldweg.

Hinter Lörrach fährt man an einem Berge fort. Auch gegen über hat man einen Berg, ohne Aussicht. Die Berge selbst machen Gruppen von Waldung, Wiesen und Kornfeldern. Der höchste von den Bergen zur Rechten heißt der Hornberg.

*) Von Lörrach bis Rheinfelden sind 3 Stunden, die man für eine Post bezahlt. Oerter: Entzlingen 1 Stunde, Dachenfelden 2 St., Nellingen 2 1/2 St., Rheinfelden Station 3 Stunden.

Kommen Sie je in diese Gegend, so versäumen Sie nicht den Gesichtspunkt von dem Enzlinger Wald zu nehmen. So heißt der Berg, den Sie gerade vor sich haben, weil er ganz mit Wald bewachsen ist. Der eigentliche Standpunkt ist in einiger Entfernung von der Spitze. Vor sich sehen Sie nichts vor dem Gipfel des Berges. Wenn Sie sich umkehren, zeigen sich Ihnen alle die Berge um Lörrach in einer sehr malerischen Gruppe. Lörrach liegt in der Tiefe. Die Wiese kömmt von den Bergen herab; hie und da schimmert zwischen den Fluren ihr Wasser hervor, prächtig von der Sonne bestrahlt. Links weg von Lörrach ist ein perspectivischer Ausschnitt durch die Oeffnung der Berge. Sie sehen hier, wie in einem leichten Nebel, Dillingen auf dem Berge, an dessen Fuß Hüningen liegt, ferner Basel, den Rhein, weit hinein in den Elsaß, in blauer Ferne die Voghesen. Alle diese Gegenstände sind, wie in einem Fächer, schmal zusammengefaßt. Dieß macht einen unbeschreiblichen Contrast mit den näheren, stärker schattirten Bergen, die, gleichsam Ihnen zu Liebe,

diesen Blick zwischen sich gestatten. Sie fühlen sich tief durchdrungen von der Größe, dem unendlichen Reichthum der Natur. So vieles sehen Sie in dem kleinen Durchschnitt. Was würde es seyn, wenn Ihr Auge, über alle diese Berge erhaben, ringsum eben so weit schauete? Sind Sie gewiß, daß Sie den Anblick ertragen könnten?

Mit diesem Gedanken nehmen Sie Abschied von dem Schwarzwalde und den Voghesen. Oben auf dem Berge ist die Grenzscheide zwischen Baden und Oesterreich. Sie kommen in das obere Rheinviertel, den südlichsten Theil vom Breisgau.

Eine Meile fahren Sie noch auf der Höhe im Walde. Indem Sie dann herab fahren, öffnet sich Ihnen eine ganz veränderte, nicht minder schöne Aussicht.

Sie übersehen ein nicht großes, aber schönes Thal, die Seiten der Berge, gegen über in der Ferne eine andere Reihe von Bergen. Im Thal fließt der Rhein. Rechts liegt im Walde das

Schloß Enzlingen. Zwischen den Bergen zeigen sich links in blauer Ferne die Schweizer Berge.

So wie Sie weiter herab kommen, verändert sich die Aussicht oft, wie der Weg eine andere Richtung nimmt. Ungefähr nach einer halben Stunde sind Sie in einem ganz kleinen, runden Thal, von Bergen ringsum eingeschlossen. Die Phantasie versetzt hieher die Hütte eines Einsiedlers. Unfähig das Getümmel der Welt, die Thorheiten der Menschen länger zu tragen, sucht er hier am Abend seines Lebens Ruhe — aber Ruhe im Schoos der schönen Natur.

Kaum hatte ich ihm seinen Fleck ausersehen, so kam ich durch eine kleine Wendung in ein schmales Thal, das mir eine halbe Stunde lang schien. Ich nannte es ein Waldthal; keines von denen, die ich bisher sah, ist damit zu vergleichen. So denke ich mir die gepriesenen Schweizer Thäler.

An beiden Seiten laufen Berge mit Wald bewachsen, oder mit Korn bedeckt, oder mit

fruchtbaren Weiden. Bis an die Berge haben Sie die trefflichsten Wiesen, die reichsten Kornfelder. Durch das Thal fließt ein kleiner Waldbach. Fleißige Menschen benutzen ihn. Hier steht eine Schneidemühle; dort eine Kornmühle. Hie und da stehen einzelne Häuser. Sie sind nicht allein in diesem Thal; dazu ist es viel zu groß. Aber die Gesellschaft ist nicht zahlreicher, als das Bedürfniß es erfordert. Was ich von dem Murgthal sah, hat schon einen anderen Charakter. Dort ist ein lebhafteres Gewerbe; Sie denken an Handel, an Verbindungen außerhalb des Thals. Hier nicht. Sie machen eine kleine Welt aus, mit Ihren Nachbaren. Ihr Auge ruht nur auf fruchtbarer Erde. Sie trägt so leicht; es ist unmöglich zu zweifeln, daß sie alle Bewohner reichlich ernähre. Kein Gegenstand läßt Sie eine beschwerliche Arbeit fürchten. Sie sehen nicht, wie im Murgthal, Felsstücke oder kahle Berggipfel hervorragen. Diese sanft gerundeten Berge lassen sich bepflügen, so weit Ihr Blick reicht.

Wer kann sich des Gedankens erwehren, in dem köstlichen Thal zu wohnen? Troz meiner Phantasie, fesselte mich nicht mehr die schöne Aussicht von dem Enzlinger Walde. Ich fühlte es, wenigstens in dem Augenblik, daß der Mensch mehr gemacht ist für das friedliche Thal, als für jene weite Gegend. In dem Thale kann man nicht anders leben, als ruhig, genügsam, froh. Sie entzweien sich nicht mit Ihren Nachbaren. Gegenseitiges Bedürfniß verbindet sie zu genau. Aber in dem weiten Raum sind der Gegenstände der Collision so viele, daß Sie Uneinigkeit und Feindschaft voraussehen. Es ist wahr, Sie haben nicht in Ihrem Thal das Gefühl von Kraft, das Sie zur Welteroberung ruft, wie die Bewohner des Strandes. Aber mehr als irgend andere gefesselt an Ihren Boden, gesünder und körperlich stärker, sind Sie unwiderstehlich, wenn ein Feind es wagt, über die ungeheuren Bergmassen zu dringen, welche die Vormauer des friedlichen Thals dem Auge der Raubgier entziehen.

In diesen Gedanken vertieft, kam ich zu einem Meyerhof, den ich mir vor anderen zur Wohnung wählte. Einige umliegende Häuser bestimmte ich für gleichgesinnte Freunde. Jetzt sah ich mich nahe bei einem Dorf. Es heißt Dachenfelden; ein großer, wohlgebaueter Ort. Diese größere Versammlung von Landleuten verschob meinen Plan nicht. Sie begünstigte ihn vielmehr; wir hatten an den fleißigen Bewohnern des Dorfs nüzliche Mitbürger, treue Beschüzer gegen Feinde. Unwillkührlich gleichsam untersuchte ich noch einmal unsere Sicherheit. Sie war vollkommen. Von der Seite, woher ich kam, verschloß ein hoher, mit Holz bewachsener Berg den Eingang. Zu beiden Seiten führte auch kein Weg über die Anhöhen. Vor uns sahen wir über das Dorf hinaus im Durchschnitt nur den Horizont. Ohne Zweifel lag auch hier ein Berg, fahrbar nur auf einem Wege, den wir, nach Gefallen, öffnen und sperren konnten.

Mit gespannter Erwartung fuhr ich jezt aus dem Dorf. Aber es gab keinen Berg mehr.

Die Berge zogen sich an beiden Seiten zurück. Links lagen jetzt köstliche Weinberge, wo besonders trefflicher rother Wein wächst; rechts Berge mit Wald oder Korn bedeckt. Gerade vor, aber in ziemlicher Entfernung eine Kette Vorderösterreichischer Berge jenseits des Rheins. So geht der Weg nun in dem weiteren Thal fort, zwischen Bergen an beiden Seiten. Sie fühlen sich in einer anderen Stimmung. Ihr Lebenskreis ist auf kein einzelnes Thal mehr eingeschränkt: Sie gehören einer größeren Gesellschaft.

Nach Rheinfelden zu erweitert sich das Thal immer mehr. Sie sehen den Rhein aber erst nahe vor der Brücke. Er ist noch rauschender Waldstrom, so wie er von Schafhausen herabkömmt. Nachher nimmt er einen sanfteren Lauf. Hier endigt sich auch das Gewild, die felsigte Gegend zu beiden Seiten des Rheins, wodurch er von Schafhausen ab in vielen Krümmungen schnell und brausend strömt. Die Brücke ist lang, in mehreren Krümmungen künstlich gebauet. Sie war sonst halb bedeckt. Die Fran-

zosen schossen sie bei ihrem Rückzug ab, damit die Kaiserlichen nicht Truppen darüber setzen konnten. Sie mußten daher bei Sickingen, der nächsten Rheinstadt, übergehen.

Rheinfelden ist die größte und schönste unter den vier Waldstädten, die zu dem oberen Rheinviertel des Breisgaus gehören. Die übrigen sind Sickingen, Laufenburg und Waldshut. Sie liegen alle am Rhein zwischen Schafhausen und Basel. Rheinfelden an der Südseite; die anderen an der Nordseite.

In Rheinfelden fragte mich ein Kaiserlicher Invalide nach meinem Nahmen. So weit war ich von Rastadt gereiset, ohne daß irgend eine Seele sich um meinen Nahmen oder Paß bekümmert hätte. Sie können glauben, daß ich mich dieser Freiheit sehr freuete. Auch dieser Kriegsmann ließ es bei der bloßen Frage bewenden. Er zeichnete nichts auf: an niemand ward Rapport abgestattet. Ich bezahlte einen Zweibätzner, wie ich glaube, Rheinzoll und fuhr ungehindert weiter.

Mit der Beförderung auf der Kaiserlichen Post war ich nicht so gut zufrieden. Ich erhielt nur mit Mühe eine schlechte Postchaise nach Brugg für fünf große Thaler; überdieß mußte ich die Zeche des Postillions übernehmen. Es sind nur 8 Stunden, *) und dabei guter Weg. Aber ich mußte alle Bedingungen eingehen, weil der Postmeister der stärkere Theil war. Ich hätte sonst über Laufenburg und Waldshut gehen müssen. Dieser Weg ist zwei Stunden weiter; und was hätten nicht zwei Stationen für Aufschub gemacht?

Man fährt von Rheinfelden links in das Land hinein. Anfangs bleibt man in der Tiefe; nur von ferne zeigen sich einige Berge. In dem Dorf Möhlin fielen mir Strohdächer auf.

Sie

*) Oerter: Möhlin 1 Stunde, Mumpf 2 St., Sickingen, das seitwärts liegen bleibt, 2 1/2 St., Stein 3 St., Eichen 4 St., Frick 4 1/2 St., Hornhausen 5 1/2 St., Botzen 5 3/4 St., Effingen 6 St., der Bötzberg, Brugg 8 Stunden.

Sie erinnerten mich an mein Vaterland. Es war nun so lange, daß ich diese Dächer nicht gesehen hatte. Sie hätten gewiß mit mir an diesen Bauerhäusern größeren Gefallen gefunden, als an allen anderen, weit eleganteren.

Hinter Möhlin ist eine kleine Anhöhe. Es geht dann in einer höheren Gegend fort, immer etwas rechts längs den Bergen. Das ziemlich breite Thal besteht meist aus Kornfeldern: es stößt links an Berge. Auch diese sind theils bepflügt; theils mit Schwarzholz bewachsen. Die Berge, welche Sie vor sich sehen, bilden meistens einen Zirkelbogen; doch haben sie auch einige Spitzen, die wieder eigene Berge bilden.

Bei Mumpf liegt zur rechten Seite ein hoher Berg, der Obermumpfer Stieg. Diese Benennung eines Berges war mir neu. Man sagt mir aber, er sey in der Schweiz, auch im Würtembergischen gewöhnlich genug. Wenn Sie etwas höher kommen, sehen Sie den Rhein zur Linken. Dadurch wird das Thal sehr viel

belebter. In einiger Entfernung liegt die Stadt Sikkingen mit einer Brücke über den Rhein, ringsum von Bergen umgeben.

Von hier geht es den hohen Steiner Berg heran. Rückwärts haben Sie eine treffliche Aussicht über das Thal, worin der Rhein fließt, auch noch über die Badener Berge und den Schwarzwald. Vor Ihnen ist der Horizont durch Berge begränzt.

Bei Stein geht links die Landstraße nach Laufenburg. Mein Weg gieng rechts in das Land hinein: ich nahm nun von dem Rhein Abschied.

Hinter Stein kömmt der Muckwiler Stieg. Bald geht es wieder allmählig herunter; doch bleibt man immer in einer ziemlich hohen Gegend. Sie ist von allen Seiten von Bergen eingeschlossen, die meistens mit Wald bewachsen sind. Man sieht fast nur Fichten und Tannen, die ein einförmiges, ermüdendes Ansehen geben. Das ziemlich breite Thal trägt vortreffliches Korn.

Zur Linken von Eichen liegt der Oeschker Berg, der höchste der Gegend. Man kann zwar von diesem nicht zur Rechten sehen, weil die anderen Berge den Horizont begränzen, auch nicht weit vor sich — allein rückwärts ist eine große Aussicht über den Rhein, das ganze Land und die Bergkette im Vorderösterreichischen an jener Seite des Rheins.

Das große Dorf Frick besteht eigentlich aus zwei Dörfern, Ober- und Unterfrick. Hier wird das Thal enger, und dadurch angenehmer, zumal da der Berg zur Linken wieder lachende Reben hat. Es zieht sich noch mehr zusammen bei Hornhausen. Schöne Wiesen stoßen an die Berge. Sie sind dicht bewachsen, mit mannigfaltigen Abwechslungen des Laubes. Wäre es nicht Frevel, Naturszenen mit Spielereien zu vergleichen, so würde ich sagen, sie sähen aus, wie unsere Caracallaköpfe.

In Hornhausen, oder wie die Leute hier sagen, Hornusa, mußte ich, meinem Postillion zu gefallen, frühen Mittag halten. Ich

benutzte die Zeit, mich in dem Hause umzusehen. Alles war ungefähr, wie im Badenschen. Die Einwohner hatten ein frisches, gesundes, zufriedenes Ansehen. Man nennt diese Gegend, wie Sie wissen, das Frickthal. Die Einwohner besorgen, daß es mit zu den Besitzungen gehöre, welche nach dem Frieden von Campo Formio der Herzog von Modena als Entschädigung bekommen soll. *) Sie schienen sehr unzufrieden darüber. Sie sind so stolz darauf, Kaiserliche Unterthanen zu seyn, daß sie durchaus keinem anderen Fürsten angehören wollen, nicht einmal einem aus dem Kaiserlichen Hause. Sonst ist der Wohlstand des Ländchens größer, als man nach der nur mittelmäßigen Fruchtbarkeit des Bodens glauben sollte. Dieser Strich liegt so viel südlicher, als Freiburg; aber welcher Unterschied in dem Ertrag des Bodens! Nur das Vieh schien mir sehr vorzüglich. Dieß verdankt man gro-

*) Zufolge des Lüneviller Friedens wird es jetzt an die Helvetische Republik abgetreten, welches allerdings natürlicher ist, wenn einmal der Rhein die Grenzlinie Republikanischer und Monarchisch-regierter Staaten seyn soll.

theils der Sorgfalt der Einwohner. Sie erwerben sich dadurch zuweilen sogar großes Vermögen. In Möhlin besonders, oder vielmehr in der ganzen Landschaft Möhlinbach, sollen viele reiche Bauern seyn.

Eine halbe Viertelstunde von Hornhausen fängt die Schweizer Gränze an. Ein Pfahl bezeichnet sie.

Kann ich Ihnen die Empfindungen schildern, mein Freund, welche meine Brust spannten, als ich diesen Boden — einst den Boden ächter Freiheit — betrat? Nein! ich darf es nicht. Ich würde Sie zu tief verwunden, wenn ich Ihnen sagen wollte, was ich bei dem Anblick des verdammten Freiheitsbaums fühlte, der traurig und verdorrt bei dem ersten Schweizer Hause stand, das gleich rechts am Fuß des Berges liegt. Sie wissen es, ich bin nicht blutgierig: aber ich hätte fürwahr die Mörder der Freiheit der Schweiz an eben diesem Baum aufknüpfen mögen, zum Wahrzeichen für alle, die muthwillig das Glück der Völker untergraben.

Die ersten Schweizer Dörfer schienen mir nicht verschieden von denen des Frickthals. Auch hier waren viele Strohdächer mit Rauchlöchern, ohne Schornsteine. Die einzeln liegenden Häuser zeugten von größerer Eleganz.

Hinter Effingen erweitert sich das Thal vorwärts. Man sieht nun auf eine Reihe wahrer Schweizergebirge. Sie gehören alle zu dem Jura. Ihre ganze Linie macht gleichsam eine lange Wand. Hie und da ragen aber einzelne Spitzen merklich hervor. So hat besonders der Badener Berg zwei Spitzen, die ihn vor anderen auszeichnen.

Nach einer Weile kam ich den großen Bötzberg hinan. Oben auf der Höhe mußte ich den ersten Schweizerberg besteigen. Sie wissen, daß ich von diesen Bergen so viele unbestimmte Erwartungen hatte. Mich dünkte, ich konnte nicht schnell genug mich mit ihnen durch eigene Ansicht bekannt machen. Die Spitze, die ich erstieg, war wie ein Zuckerhut geformt. Sie war aber nicht hoch genug zu einer vollkommnen

Uebersicht des Horizonts. Nur rückwärts hatte ich eine große Aussicht. Mein Blick umfaßte das ganze Thal, wodurch ich gekommen war; die umliegenden Schweizerberge, bedeckt mit Fichten und Tannen. Weiterhin zeigten sich in der Ferne die Deutschen Gebirge, von denen ich nun auf einige Wochen Abschied nahm.

Im Herabfahren haben Sie eine treffliche Aussicht. Im Hintergrunde einer weiten Gegend, die vor Ihnen ausgestreckt ist, zeigen sich alle Zürcher und Badener Berge. Allenthalben sehen Sie Kirchen, Oerter, einzelne Häuser, wie ausgestreuet. Das Ganze macht desto mehr einen angenehmen Eindruck, weil sich die Gegend wie ein großes Amphitheater die Berge hinan zieht.

Wenn Sie weiter herunter kommen, so sind Sie in Schweizer Thälern. Sie gleichen, wie ich es erwartet hatte, dem Thale bei Dachenfelden. Es sind schmale Streifen von außerordentlich schönem Grün, zwischen den waldbedeckten Bergen. Auch hier rauschte ein Waldbach im

Thale. Und ich sah die erste Schweizerheerde; auf meine Bitte sang mir der Bube, der sie an der Seite des Berges weidete, den Kuhreigen. Mit welcher Wehmuth hörte ich ihn, lieber Bonstetten! mit welcher lebhaften Erinnerung an alles, was die Schweiz sonst war. Ich begriff es vollkommen, daß die Französische Regierung untersagen mußte, den Kuhreigen bei den Schweizer Regimentern zu spielen, damit die Soldaten nicht vor Heimweh erkrankten.

Am Fuße dieses Berges liegt Brugg. Die Aar rauscht, noch ehe Sie herabkommen, rechts den Berg hinunter. Sie kömmt aus den Gebirgen des Oberlandes des Canton Berns, und fließt von hier dem Rhein zu, der sie bei Coblenz, oberhalb Waldshut, aufnimmt. Zur Rechten sehen Sie eine Bergwand mit den Ruinen des alten Bergschlosses Habsburg. Sie sind in mehr als einer Rücksicht so merkwürdig, daß ich es sehr bedauerte, sie nicht besehen zu können.

Brugg ist eine alte Stadt mit Mauern und Thoren. Sie ist ziemlich gut gebauet; das Aeußere schien zum Theil von Wohlstand zu zeugen. Wenn ich nicht irre, so gehört sie zu dem Aargau, das in dem Anfang der Schweizer Revolution keine gute Rolle spielte. Sie wissen schon, daß ich die Rolle nicht gut nenne, welche auf den Umsturz der bisherigen Regierung abzielte, wobei das Land sich im Ganzen so glücklich fühlte.

Dieser Sinn schien mir in dem Wirthshause, wo ich einkehrte, so zu herrschen, daß ich eilte, die Gaststube zu verlassen. Ich gieng in eine Krambude, um mich mit einer Schweizer Kokarde zu versehen. Die Bürgerin, die mein Geld mit unzufriedner Miene nahm, versöhnte mich wieder. „Es ist nit Recht mit dem Possen," sagte sie, indem sie mir das dreifarbigte Band an den Hut steckte. Ja wohl ist es nicht recht! seufzte ich, und gieng schweigend dem Hause wieder zu.

Für ein schlechtes Wägli, eine Art Carriolen, wie man sie auf dem Harz findet, mit einem Pferde bespannt, mußte ich bis Regensberg zwei große Thaler zahlen. Es sind vier Stunden, wenn man den Weg über Baden nimmt.*) Mein Kutscher erbot sich aber, mich für eben den Preis nach Zürch zu bringen, ob es gleich zwei Stunden weiter ist. Ich lernte denn schon hier, daß es den Pferdevermiethern nicht auf die Weite des Weges so sehr ankömmt, wenn sie nur nicht einen Tag länger auf der Reise zubringen müssen.

Eine Viertelstunde von Brugg kömmt man zu dem ehemaligen Kloster Königsfelde, in alten Zeiten ein Quartier für den Kaiser. Hier und zu Windisch sind sogar noch merkwürdige Ueberbleibsel aus der Zeit der Römer. Eine

*) Oerter: Königsfelde 1/4 Stunde, Gerbisdorf 1/2 St., Will 1 St., Gatlehof 1 1/2 St., Baden 2 St., Wettingen 2 1/4 St., Wirenlös 2 1/2 St., Atlichen 2 3/4 St., Utelfingen 3 St., Bopplisen 1 1/2 St., Regensberg 4 Stunden.

Viertelstunde weiter geht es über die Reus. Sie fließt sanft zwischen zwei stillen Ufern in lieblicher Krümme. Sie entspringt auf dem Gotthardt, fließt durch den vier Waldstädter bei Luzern heraus nach Bremgarten und Mellingen. Die Ueberfahrt ist nur schmal. Man wird übergezogen. Hier wird die Gegend noch romantischer. Es geht über einen kleinen Berg nach dem Dorf Gerbisdorf. Hier fällt die Reus in die Aar. Indem der Weg etwas rechts sich wendet, bekömmt man auch die Limmat ins Gesicht. Diese entspringt in den Gebirgen von Glarus. Sie geht dann durch den Zürcher See nach Baden. Nicht weit von der Reus fällt sie gleichfalls in die Aar.

Von hier geht der Weg immer rechts an einem Berge weg. Die Gegend ist hoch. Man hat nur zur Linken Aussicht; zuweilen auch von vorne. Das Thal ist romantisch. Die Limmat fließt im Grunde. Sie hören sie oft rauschen; aber Sie sehen sie selten. Auch fällt zuweilen ein Waldbach hinein. Er stürzt sich von der

Höhe herab, mit einem Geräusch, das den Eindruck der Szene vermehrt. Dennoch ist das Thal nicht so schön, als das Dachenfelder. Weil der Weg so hoch liegt, so haben Sie nicht das volle Gefühl von der Ebne. Auch sind im Grunde viele Stücke mit Korn bewachsen. Dieß bringt bei weitem nicht für das Auge die Wirkung hervor, als wenn die ganze Fläche Rasen ist, und die Kornfelder sich die Bergseite hinan ziehen.

Die Bäume an den Bergen sind meist Fichten. Zur Linken haben Sie ziemlich hohe Berge von verschiedenen Nahmen, die sich an den Zürcher Lagerberg anschließen. Rechts liegen die Badener Berge.

Nach Baden geht es den Berg vollends herab. Die Stadt liegt sehr romantisch an der Limmat, über welche eine Brücke geht. Theils ist sie am Fuß des ziemlich hohen Berges gebauet, theils noch am Abhang desselben. Seitwärts zur Linken hat man den

großen Zürcher Lägerberg, fast durchgehends mit Holz bewachsen; vor sich die Badener Berge, die sich auch noch rechts herumziehen. Höher als die Stadt liegt das alte Badener Schloß auf einem isolirten runden Hügel auf dem Abhang der Badener Berge.

Die Stadt ist alt, schlecht gebauet, mit sehr engen Gassen. Ihre Bäder, verschiedene Ueberbleibsel des Alterthums, schöne Situationen in der Nähe machen sie merkwürdig. Die Bäder liegen nur eine Viertelstunde von der Stadt; sie sollen sehr wohlthätig seyn. Seit undenklichen Zeiten quillt hier eine so ungeheure Menge Wassers, die nie weder wärmer noch kälter ward, sich nie verstopfte, nie stille stand, sich nie derangirte. Man zahlt für eine Badstube nur einen Gulden täglich. Um die Stadt herum liegen mehrere sehr interessante Berge. Auf einigen derselben findet man schöne Dendriten, die in Baden in ziemlich großen Platten geschliffen verkauft werden. Von dem alten Schlosse,

auch von dem Kreuzberg, eine Stunde von der Stadt hat man schöne Aussichten. Aber das alles mußte ich jetzt bei Seite setzen: ich mußte eilen, um noch vor Nachts Regensberg zu erreichen.

Nicht weit von Baden bleibt links das reiche und schöne Kloster Wettigen an der Limmat liegen. Hier führt eine schöne hölzerne Brücke über den Fluß, von Grubenmann erbauet. Etwa eine Stunde weiter liegt in den Bergen eine Sennhütte auf einer schönen Alp, von der Sie wieder einen anderen angenehmen Rückweg nach Baden über die Berge nehmen.

Man kömmt eine ziemliche Anhöhe heran. Der Weg nimmt eine östliche Richtung. Sie haben die Badener Berge mehr zur Rechten; links nähern Sie sich sehr dem Lägerberg.

Von dieser Anhöhe führt ein Fußsteig Sie über den Rücken des Lägerbergs in ei-

ner Stunde nach Regensberg. Aber der Weg ist sehr beschwerlich. Man sagte mir, ich dürfte ihn nicht unternehmen, ohne einen sehr kundigen Führer. Und so spät wollte sich niemand mehr aufmachen. Ich blieb also in meinem Wägli, und verlängerte meinen Weg durch manche Krümmung bis auf zwei Stunden.

Ich fuhr wieder rechts an den Bergen weg. Zur Linken sah ich beständig den Lägerberg; doch in einiger Entfernung über ein ziemlich weites Thal hinaus. Im Thal wechseln Wiesen mit Kornfeldern und Reben.

Bei Wirenlös wandten wir uns links von der Zürcher Straße ab, nach dem Lägerberg zu. Der Weg bleibt immer in einem Thal zwischen Bergen. Zur Rechten begränzen sanfte Erhöhungen den Horizont; zur Linken streckt sich der Lägerberg in seiner ganzen Länge, als eine Wand. Bis an den Fuß der Berge gehen die Kornfelder und Wie-

sen. So fährt man etwa eine Stunde. Dann kömmt eine kleine Anhöhe, auf welcher das Städtchen Regensberg am Abhang des Lägerbergs gebauet ist.

XLIV.

XLIV.

Zürich, den 26. Mai 1798.

Von Regensberg bis auf die Spitze des Lägerbergs hatte ich drei Viertelstunden. Man sagte mir, die Sonne gehe um halb fünf Uhr auf. Ich wollte meiner Sache gewiß seyn, und trat meine Wanderschaft schon um 3 Uhr an.

Mein Begleiter war ein ächter Schweizer von altem Schroot und Korn. Er hatte ehedem acht Jahre in Frankreich gedient. So bald er nur von ferne merkte, daß ich kein Revolutionair war, schüttete er sein Herz aus. Nur durch Verrath sey Bern gefallen. Die Soldaten hätten Achtpfünder mit Kugeln von zwölf Pfund gehabt. Statt Pulver wäre Sand in den Patronen gewesen. Die Zürcher würden alle mit Freuden mitgegangen seyn. Sie wären treffliche Schützen. Jeder Mann habe sein Gewehr und 36 Schüsse.

Die müsse jeder haben, wenn er auch kein Brod hätte. Die jungen Buben seyen voller Muth und Munterkeit. Obgleich sich die Franzosen auf den Dörfern gut genug betrügen, wäre die Stimmung doch allgemein gegen sie. Nur an Anführern fehle es. Man könne sehen, was die kleinen Cantons gethan hätten. Hier wären achttausend Franzosen erschlagen. So würde es allenthalben gehen, wenn man sich nur verstände.

Sie können glauben, liebe Friederike, daß ich ihn schwatzen ließ, und ihn schwatzen machte. Es liegt mir zu viel daran, den Sinn der Einwohner kennen zu lernen. Jede Beobachtung, die ich aus so unverdächtigen Quellen schöpfen kann, ist mir unschätzbar.

Wir konnten im Gehen desto bequemer reden, weil der Weg gar nicht beschwerlich ist. Man kann ihn großentheils fahren. Er geht an derselben Seite hinauf, wo ich herkam. Eine kurze Strecke gieng ich zwischen Kornfeldern

und Wiesen. Dann kömmt ein lieblicher Wald. Es ist ein Gemeingut; jedem wird sein Bezirk zum Verhauen angewiesen. Bis zu der ersten Oeffnung führt der Weg ganz unmerklich Bergan. Zuweilen kömmt man sogar wieder etwas Bergab. Schon von der ersten Oeffnung im Walde hat man eine treffliche Aussicht. Dann geht es wieder in dem Wald fort, allmählig Bergan. Erst so wie ich aus dem Wald kam, hatte ich einen kleinen, etwas steilen Hügel zu ersteigen. Auf der Spitze dieses Hügels steht in einer Platteforme auf Felsen das Wachhaus. Dieser Hügel ist so kalt, und dem Winde so ausgesetzt, daß hier kein Baum mehr wächst.

Die Höhe dieser Spitze ist 2310 Fuß über dem Zürcher See. Dieser ist 1279 Fuß über der Meeresfläche. Also stand ich hier beträchtlich höher, als auf dem Albis und Hütli. Auch wußte ich aus unserem Ebel, daß man von diesem Fleck die Kette der Alpen vollkommener fast, als von anderen, noch höheren Standpunkten übersehen kann. Urtheilen Sie nun,

mit welcher Erwartung ich, die Zeichnung in der Hand, *) dem Augenblick entgegen sah, wo die Sonne nach und nach diese prächtigen Bergspitzen vergolden würde.

Es war jetzt fünf Minuten über drei viertel auf vier. Die Dämmerung, die vor dem Anbruch des Tages vorher geht, hatte zugenommen. Finster war es nicht. Aber schon im Hinaufsteigen merkten wir Gewölke. Als wir oben kamen, ward der Nebel dichter und dichter, besonders im Osten und Süden, woher der Wind kam. Indem wir den Aufgang der Sonne erwarteten, schien es, als wolle sich der Nebel etwas im Süden vertheilen. Der Wind gieng stärker. Die Wolken zogen, wie im Kreise herum. Aber der Nebel blieb undurchdringlich. Einmal zeigte sich ein

*) Es ist die dritte Kupferplatte zu Ebel Instructions pour un Voyageur, qui se propose de parcourir la Suisse, traduit par le Traducteur du Socrate rustique. Bâle. 1795. 2 Vol. 12°.

lichter Streif im Südosten. Er gieng vorüber. Dieser Moment machte auf mich einen Eindruck, der unbeschreiblich ist. Von der ganzen Welt getrennt sah ich mich auf diesen kleinen Fleck eingeschränkt; auf dieß Haus, das mir verschlossen war. Mein Begleiter und ich waren die beiden einzigen lebenden Geschöpfe. In einem solchen Augenblick, oder nie, fühlen wir alle, daß wir Geschöpfe einer Art sind, Brüder — vom Sokrates bis auf den wilden Peter.

Wir beiden isolirten Menschen sahen nun gar nichts. Es war heller Tag. Ich wußte es an der Uhr: und ich sah nichts. Nicht den Wald unter uns. Keine Spur von einem Wege. Selbst meines Führers schärferes Auge sah nichts, als die Platte Forme, wo wir standen. Endlich entdeckte er zehn Schritte unterhalb dieser kahlen Fläche den Saum des nächsten Gesträuchs. Nun, sagte er, könnten wir den Rückweg finden. Der Nebel würde schwinden, wie wir herabstiegen.

Ich wollte noch immer nicht auf meine Hoffnung Verzicht thun. Lange war ich nicht in einer so feierlichen Stimmung gewesen. Der Gedanke an die unbegreifliche Gottheit erfüllte mein Innerstes. Die Sonne war längst aufgegangen: aber ich konnte sie nicht sehen. Wie nahe lag die Anwendung auf unsere Begriffe von der Gottheit!

Mein Führer riß mich endlich aus meinen Betrachtungen. „Ach! kommet nur, guter „Herr," sagte er, „Ihr sehet die Sonne heute nicht. So geht es nun mit der armen „Schweiz."

Warum soll ich es läugnen? Ich war sehr weich.

Statt des falschen Bruderkusses gab ich ihm nach Deutscher Sitte die rechte Hand.

„Aber wir werden doch die Sonne wieder sehen. So wird es auch mit der Schweiz gehen. Auch Euch wird es besser werden."

Indem ich diese Worte sagte, fühlte ich Thränen an meinen Backen. Ich verließ meinen Führer und gieng an die andere Seite des Hauses gegen Norden.

Liebe Friederike! Im Norden war kein Nebel. Es war kein Sonnenschein; aber die Luft war heiter, rein, stille. Kein Wind regte sich.

Eine tiefe Empfindung ergriff mich. „O mein Vaterland!“ rief ich unwillkührlich, „Du geliebtes Land meiner Väter! Ja! ich verlasse Weib und Kind, und opfere freudig meinen letzten Blutstropfen, wenn es nöthig ist, um den Revolutionsteufel von Dir abzuwehren, der in der guten Schweiz so viel Unglück anrichtet!“

Ruhiger, aber noch immer ernst in mich gekehrt, kehrte ich zu meinem Führer zurück. Er saß bei dem Wachhause.

Diese Wachhäuser sind kleine steinerne Gebäude auf freien Bergspitzen. Man findet darin

Tische, Stühle, einen großen Ofen und Holz, um Feuer anzumachen. Voran steht eine hohe Stange, auf welche man den Pechkranz hängt. Außerdem wird ein Scheiterhaufen angezündet, wenn man Signale geben will. Man legt dann auf einen niedrigen Pfahl eine Art Compas, dessen Scheibe nach 24 Wachhäusern hinzeigt, von denen man das Zürcher Feuer erblicken kann. Diese Häuser werden noch jetzt allenthalben in der Schweiz erhalten.

Wir sahen auch im Heruntergehen nichts von der Gegend. Nicht einmal von dem runden Thurm des Schlosses beim Eingang der Stadt konnte man sich jetzt umsehen. Sonst soll die Aussicht von der Platteforme dieses Thurms sehr schön seyn. Dafür sah ich auf dem Thurm ein Freiheitsbäumchen. Der Junker, der auf dem Schloß wohnte, hatte es wohlbedächtig gesetzt. Man rühmte ihn sehr, diesen Junker, und beklagte es, daß er nun fort müsse.

Regensberg ist ein mäßig gebauetes Städtchen. Man erzählte mir als eine große Merkwürdig-

würdigkeit von einem Brunnen, der ungeheuer tief ist. Sie sollen kaum in einer Viertelstunde fallen hören, was Sie hinabwerfen.

Ich reisete um sieben Uhr nach Zürch ab, auf einem Pferde, dessen Eigenthümer neben mir her gieng. Es sind drei Stunden, *) wofür ich zwei Gulden bezahlte.

Mein jetziger Führer hatte ein ganz anderes politisches System, als der vorige. Es war ein Malcontent. Das Land war, wie er behauptete, von der vorigen Obrigkeit schrecklich gedrückt. Es hätte unmöglich lange so fortgehen können. Jetzt mußte man etwas besseres erwarten. Uebrigens wußte er bestimmt auch nicht eine Beschwerde anzugeben. Er schien mir nur überhaupt zu der Klasse der betrogenen

*) Oerter: Dillisdorf, links, und Bux rechts 1/2 Stunde, Atlekon 1 St., Oberndorf und Sand links und Regenstorf rechts 1 1/2 St., Dotlikon 1 3/4 St., Affolden 2 St., Brunnhof, eine Meierei, 2 1/2 St., Zürch 3 Stunden.

Landleute zu gehören, welche Französische Revolutionsapostel schon seit 1792 gegen die Stadt Zürch aufhetzten. Diese Uneinigkeit benutzten sie nachher nur zu gut, um den Canton Zürch völlig zu paralysiren, und dadurch das Einverständniß der Cantone zu einer gemeinschaftlichen Vertheidigung desto leichter zu zerstören.

Die Straße nach Zürch geht von dem Wege, den ich gestern Abend kam, gleich ab gegen Süden. Bald kömmt man eine kleine Anhöhe heran. Von hier an geht der Weg bis Zürch abwechselnd immer über sanfte Erhöhungen. Er ist überaus angenehm. Sie haben fast beständig eine ziemlich weite amphitheatralische Aussicht. Ihr Auge verliert sich an dem Abhang der weiter entfernten Berge, ohne ihre bestimmten Umrisse zu umfassen. Hie und da kömmt man auch durch liebliche Gehölze.

Eine Viertelstunde von Atlikon liegt in einer sehr hohen Gegend auf einem hohen Hügel ein altes, verfallenes Schloß. Man nennt es die alte Burg. Man sieht, daß es ehedem befestigt war. Jetzt ist es ein Weinberg.

Diese Ruine bestieg ich, weil ich, der Lage nach, eben die Aussicht mir versprach, die ich vergebens auf dem Lägerberg gesucht hatte. Meine Mühe ward reichlich belohnt.

Mir schien die Sonne in vollem Glanz. Ich sah auf einen Theil der Schweiz herab, wie auf eine Landkarte. Vor mir in Süden Zürch, die ganze Strecke des herrlichen Sees; in weiter Entfernung die ganze Kette der Gletscher. Hinter mir der Lägerberg, und in der Ferne die Gebirge von Vorderösterreich und Schwaben, die man freilich vom Lägerberg bestimmter sieht. Zur Rechten die Badener Berge und die Gegend vom Rhein; links die Gebirge nach Constanz zu. Der Anblick der Gletscher war mir ganz neu. Sie erscheinen hier als lichte Spitzen, kenntlich an dem blasseren Schein der Sonnenstrahlen. Aber ich glaube, man muß sie erst näher gesehen haben, um sich einen deutlichen Begriff davon zu machen.

Hinter Affolden liegt bei einem einzelnen Hause ein kleines Fichtengehölz, dessen ungewöhn-

lich geraden Stämme mir auffielen. Seitwärts hat man eine schöne und weite Aussicht, die wie ein Durchschnitt in dem Horizont hervortritt. Hier wird auch der Katzensee sichtbar.

Zürch erblicken Sie erst eine halbe Stunde, ehe Sie es erreichen. Hinter Brunnhoff zieht sich der Weg einen sanften Hügel heran, und dreht sich dann ein wenig links. Hier haben Sie plötzlich ein herrliches Amphitheater vor sich. Es umfaßt eine treffliche, fruchtbare Landschaft; einen Theil des Zürcher Sees, im Hintergrunde die Bergkette, hinter der in Osten kleine Spitzen der Eisberge hervorragen. Weiterhin sehen Sie auch Zürch selbst am See, und am Fuß des Zürcher Berges.

Wenn Sie den Hügel herab sind, kommen Sie zu beiden Seiten vor vielen Gartenhäusern vorbei. Die Gärten scheinen mir etwas steif; aber die Aussicht ist allenthalben reizend.

Dann schlägt der Weg rechts auf einer grossen steinernen Brücke in die Landstraße von

Schafhausen. Ich kam nun durch eine Vorstadt, die manche schöne Häuser hat, in das Thor. Nach einer kleinen Viertelstunde war ich bei unserem guten Füesli, der mich mit Alt-Schweizerischer Herzlichkeit aufnahm.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bibliotheca
Universitatis
Wratislaviensis

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eggers, Christian Ulrich Detlev <<von>>,

Bemerkungen auf einer Reise durch das südliche Deutschland, den Elsaß und die Schweiz in den Jahren 1798 und 1799

Bd.: 3

Kopenhagen (1802)
BHS VI 22-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10709518-0